GESCHICHTE UND KRITIK DER WOLFSCHEN PROLEGOMENA ZU HOMER: EIN...

Richard von Volkmann




SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO
ET
ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE GIFT OF
STEPHEN SALISBURY,
OF WORCESTER, MASS.
(Class of 1817).
30 July, 1877.

GESCHICHTE UND KRITIK

DER

WOLFSCHEN PROLEGOMENA

ZU HOMER.

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE

DER

HOMERISCHEN FRAGE

VON

DR. RICHARD VOLKMANN

GYMNASIAL-DIRECTOR IN JAUER.



LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1874.


HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Vorrede.

Die Litteratur der Homerischen Frage ist in den letzten Decennien erstaunlich angewachsen. Aber je mehr sie anwuchs, in desto schärferen Gegensätzen traten die vorhandenen Hauptrichtungen der Forschung auseinander, ja desto mehr verlor sich die Forschung stellenweis in ein buntes Gewirr widerstreitender Ansichten und Meinungen. An eine endgültige Lösung der Frage selbst ist auf den bis jetzt eingeschlagenen Wegen vorläufig nicht zu denken. Dieser Erkenntniss wird sich wohl nachgerade Niemand verschliessen können, so unangenehm und für die Wissenschaft beschämend dieselbe auch ist, oder wenigstens scheinen mag.

Den Grund dieser Erscheinung wird man einerseits wohl in der Beschaffenheit der Probleme selbst suchen müssen, um deren Lösung oder Beantwortung es sich bei der Homerischen Frage handelt. Andrerseits aber vielleicht in dem Umstande, dass man die Lösung allzu schnell und voreilig auf unsichrer und schwankender Grundlage versucht hat, während man der Meinung war, sich auf festem, thatsächlichen Boden zu bewegen. Ins Leben gerufen, wenigstens für die philologische Wissenschaft, ist ja die Homerische Frage erst durch F. A. Wolfs unsterbliche Prolegomena. In diesem Buche ist aber bekanntlich blos die äussere, historische Seite derselben in Angriff genommen und, wie der Verfasser geglaubt hat, endgültig gelöst worden. Nach Wolf steht es unumstösslich fest, dass die Griechen in der Zeit, in welcher Homer gelebt haben soll, also spätestens ein Jahrhundert vor Beginn der Olympiaden, die Schreibkunst nicht gekannt, oder wenn gekannt, doch nicht zu litterarischen Zwecken benutzt haben. Eine derartige Benutzung, meint Wolf, lässt sich in ihren Anfängen erst im Zeitalter des Solon nachweisen. Bis dahin wurde alle Poesie

der Griechen, von Prosa war noch keine Rede, ausschliesslich auf Hörer berechnet im Kopf concipirt und mündlich überliefert. Auf diesem Wege können aber selbstverständlich nur Gedichte von verhältnissmässig kleinem Umfange entstehen und erhalten werden. Auf den Gedanken, Gedichte von solchem Umfange wie Ilias und Odyssee, mit einer so wohlgefügten künstlichen Einheit des Plans zu entwerfen und auszuführen, konnte vor Verwendung der Schreibkunst offenbar gar kein Dichter kommen. Folglich müssen die Homerischen Gedichte ihren gegenwärtigen Umfang und ihre kunstvolle Gestalt erst in späteren Zeiten erhalten haben. Sie sind nicht das Werk eines Dichters, sondern die nachträgliche und zwar nach dem übereinstimmenden Zeugniss des Alterthums erst durch Pisistratus veranstaltete Zusammenfügung ursprünglich verschiedener kleinerer Gedichte verschiedener Verfasser. Vor Pisistratus hat es einen geschriebenen, einheitlichen Homer nicht gegeben. Ob Homer als Verfasser der Mehrzahl dieser ursprünglich selbständigen Gedichte, oder als Verfasser des Haupttheiles und eines dem Ganzen zu Grunde liegenden Urstammes, der dann später von andern ausgeführt wurde, zu betrachten sei, darüber hat sich Wolf bekanntlich nicht bestimmt ausgesprochen, er hat vielmehr zwischen beiden Ansichten fortwährend geschwankt. Zu dem äusseren, historischen Beweis, behauptet nun Wolf weiter, lässt sich noch ein innerer aus der Betrachtung der Gedichte selbst entnommener geben. In den Gedichten finden sich deutliche Spuren ursprünglicher Verschiedenheit des jetzt scheinbar zusammengehörigen. Sorgfältige Beobachtung der Sprache und Metrik, sowie der geographischen und mythologischen Einzelheiten würden sicherlich weiteres Material an die Hand geben. Wolf selbst hat aber dies Material nicht herbeigeschafft. Auch hinsichtlich der von ihm behaupteten Spuren ursprünglicher Verschiedenheit hat er sich mit ganz allgemeinen, dürftigen Andeutungen begnügt. Was nach dieser Seite hin von Wolfs Schülern und Anhängern bis zu seinem Tode und auch späterhin beigebracht wurde, war zwar scharfsinnig, aber doch ohne rechten Belang und mehr auf einzelne Theile der Gedichte als auf ihre Gesammtheit gerichtet. Die von Wolf verlangten Untersuchungen über Sprachgebrauch und Metrik

blieben aus. Was gegen ihn geschrieben wurde, bezog sich selbstverständlich nur auf den von ihm bearbeiteten historischen Theil der Frage.

Dies wurde mit einem Schlage anders, seitdem 1837 und 1841 Lachmanns Betrachtungen über die Ilias erschienen waren. Zwar hatte sich Lachmann auf Sprache und Metrik der Gedichte nur sehr wenig eingelassen, aber er hatte die ganze Ilias in ihre vermeintlichen ursprünglichen Bestandtheile aufgelöst, soweit sich solche seiner Ansicht nach überhaupt noch nachweisen liessen, und seine auf den inneren Zusammenhang der Ilias gerichteten Untersuchungen gaben fest ausgesprochne Resultate. Die Bestätigung, Bekämpfung, Modificirung und Berichtigung dieser Resultate und des ihrer Gewinnung zu Grunde gelegten Princips, somit wenigstens eine Seite des von Wolf gewünschten inneren Beweises, trat jetzt überwiegend in den Vordergrund der Homerischen Frage. Sprachliche und metrische Untersuchungen blieben nicht aus, dagegen trat der äussere historische Beweis zurück. Lachmann hatte in dieser Hinsicht einfach an die Resultate der Prolegomena angeknüpft. Die Homerischen Gedichte haben vor Pisistratus nicht schriftlich existirt, und Niemand hat vor dieser Zeit den Gedanken an ihre Vereinigung gehabt. Die gewichtigen Einwendungen, welche, um von andern zu schweigen, Nitzsch und Welcker gegen die in den Prolegomenen ausgesprochnen Ansichten erhoben hatten, ja man muss sagen die von ihnen gegebene theilweise Widerlegung derselben, wurde von Lachmann einfach ignorirt, ein Verfahren, das allerdings sehr bequem war. Eine ganz ähnliche Stellung zur äusseren Seite der Homerischen Frage nahmen aber auch Lachmanns Anhänger und Nachfolger, sowie alle diejenigen ein, welche an Stelle der Lachmannschen Lieder grössere Liedercomplexe, verschiedene kleinere Epen, Arbeiten von Nachdichtern und Nachahmern im Gegensatz zu dem älteren, ursprünglicheren setzen wollten. Wenn sie im einzelnen mannichfache Modificationen und Berichtigungen der Wolfschen Ansichten zuliessen, so nahm es doch Niemand auf sich, die ganze von Wolf geschaffene Grundlage der Untersuchungen, das ganze Gebäude seiner Gedanken, aus dem sich eigentlich kein Stein entfernen lässt, wenn nicht das Ganze einstürzen soll, einer noch-

maligen eingehenden Prüfung zu unterziehen. Diese Unterlassung ist aber von verhängnissvollen Folgen gewesen. Denn während man so eine feste Unterlage für die Erklärung der bei der Analyse der Gedichte sich ergebenden Thatsachen gewonnen hätte, setzte man diese thatsächlich nicht vorhandene Unterlage jetzt einfach als vorhanden voraus, nahm hypothetisches, selbst unwahrscheinliches, für völlig erwiesen und konnte in Folge dessen nur ein Gebäude subjectiver Annahmen und Möglichkeiten aufführen, denen sich alsbald gleichberechtigte Annahmen andrer entgegenstellten. So steht denn gegenwärtig Ansicht gegen Ansicht, Annahme gegen Annahme, und von wirklichen Resultaten, von unzweifelhaft sichern Ergebnissen der Forschung kann bei der Homerkritik, wie sie seit Beginn der Vierziger Jahre unter uns gehandhabt ist, nirgends die Rede sein. Wie weit aber in manchen neueren der Homerischen Frage gewidmeten Schriften, sobald es sich in ihnen um die äussere, historische Seite der Frage handelt, die kritiklose Verwechslung des Thatsächlichen und blos Angenommenen geht, und mit wie naiver Zuversicht bisweilen man möchte fast sagen ganz transscendente Hypothesen ohne weiteres als wirkliche Thatsachen angesehen und als solche behandelt werden, ist staunenswerth.

Ich glaube daher, dass eine nochmalige gründliche und möglichst abschliessende Prüfung der in den Prolegomenen vorgetragenen Ansichten, in der That der Punkt ist, auf welchen sich die Homerische Forschung, um wirklich weiter zu kommen, zunächst zu richten hat. Eine Beschäftigung mit den beiden neusten, sehr umfangreichen, sehr scharfsinnigen und gründlichen Arbeiten, welche der Homerischen Frage gewidmet sind, hat mich in diesem Glauben nicht wenig bestärkt. Ich meine den über die Homerischen Gedichte und die ganze Homerische Frage handelnden Abschnitt aus Bergks Griechischer Litteraturgeschichte B. I S. 410 bis 913 und das Buch von Kammer „die Einheit der Odyssee nach Widerlegung der Ansichten von Lachmann-Steinthal, Köchly, Hennings und Kirchhoff, mit einem Anhang Homerischer Blätter von Lehrs“ Leipz. 1873. So verschieden diese Arbeiten in ihrer Anlage wie in ihren Ergebnissen auch sind, so stimmen sie doch in zwei wich-

tigen Punkten überein. Beide verwerfen mit gleicher Entschiedenheit die Lachmannsche Liedertheorie mit ihren Consequenzen. Beide ferner geben je ein Hauptstück der Wolfschen Annahmen unumwunden und, wie ich glaube, mit guten Gründen preis. Bergk den Ausgangspunkt, Kammer im Anschluss an Lehrs den Schlusspunkt derselben. Nach Bergk sind die Homerischen Gedichte von vornherein und zwar als einheitliche Epen mit kunstreicher Handlung von allerdings nur mässigem Umfange schriftlich abgefasst worden. Sie waren die ersten Werke, bei deren Abfassung die damals schon längst bekannte und geübte Schreibkunst zu litterarischen Zwecken in grösserem Umfange angewandt wurde. Aber trotz dieser schriftlichen Abfassung wurden die ursprünglichen Epen unmittelbar nach ihrem Erscheinen von andren Dichtern, die sich zur Schaffung ähnlicher grosser Epen zu schwach fühlten, erweitert und umgedichtet, späterhin — d. h. bei der Odyssee nach etwa funfzig Jahren — von der Hand eines Diaskeuasten, der dabei auf das willkürlichste zu Werke ging, im Ganzen überarbeitet und nochmals erweitert und bis auf geringe Bestandtheile aus einer noch späteren Zeit (Schiffskatalog, Dolonie u. s. w.) zum Abschluss gebracht. Wolf's sonstige Annahmen über die Homeriden, die Identificirung der Rhapsoden mit den Aöden, über das Vorhandensein von Rhapsodenschulen, sowie von der schliesslichen Redaction des Pisistratus, diese freilich als kritische Redaction sämmtlicher zum epischen Cyklus gehöriger Gedichte, bleiben bei Bergk bestehen. Umgekehrt hält Kammer nach Lehrs Vorgang die Ueberlieferung von der Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus für völlig unglaublich und werthlos. Aber beide Gedichte sind als geschlossene Einheiten, als das was sie noch gegenwärtig sind, als kunstvolle Epen im grossen Stil von vornherein concipirt worden, aber Jahrhunderte lang blos mündlich überliefert und dabei im einzelnen mannichfach erweitert und verändert worden. Zu welcher Zeit die mündliche Ueberlieferung mit der schriftlichen vertauscht worden, darüber schweigt Kammer. Dass die Gedichte Jahrhunderte lang in einem beständigen Wandel und Flusse geblieben sind, wird ausdrücklich hervorgehoben. „Wenn sie trotz alledem und in Anbetracht, dass sie so

lange Zeit im Gedächtniss aufbewahrt wurden, alle die zahlreichen Einflüsse einer derartigen Ueberlieferung überstehen konnten und bis zu dem Moment, da man den herrlichen Schatz der Vergangenheit für alle Zeiten rettete, die uns heute noch vorliegende Form im Grossen und Ganzen bewahrten, so zeugt dies für die ausserordentliche Einheitlichkeit des Planes dieser Gedichte.“

Eine eingehende Beurtheilung und Würdigung der Ansichten dieser Gelehrten würde meinerseits ein umfangreiches Buch erfordern. Gegen ihre Richtigkeit aber im Ganzen liegen schwer wiegende Bedenken nahe. Waren die Homerischen Gedichte, und zwar als das Product eines oder zweier hervorragender Dichtergenien, von Anfang an schriftlich vorhanden, so waren sie damit selbstverständlich, sollte man meinen, gegen eine so beispiellose Mishandlung und Verballhornisirung, wie sie eine solche nach Bergk erfahren haben sollen, noch dazu in einer so unglaublich kurzen Zeit nach ihrem Erscheinen, geschützt. Ein Volk, in dessen Mitte so geniale Dichter überhaupt aufstehen konnten, war sicherlich soweit in der Bildung vorgeschritten, um die hinterlassenen Werke derartiger Genien zu ehren und vor dem frevelhaften Beginnen solcher Herostrate, wie sie uns Bergk in seinen Diaskeuasten vorführt, sicher zu stellen, und durch das launenhaft durchgeführte Werk eines oder mehrerer Fälscher sich die nach Bergks eigener Ansicht doch viel schöneren und besseren Originale nicht verdrängen zu lassen. Leugnet man aber mit Wolf die ursprünglich schriftliche Aufzeichnung der Homerischen Gedichte, so ist es vergebens, sich gegen die unabweisliche Consequenz dieser Annahme zu sträuben. Vor dem Gebrauch der Schreibkunst zu litterarischen Zwecken ist die Conception und Durchführung kunstvoller umfangreicher Epen lediglich im Kopfe nicht minder unmöglich und ebenso undenkbar als ihre Mittheilung an andre und ihre wenigstens im Ganzen und Grossen unversehrte Fortpflanzung und Erhaltung auf blos mündlichem Wege, noch dazu durch die Reihe von Jahrhunderten, auch wenn man von einem beständigen Wechsel und Fluss derselben spricht, der ja dann doch wieder den Hauptbestand der Gedichte und ihre künstlerische Anlage im Ganzen nicht berührt haben soll. Und leugnet man ferner die Richtigkeit

der Tradition über die Thätigkeit des Pisistratus, so schwebt die chronologische Fixirung eines so folgenschweren und wichtigen Ereignisses, als es die endgültige Uebertragung des blos mündlichen epischen Gesanges in die Form schriftlicher Epopöien offenbar gewesen ist, völlig haltlos in der Luft und man wird sich der Annahme, den Homer selbst, wenn nicht für den Dichter, so doch für den Redactor und letzten Diaskeuasten der unter seinem Namen überlieferten Gedichte zu halten, nicht entziehen können.

Nun bilden aber die Wolfschen Prolegomena wie den zeitlichen Ausgangspunkt, so noch fortwährend die Grundlage der Homerischen Frage. Sobald man sich irgend dazu anschickt, die aus der sorgfältigen Lectüre der Homerischen Gedichte gewonnenen Thatsachen über Verschiedenheiten in Ton und Farbe der Darstellung und vorhandene Widersprüche zu erklären, oder zu weiteren Schlüssen zu verwenden, so muss man auf die in jenem berühmten Buche niedergelegten Ansichten zurückkommen und sich mit ihnen irgendwie auseinandersetzen. Diese Ansichten stehen aber unter sich im engsten Zusammenhang, und bilden ein geniales bewundernswerthes Ganzes. Man kann sie wohl im einzelnen berichtigen, erweitern, modificiren, aber man kann keine derselben gänzlich verwerfen, ohne den ganzen Bau in Mitleidenschaft zu ziehen. Keine derselben ist aber ohne Widerspruch, ja man muss sagen ohne erfolgreichen Versuch der Widerlegung geblieben. In einer Zeit nun, in welcher, wie bereits erwähnt, zwei unsrer namhaftesten Philologen sich der eine gegen die Grundlage, der andre gegen den Schlussstein der Prolegomena mit grosser Entschiedenheit ausgesprochen, damit aber die Richtigkeit des ganzen Wolfschen Gebäudes aufs entschiedenste in Frage gestellt haben, kann ein weiteres Aufspüren von Liedern oder kleineren Epen, von Ueberarbeitungen, Nachdichtungen und Interpolationen in grösserem Umfange zu nichts führen, wenigstens zu keiner Einigung der auseinandergehenden Ansichten, und somit zu keinem wissenschaftlichen Fortschritt, so lange nicht dieses Gebäude und seine Berechtigung aufs neue vollständig durchgeprüft ist.

Das hiermit als nothwendig verlangte Zurückgehen der Forschung auf die Prolegomena ist aber noch aus einem

andern Grunde unabweislich. Der grosse Madvig, dessen genialen Scharfblick zu bewundern, uns die letzten Jahre so reiche Gelegenheit gegeben haben, hat bekanntlich schon im Jahre 1869 im Vorwort zur Deutschen Bearbeitung von Nutzhorns Schrift über die Entstehungsweise der Homerischen Gedichte, ein unzweideutiges Verwerfungsurtheil über die Wolfschen Prolegomena ausgesprochen. Seine darauf bezüglichen Worte mögen hier ihren Platz finden: „Die Homerische Kritik wurde, soweit sie den Ursprung und die Totalform der Gedichte betrifft, von F. A. Wolf in den berühmten als Ferment und als Zerstörung einer gar zu naiven Tradition berechtigten und wichtigen, jedoch weder Erscheinungen und Thatsachen klar und übersichtlich darlegenden, noch in der Prüfung consequent fortschreitenden, noch zum Abschluss gebrachten Prolegomenen in ein falsches Geleise geführt, ebenso wie seine Untersuchung der Aechtheit Ciceronischer Reden, wenn man einen möglichst berichtigten Text als Grundlage der Prüfung, eine klare Auffassung geschichtlicher Verhältnisse, eine scharfe, durchdringende antiquarische Einsicht oder eine sichere und unbefangene Würdigung sprachlicher und ästhetischer Erscheinungen verlangt, als oberflächlich und irreleitend bezeichnet werden muss. Wolfs Homerische Untersuchung charakterisirt sich zuerst durch ihren auffallenden Mangel einer bestimmten positiven Construction der zu erklärenden Erscheinung selbst neben den negativen Sätzen, demnächst durch eine bei weitem unzulängliche Prüfung der späteren Berichte über Pisistratus im Verhältnisse einerseits zu dem ganzen allgemeinen Bilde, welches von den litterären Zuständen seiner Zeit und den danach möglichen Unternehmungen und deren Wirkung sich entwerfen und festhalten lässt, andrerseits zu den Voraussetzungen, auf welche die angenommene Einwirkung des Pisistratus auf die Gestaltung der Homerischen Gedichte selbst hinweist. Ich scheue mich nicht zu behaupten, dass Alles, was mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, entschieden die Einheit der Homerischen Gedichte (eines jeden für sich) und deren ganze Grundform als im voraus gegeben und allgemein anerkannt voraussetzt. — — Hieran schliesst sich bei Wolf und bei vielen nach ihm eine merkwürdige Umgehung von Erscheinungen in der Entwick-

lung der Griechischen Litteratur und Poesie, die grösstentheils vor Pisistratus liegen und auf die entschiedenste Weise das einheitliche Bestehen und Ueberkommen der Homerischen Gedichte als grosser Ganzen andeuten; es gilt dies besonders von den Cyklikern, aber auch das älteste Melos deutet auf dasselbe hin. Schon bei Wolf tritt sodann eine unklare Auffassung des Begriffes Volkspoesie hervor, die sich nach ihm erhält und sehr erweitert. Man scheint zuweilen ganz zu vergessen, dass die Volkspoesie ebensowohl wie jede andere Poesie eben durch dichtende Individuen hervortritt, nur in einer anderen Form der Wechselwirkung als in entwickeltern, künstlichern gesellschaftlichen und litterären Zuständen."

Ein derartiges Urtheil eines der bedeutendsten Philologen unsres Jahrhunderts verlangt entschiedene Beachtung und sorgfältige Prüfung, die eben in nichts anderem als einer nochmaligen eingehenden Prüfung der Prolegomena bestehen kann. Auch das von ihm so warm empfohlene Buch von Nutzhorn, dessen Grundbetrachtung und Totalauffassung er vollständig als die seinige anerkennt, bedarf, um dies beiläufig zu bemerken, lediglich aus diesem Grunde gleichfalls der sorgfältigsten Beachtung. „Nutzhorn," sagt Madvig, „hat seinen Gegenstand mit tiefem und zartem Gefühl für das Gedicht, dessen Grösse, Macht und Recht, mit klarem Blick für das unveränderliche Wesen der Dichtkunst und der Abhängigkeit ihrer Form und Gestalt von den Zeiten und dem Standpunkt der Völker behandelt." Dem gegenüber hat es mich denn freilich sehr seltsam berührt, als ich in Kammers angeführtem Buche auf S. 387 folgendes zu lesen bekam: „Den Anhängern der Liedertheorie gegenüber hält das Häuflein derer, die an den einigen Homer noch glauben, das immer mehr und mehr zusammenschmilzt. Mit den consequentesten Vertretern dieser Richtung — Gelehrte wie z. B. Nitzsch sind hierin nicht einbegriffen — lässt sich heute nicht mehr rechten: sie haben von dem grossartigen Fortschritt, den die Kritik seit Wolfs unsterblichen Prolegomenen machte, nichts gelernt, und ihre querköpfige Philisterhaftigkeit lässt in der That nichts mehr zu wünschen übrig. Die starrsten Anhänger dieser Partei weilen beide nicht mehr unter den Lebenden, Ameis und Nutz-

horn, beide bis zum Unglaublichen einseitig und doch beide so ausserordentlich verschieden u. s. w.“

Wenn nun dem bisherigen zufolge eine eingehende Prüfung der Prolegomena sich bei dem gegenwärtigen Stande der Homerischen Frage als ein unabweisliches, wissenschaftliches Bedürfniss herausstellt, so muss die Lectüre und das Studium derselben selbstverständlich den Ausgangspunkt für alle diejenigen bilden, die sich eingehend und selbständig mit der Homerischen Frage beschäftigen, oder sich wenigstens ein Urtheil über dieselbe bilden wollen. Für solche Leser wird aber das Verständniss dieses genialen Buches wesentlich erleichtert, wenn sie mit seiner Geschichte bekannt sind. Zunächst mit seiner Vorgeschichte, wenn sie also über die Ansichten unterrichtet sind, die über die Homerischen Gedichte und ihren Ursprung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vor dem Erscheinen der Prolegomena in Umlauf waren und unter deren Einfluss Wolf bei Abfassung seines Werkes gestanden hat. Ferner mit seiner eigentlichen Geschichte, wenn sie also auch mit demjenigen bekannt sind, was zur Erläuterung der in den Prolegomenen vorgetragenen Ansichten von Wolf in seinen sonstigen Schriften ausgesprochen ist, sowie mit der Aufnahme, welche das Werk bei den Zeitgenossen gefunden hat, und den Einwürfen, welche gegen seinen Inhalt nicht ausgeblieben sind, wenn sie endlich wenigstens eine allgemeine Uebersicht über die weitere Behandlung der in diesem Buche zuerst im Zusammenhange besprochenen Thatsachen und Probleme bis zur Gegenwart haben.

Die Wichtigkeit und der Nutzen derartiger Kenntnisse für die Leser der Prolegomena dürfte wohl einleuchtend sein. Wer dieses Buch zum erstenmale liest, der wird sich kaum des Eindrucks erwehren können, als ob das, was Wolf in ihm über den späten Gebrauch der Schreibkunst bei den Griechen sagt, lediglich das Ergebniss seiner eigensten Studien sei und als ein nullo dictum prius ore in directem Gegensatz zu dem Urtheil sämmtlicher Zeitgenossen gestanden habe. Der Eindruck wird aber sofort ein andrer, wenn man weiss, dass Wolf schon elf Jahre vor dem Erscheinen der Prolegomena die Ansicht, dass die Gedichte des Homer, Hesiod und andrer gleichzeitiger Dichter eine

lange Zeit hindurch lediglich durch das Gedächtniss aufbewahrt seien, als eine ausgemachte und allgemein angenommene Thatsache bezeichnet hat, und es allerdings anderweitig bestätigt findet, dass dieselbe schon vor dem Erscheinen der Prolegomena ziemlich weit verbreitet war und in Deutschland viele Anhänger zählte. Die Prolegomena haben ferner für den Leser etwas wunderbar bestechendes und überzeugendes. Wenn ihm auch bei diesem oder jenem Punkte leise Zweifel aufsteigen mögen, so ist doch Wolf in der Aufstellung seiner Ansichten auf der einen Seite so behutsam, vorsichtig und zurückhaltend, auf der andern Seite aber redet er wieder so bestimmt und zuversichtlich, dass dadurch auch das Ungewisse nunmehr den Schein der Gewissheit empfängt, und das Ganze der Darstellung den Leser schliesslich vollständig gefangen nimmt. Wendet er sich nun unter diesem frischen Eindruck des Buches sofort an irgend ein neueres Werk über die Homerische Frage, in welchem er unter ausdrücklicher Anerkennung oder stillschweigender Voraussetzung der Richtigkeit der Wolfschen Ansichten als unumstösslicher, überwiegend die innere Seite derselben behandelt findet, so wird er sich eben deshalb nur zu leicht versucht fühlen, der so anziehenden Behandlung der inneren Seite seine ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden, und darüber eine gründliche Prüfung dieser Ansichten, die nur nach sorgfältiger Erwägung alles dessen vorgenommen werden kann, was im Laufe der Zeiten gegen sie vorgebracht ist, nicht nur zu unterlassen, sondern sie wohl geradezu für nachgerade überflüssig zu halten, in Folge dessen aber auch zu keiner klaren Einsicht in den eigentlichen Status der Homerischen Frage, um mich so auszudrücken, gelangen. Dieser Versuchung ist offenbar derjenige nicht ausgesetzt, der aus weiteren Studien alles dasjenige kennen gelernt hat, was gegen Wolfs Aufstellungen von Anfang an vorgebracht ist, oder auch nur durch eine summarische Darstellung aus dritter Hand darauf hingewiesen ist.

Derartige Erwägungen haben mich zur Ausarbeitung vorliegender Schrift veranlasst, welche ein Hülfsbuch zum Studium und Verständniss der Prolegomena in der angedeuteten Weise, zugleich eine Art Einleitung und Vorschule zum Studium der Homerischen Frage überhaupt sein will.

Möchte die in ihr gebotene Zusammenstellung des einschlägigen Materials sich des Beifalls kundiger und wohlmeinender Fachgenossen zu erfreuen haben, die Schrift selbst aber als ein nützliches, brauchbares Hülfsmittel zur Erreichung des von mir ausgesprochenen Zweckes anerkannt werden.

Bei dem, was auf S. 219 über Boeckh und die Griechische Epigraphik gesagt ist, hätte Franz nicht unerwähnt bleiben sollen. Derselbe schreibt in seinen Elementa Epigraphices Graecae, Berol. 1840 p. 15, wie man auch über Homers Zeitalter denken möge, so lasse sich ein wenn auch nur beschränkter Gebrauch der Schreibkunst für die Zeit des Trojanischen Krieges nicht in Abrede stellen, und ausführlicher von p. 29 an mit einem kurzen Hinblick auf den betreffenden Punkt der Homerischen Frage in einem besonderen Abschnitt über das Alter der Schreibkunst, es sei kein Grund vorhanden, den Griechen den Gebrauch der Schrift bereits in vorhomerischer Zeit abzusprechen, die Homerischen Gedichte aber selbst anlangend, so sei deren schriftliche Abfassung von Anfang an und deren Verbreitung durch Abschriften, die sich einzelne von ihnen machten, höchst wahrscheinlich, bei welcher Annahme übrigens keineswegs ausgeschlossen sei, dass sie erst durch Pisistratus ihre abschliessende Kunstgestaltung erhalten haben. — Hinsichtlich der auf S. 301 berührten Uebereinstimmung des Suidas mit Diogenes Laertius, wie sich eine solche auch an andern Stellen findet, und der dort ausgesprochnen Vermuthung, dass diese nicht von einer directen Benutzung des letzteren durch den ersteren, sondern von der Benutzung einer gemeinsamen Quelle kommt, so war vielleicht als solche der ächte Hesychius von Milet zu bezeichnen, den Suidas, wie er selbst sagt, epitomirt hat, und der dem Diogenes nach Nietzsche's Vermuthung unter Vermittlung des aus ihm epitomirten Diokles περὶ τῶν ἐν παιδείᾳ διαλαμψάντων σοφῶν vorgelegen hat.

Der von mir in diesem Werke vertretene Standpunkt lässt sich wohl im Ganzen und Grossen als der von G. W. Nitzsch bezeichnen. Ich darf mir daher wohl zum Schluss den Lesern meines Buchs gegenüber die persönliche Mittheilung erlauben, dass ich, in Folge mehrerer kleinen von

mir veröffentlichten Recensionen von neueren Schriften zur Homerischen Frage, in den Jahren 1860 und 1861 mit diesem Gelehrten in Briefwechsel getreten bin und noch in den Sommerferien des letzteren Jahres, wenig Tage vor dem plötzlich erfolgten Tode des alten Herrn, die Ehre gehabt habe seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Einer längeren Unterredung mit ihm über M. Sengebusch Homerica dissertatio posterior verdanke ich daher die erste Anregung zur Abfassung vorliegender Schrift, die hiermit seinem Andenken gewidmet sei.

Jauer, den 15. Juli 1874.

R. V.

Inhalts-Uebersicht.

I. Geschichtlicher Theil. Cap. I—VII.

II. Kritischer Theil. Cap. VIII—XI.

Erstes Capitel.

Adolph Emperius eröffnete 1841 einen kleinen, aber gehaltreichen Aufsatz im Rheinischen Museum über Hom. Il. XI, 489 mit den Worten: *Homeri carminum qualis fuerit antiquissima forma quaeritur et quaeretur, quousque philologia erit inter mortales.* Damit wird die sogenannte Homerische Frage, d. h. die Frage nach der Entstehung und der ursprünglichen Form der Homerischen Gedichte, welche in ihrem zweiten Theile die Voraussetzung in sich schliesst, dass wir diese Gedichte in ihrer ursprünglichen Form nicht mehr haben, von vornherein als unlösbar bezeichnet. Und in der That zwei Probleme sind es, welche ganz abgesehen von unsrer äusserst mangelhaften Ueberlieferung über Homers Person und Zeitalter und die Schicksale seiner Gedichte in voralexandrinischer Zeit, die Homerische Frage zu einer so schwierigen und verwickelten machen, dass ihre nicht endgültige, sondern nur annähernd richtige Lösung, trotzdem in Deutschland seit fast hundert Jahren die besten philologischen Kräfte sich an ihr versucht haben, bis jetzt noch nicht hat gelingen wollen.

Das eine Problem liegt in dem Vorhandensein der Homerischen Gedichte selbst. Wie ist es möglich, muss man fragen, dass zwei so grosse, herrliche Dichtungen, die mit Recht als das vollendetste betrachtet werden, was der menschliche Geist bis jetzt auf dem Gebiet des Epos hervorgebracht hat, die in ihrer wunderbaren Vereinigung von überlegter Kunst und natürlichster Einfachheit geradezu einzig dastehen, den Eingang bilden, durch den wir in den so blüthenreichen Garten der Griechischen Litteratur hindurchgehen? Wo in aller Welt finden wir eine ähnliche Erscheinung, dass die Litteratur eines Volkes, statt sich von

bescheidenen, schwachen Anfängen langsam und allmälich zu vollendeter Kunsthöhe emporzuarbeiten, gleich von vorn herein das Schönste darböte, was sie überhaupt aufzuweisen hat? Auch bei den Griechen ging sicherlich dem vollendeten Epos eine lange Entwicklungsreihe kleinerer Versuche vorauf, und doch lässt uns die Tradition des Alterthums über das thatsächliche Vorhandensein solcher Versuche so gut wie völlig im Stich, so dass wir lediglich auf eigne Vermuthungen in dieser Hinsicht angewiesen sind.

Das andre Problem aber liegt in der innern Beschaffenheit dieser Gedichte. So hoch man auch ihren Kunstwerth stellen, so sehr man ihre dichterische Schönheit bewundern mag, so lässt sich doch nicht leugnen, dass sie im einzelnen mit vielfachen Mängeln behaftet sind. Es handelt sich dabei nicht um die Abwechslung des vollendet schönen mit dem minder schönen, eine Abwechslung, die sich bei Gedichten von solchem Umfang am Ende von selbst versteht, sondern um das Vorhandensein zahlreicher Widersprüche in Bezug auf Ort und Zeit, sowie einzelne Umstände der erzählten Begebenheiten, Widersprüche, die nicht selten an ganz verschiedenen Stellen der beiden Gedichte sich wiederfinden und sich somit über das Ganze der Dichtungen hinziehen. Es handelt sich ferner um das unleugbare Vorhandensein störender und matter Partien, welche in Ton und Farbe der Erzählung, sowie in ihrer ganzen poetischen Anlage eine andre Hand, vielleicht auch ein andres Zeitalter zu verrathen scheinen. Waren aber diese mangelhaften Partien, diese Widersprüche und störenden Zusätze den Gedichten gleich bei ihrer ersten Anlage eigen, oder sind sie erst später hineingekommen und wie ist ihr Vorhandensein überhaupt zu erklären?

Den alten Grammatikern, die sich mit der Kritik und Interpretation der Homerischen Gesänge beschäftigt haben, hat sich das erstere Problem gar nicht fühlbar gemacht, weil sie ausser ihrer eignen Litteratur keine andre kannten. Erst aber bei einer Vergleichung verschiedener Litteraturen erscheint das Vorhandensein der Homerischen Gedichte so auffallend. Die Thatsachen dagegen, auf denen das zweite Problem beruht, konnten ihnen so wenig als irgend einem aufmerksamen Leser der Gedichte verborgen bleiben. Dass

sie dieselben bemerkt haben, beweisen uns ihre zahlreichen, bisweilen recht umfangreichen Athetesen, durch welche sie allerhand störende Zusätze in den Gedichten zu entfernen suchten. Aber wie sie das Vorhandensein dieser störenden Zusätze erklärt haben, welches ferner ihre dabei nothwendig vorauszusetzenden Ansichten über die Entstehung und ursprüngliche Gestalt dieser Gedichte sowie die Geschichte ihrer Ueberlieferung in den ältesten Zeiten gewesen sind, ist uns völlig unbekannt. Erst bei späteren Autoren finden wir einige Stellen, in denen eigenthümliche Mittheilungen über besondere Schicksale der Homerischen Gedichte enthalten sind, und die namentlich einen Antheil des Pisistratus an der Herstellung der gegenwärtigen Gestalt der Gedichte zu bekunden scheinen. Unter diesen Stellen sind namentlich drei von besonderer Wichtigkeit. Erstlich die Aeusserung des Cicero de orat. III, 34, 137 von Pisistratus — *qui primus Homeri libros confusos antea sic disposuisse dicitur, ut nunc habemus.* Danach brachte Pisistratus die Homerischen Gedichte in die gegenwärtige Ordnung ihrer Bücher, während sie früher keine Ordnung hatten, sei es, dass sie ihnen überhaupt fehlte, sei es dass sie aus irgend welcher Veranlassung gestört war. Zweitens die Nachricht des Aelian V. H. XIII, 14: ὅτι τὰ Ὁμήρου ἔπη πρότερον διῃρημένα ᾖδον οἱ παλαιοί. — ὀψὲ δὲ Λυκοῦργοϲ ὁ Λακεδαιμόνιοϲ ἀθρόαν πρῶτοϲ εἰϲ τὴν Ἑλλάδα ἐκόμιϲε τὴν Ὁμήρου ποίηϲιν. τὸ δὲ ἀγώγιμον τοῦτο ἐξ Ἰωνίαϲ, ἡνίκα ἀπεδήμηϲεν, ἤγαγεν. ὕϲτερον δὲ Πειϲίϲτρατοϲ ϲυναγαγὼν ἀπέφηνε τὴν Ἰλιάδα καὶ Ὀδύϲϲειαν. Homers Gedichte wurden in alten Zeiten nur in Form einzelner Rhapsodien vorgetragen. Eine Sammlung aller vorhandenen Rhapsodien brachte Lykurg aus Ionien nach Hellas. Die Vereinigung dieser Rhapsodien zu Ilias und Odyssee ist das Werk des Pisistratus. Drittens endlich die merkwürdige Stelle des Josephus contr. Apion. I, 2 p. 175 Bekk., wo er behauptet, dass die Griechen erst spät mit dem Gebrauch der Schreibkunst bekannt geworden seien. Ihr ältestes schriftliches Denkmal seien Homers Gedichte. Homer habe nach dem Trojanischen Zeitalter gelebt. καὶ φαϲὶν οὐδὲ τοῦτον ἐν γράμμαϲι τὴν αὑτοῦ ποίηϲιν καταλιπεῖν, ἀλλὰ διαμνημονευομένην ἐκ τῶν ᾀϲμάτων ὕϲτερον ϲυντεθῆναι καὶ διὰ τοῦτο πολλὰϲ ἐν αὐτῇ ϲχεῖν τὰϲ διαφωνίαϲ. Homer hat also seine

Gedichte ursprünglich nicht schriftlich abgefasst. Blos im Gedächtniss aufbewahrt sind sie durch mündliche Ueberlieferung verbreitet worden. Erst später wurden sie aus den vorhandenen Gesängen zusammengesetzt, daher ihre vielen Widersprüche[1]). Ob aber diese Stellen wirklich auf Forschungen Alexandrinischer Gelehrten zurückgehen, ob ihnen also in der That irgend welche Autorität zukommt, oder ob wir sie blos als müssige Einfälle späterer zu betrachten haben, das bedarf erst noch einer genauen Untersuchung.

Bei den Neueren nimmt die Homerische Frage nach unbedeutenden Anfängen ihren eigentlichen Ursprung mit dem Erscheinen der Wolfischen Prolegomena i. J. 1795. Nicht leicht kann sich ein anderes wissenschaftliches Buch eines so ungeheuren Einflusses auf Mit- und Nachwelt rühmen als dieses. Noch bis auf den heutigen Tag bildet es die Grundlage aller Homerischen Forschungen und ohne ein wiederholtes eingehendes Studium desselben ist ein Verständniss der Homerischen Frage unmöglich. Alle philologische Forschung muss aber an die thatsächlich vorhandene Ueberlieferung des Alterthums anknüpfen, sie muss ferner sorgfältig berücksichtigen, was zur Erklärung und Berichtigung dieser Ueberlieferung im Laufe der Jahrhunderte geleistet ist, sie setzt die Arbeit der Vorgänger fort. Dies ist auch bei Wolfs Prolegomenen der Fall. Es finden sich in der That über die Entstehung der Homerischen Gedichte nur wenig Gedanken in diesem Buche, die nicht wenigstens im Keime schon früher von anderen ausgesprochen wären. Sein Inhalt ist demnach in gewisser Hinsicht nicht durchaus original. In höherem Grade vielmehr, als man dies glauben sollte, und gegenwärtig wohl allgemein annimmt, erweist sich dies Buch als ein Kind seiner Zeit. Aber die methodische Verknüpfung der einzelnen Gedanken zu einem kunstreichen Bau, ihre geschickte Gruppirung und lichtvolle Behandlung zur Gewinnung einer beim ersten Anblick durch ihre Wahrscheinlichkeit blendenden Hypothese sind völlig

---

1) Dass man διαφωνίαι hier nur im Sinne von Widersprüchen, nicht aber von verschiedenen Lesarten verstehen darf, dergleichen sich ja in jedem Autor finden, die also für Homer gar nichts beweisen würden, ist doch wohl selbstverständlich.

das Eigenthum des Wolfischen Geistes und machen das Studium der Prolegomena zu einem so anziehenden und fesselnden. Die Genialität ihres Verfassers tritt dem Leser fast von der ersten Seite an in überwältigender Weise entgegen. Und doch erweisen sich fast alle Wolfischen Aufstellungen und Behauptungen, soweit sie den Anspruch erheben als historische Gründe zu gelten, bei näherer Betrachtung als unhaltbar.

Ehe wir uns jedoch zur eingehenden Besprechung derjenigen Abschnitte dieses mit Recht berühmten Buches wenden können, welche für die sogenannte Homerische Frage massgebend geworden sind, wird es nöthig sein den Gang der auf die Entstehung und Geschichte der Homerischen Gesänge bezüglichen Forschungen in ihren Anfängen bei den Neueren bis auf Wolf, wie nicht minder den Gang der Homerischen Studien dieses grossen Mannes selbst, möglichst genau zu verfolgen, um auf diese Weise die Grundlage zu erkennen, auf welcher er sein eignes Gebäude aufgeführt hat.

In den ersten Jahrhunderten der philologischen Studien bei den Neueren fanden die Spuren einer Beschäftigung der Alten mit der Homerischen Frage, wie man sie aus Andeutungen des Eustathius und der Scholien, soweit sie allmälich bekannt wurden, sowie aus den angeführten merkwürdigen Stellen bei Cicero, Aelian und Josephus hätte entnehmen können, keine Beachtung. Gehörte ja Homer keineswegs zu den gründlich und viel gelesenen Autoren, geschweige denn, dass man ein irgendwie methodisches Studium auf ihn verwandt hätte. Gelegentlich äusserte der gelehrte Casaubonus in einer Anmerkung zu Diog. Laert. IX, 12: *si verum est, quod Josephus ait, Homerum sua poemata scripta non reliquisse, sed* διαμνημονευόμενα *multo post scripta fuisse, non video, quomodo satis emendata possint haberi, vel si antiquissimos habeamus codices: siquidem verisimile est non paulo aliter ea fuisse scripta, ac essent ab ipso composita.* Aehnliche Aeusserungen sollen sich auch an andern Stellen seiner Schriften, sowie bei Salmasius finden. Diese Männer beachteten wenigstens die Aeusserung des Josephus, wenn sie auch die in ihr ausgesprochene Ansicht nicht schlechthin zu der ihrigen machten, oder gar als Ausgangspunkt für weiter reichende, tiefere Studien zu Grunde legten.

Selbständig benutzt, wenn auch noch nicht in ihrer ganzen Tragweite erkannt und deshalb einer genaueren Prüfung unterworfen, wurden sie einzig und allein von dem scharfsichtigen Jacob Perizonius[1]) im sechsten Capitel seiner Animadversiones historicae (Franeq. 1684. ed. Harless Altenb. 1771 p. 209 sqq.) Dieser gelehrte Forscher geht davon aus, dass Livius VI, 1 die Nachrichten über die ältere Geschichte Roms vor dem Gallischen Brande, soweit er sie aus den vorhandenen älteren Annalisten schöpfte, dunkel nennt, und diese Dunkelheit einmal aus dem langen Zeitraum erklärt, der zwischen diesen Begebenheiten selbst und seiner Zeit verstrichen sei; zweitens aus dem beschränkten Gebrauch schriftlicher Aufzeichnungen in jenen Zeiten, endlich aus dem Untergang der meisten vorhandenen Urkunden und Aufzeichnungen im Gallischen Brande. Wie beschränkt in der That der Gebrauch schriftlicher Aufzeichnungen war, das gehe unter anderem auch aus der Sitte hervor durch einen der obersten Magistrate in einem bestimmten Tempel einen Jahresnagel einschlagen zu lassen zum Merkzeichen für etwaige chronologische Bestimmungen. Aus der Seltenheit und Unzulänglichkeit schriftlicher Aufzeichnungen erkläre sich daher auch die Unzuverlässigkeit der annalistischen Nachrichten, und ihre offenbare Vermischung mit wunderbaren, fabelhaften Elementen, je mehr man auf die Anfänge der Römischen Geschichte zurückgehe. Wie war es denn aber überhaupt möglich, dass unter derartigen Umständen eine geschichtliche Kunde wichtiger Ereignisse auf die Nachwelt kam? Durch Gesänge und Lieder, antwortet Perizonius, die sich auf die Ereignisse bezogen und die man an Festtagen oder bei festlichen Gelagen vortrug, eine Sitte, die wir schon bei den alten Israeliten antreffen. Dass auch bei den Griechen der Gebrauch der Schrift ein später war, dass die ersten Geschichtschreiber erst kurz vor den Perserkriegen gelebt haben, dass kein älteres allgemein anerkanntes schriftliches Denkmal vorhanden war als die Homerischen Gedichte, dass auch Homer selbst seine Gedichte nicht der Schrift, sondern dem Gedächtniss der Menschen

---

1) Auf Perizonius als Vorläufer Wolfs hat, so viel ich weiss, zuerst Nitzsch hingewiesen de hist. Hom. I S. 2.

in verschiedenen Liedern anvertraut habe, aus denen erst später Ilias und Odyssee zusammengefügt wurden, das alles berichte Josephus im ersten Buche gegen Apion. Wenn dies aber wahr ist, wie es dies denn in der That ist, so wurde also auch bei dem Volke, welches im übrigen als Urheber aller Gelehrsamkeit gilt, ehemals die Erinnerung an geschichtliche Ereignisse durch Lieder erhalten. Daher lässt denn auch Homer selbst den erzürnten Achilles, um sich zu ergötzen, zur Cither κλέα ἀνδρῶν singen. Von diesen Liedern muss man daher bei den Griechen nicht blos die Anfänge der Geschichte, sondern auch der Poesie, namentlich der epischen und lyrischen ableiten. Fanden solche Lieder grossen und allgemeinen Beifall, so wurden sie allmälich auch aufgeschrieben. So brachte denn Lykurg jene nach Josephus ursprünglich im Gedächtniss aufbewahrten, dann aber auch aufgeschriebenen Gesänge Homers aus Ionien mit nach Griechenland, Pisistratus fügte sie dann zusammen und stellte uns aus ihnen die Ilias und Odyssee her, wie Aelian XIII, 14 bezeugt, welcher gleichfalls berichtet, die Alten hätten ehemals die Gedichte Homers gesungen, aber in verschiedene Theile oder Geschichten getrennt. Aehnliches habe Huet in Betreff der Araber angemerkt, dasselbe sei der Fall gewesen bei den alten Spaniern, Galliern und Germanen, ja bei letzteren habe diese Sitte bis zu den Zeiten Karls des Grossen gedauert, welcher die bis dahin blos mündlich in Liedern überlieferten Thaten der Helden zuerst schriftlich aufzeichnen liess.

Hier wird also nicht blos die Nachricht des Josephus als richtig anerkannt, sondern auch mit anderweitigen Nachrichten des Alterthums in Verbindung gebracht, um einen verhältnissmässig späten Gebrauch der Schrift zur Aufbewahrung historischer Nachrichten und statt ihrer die mündliche Tradition des Liedes als Trägerin geschichtlicher Ueberlieferung zu erweisen, und was die Homerischen Gedichte im besondern anlangt, so wird Josephus durch Aelian gestützt und erläutert. Hier haben wir schon alle Elemente der späteren Homerischen Frage, soweit sie sich auf äussere Zeugnisse zu stützen sucht, im Keime beisammen. Aber diese Stelle des Perizonius blieb unbeachtet. Keiner erwähnt sie im ganzen achtzehnten Jahrhundert. Selbst Wolf scheint

sie nicht gekannt zu haben, wenigstens erwähnt er sie nicht, während er doch Proleg. p. CXV eine spätere Aeusserung Bentley's als besonders merkwürdig hervorhebt, welcher sich in einer 1713 erschienenen Schrift gegen Collins [1]) allerdings ganz unumwunden dahin äusserte: Homer wrote a sequel of songs and rhapsodies, to be sung by himself for small earnings and good cheer, at festivals and other days of merriment; the Iliad he made for the men, and the Odysseïs for the other sex. These loose songs were not collected together in the form of an epic poem, till about 500 years after. Aber einmal hat Bentley nicht die mindeste Begründung seiner paradoxen Ansicht gegeben, zweitens denkt er sich den Homer ursprünglich schreibend, während Perizonius sich mit der Wolfischen Ansicht viel näher berührt.

Uebrigens blieb auch diese Aeusserung Bentley's völlig unbeachtet. Er selbst hatte sich umfassendere Arbeiten über Homer für sein Alter vorbehalten. In ihnen wollte er, wie wir aus Aeusserungen von Dawes und anderen wissen und thatsächlich aus seinem von Heyne benutzten Handexemplar des Homer entnehmen können, das Digamma zurückführen. Wenn sich aber Wolf mit Recht darüber wundert, wie Bentley, wenn er glaubte, dass Homer seine Gesänge selbst geschrieben habe, doch die jetzige Form derselben als abgeschlossner Epen um so viel später habe setzen können, eine Verwunderung, welche bei Perizonius Ansicht ganz wegfiel, so fragt es sich überhaupt erst noch, ob nicht Wolf in dieser Aeusserung Bentley's mehr gesucht und gefunden hat, als in der That darin lag. Denn abgesehen vom Digamma wäre es gar wohl möglich, dass Bentley ohne tiefer gehende Skepsis und selbständiges Räsonnement, welches bei Perizonius unleugbar vorhanden ist, sich seine Aeusserung lediglich aus der ihm bekannten Tradition des späteren Alterthums über Homer zurecht gelegt hätte. Denn dass Homer seine Gesänge ursprünglich einzeln geschrieben habe, berichtet Suidas, und die Sammlung der geschriebenen Gesänge zu Epen in der Zeit des Pisistratus war aus den angeführten Stellen des Cicero und Aelian zu entnehmen. Die

1) Remarks upon a late discourse of free-thinking, in a letter to N. N. by Phileleutherus Lipsiensis.

Uebergehung Lykurgs kann dabei rein zufällig sein. Nicht minder zufällig ist es wohl auch, wenn Winckelmann in seiner 1764 erschienenen Geschichte der Kunst des Alterthums[1]) beiläufig äussert, dass allererst nach der 61. Olympiade die zerstreuten Glieder des grössten Dichters gesammelt wurden, und man thut Unrecht daraus zu schliessen, dass schon dieser Gelehrte zu ähnlichen Ansichten über die Entstehung der Homerischen Gedichte gekommen sei wie Wolf[2]).

Wie man sich nämlich diese Stellen in ihrem Verhältniss zu einander und zu anderen zurecht legte, was man überhaupt über das Schicksal der Homerischen Gesänge im Alterthum sich im siebzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts für Vorstellungen machte, das ersehen wir am besten aus Ludolf Küster's historia critica Homeri, Francof. ad Viadr. 1696 (wieder abgedruckt von Wolf vor der Ausgabe der Ilias von 1785 p. 49—132), einem Buche, das zwar wenig eignes bietet, vielmehr in der Hauptsache nur eine Compilation aus R. Wetstein dissert. inaug. de fato scriptorum Homeri per omnia saecula, Bas. 1684 und Gisb. Cuper apotheosis Homeri Amst. 1683 ist[3]), immerhin aber in nützlicher Weise die damals zugänglichen litterarischen Notizen über Homer und seine Bedeutung als eine Art Einleitung in das Studium dieses Dichters zusammenstellte und zu seiner Zeit kein geringes Ansehn genoss. In dem Abschnitt de fato scriptorum Homeri p. 77 sqq. lesen wir nun ungefähr folgendes: Homer hat seine Gedichte nach einem einheitlichen Plane selbst verfasst, er hat sie aber nicht auf einmal und in der Reihenfolge, in der wir sie jetzt lesen, veröffentlicht, sondern er hat die einzelnen von ihm gedichteten Rhapsodien, in den Städten, die er, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, bereiste, hinterlassen. Dies wird belegt mit Suidas: ἔγραψε δὲ τὴν Ἰλιάδα οὐχ ἅμα, οὐδὲ κατὰ τὸ συνεχὲς καθάπερ σύγκειται, ἀλλ' αὐτὸς μὲν ἑκάστην ῥαψῳδίαν γράψας καὶ ἐπιδειξάμενος τῷ περινοστεῖν τὰς πόλεις τροφῆς ἕνεκεν ἀπέλιπεν, und Eustathius: ἓν μέν τι σῶμα

1) C. 4 S. 97 des neuen Berliner Abdrucks.
2) S. Duentzer in Jahn's Jahrb. 1853 S. 584.
3) Vgl. Lauer Gesch. d. Homer. Poesie S. 64.

συνεχὲς καὶ εὐάρμοστον ἡ τῆς Ἰλιάδος ποίησις, οἱ δὲ συνθέμενοι ταύτην γραμματικοί. Diese Ansicht, sagt Küster, ist allerdings nicht ohne Schwierigkeiten, aber wegen der Uebereinstimmung fast des ganzen Alterthums darf man nicht von ihr abgehen. Glauben wir dem Josephus c. Apion. I, so hat Homer überhaupt keine schriftlichen Gedichte hinterlassen, sondern sie wurden durch das Gedächtniss überliefert und erst später von anderen aufgeschrieben und gesammelt. Aber dies erscheint weniger glaubwürdig, weil, wie wir lesen, schon Lykurg die gesammten Gedichte Homers nach Griechenland brachte. Zwar ist dieser kein Zeitgenosse Homers gewesen, und konnte mit ihm nicht, wie einige wollen, persönlich in Chios zusammenkommen, aber da seine Blüthezeit schon vor die erste Olympiade fällt, so ist als sicher anzunehmen, dass er nicht lange nach Homer gelebt hat. Lykurg brachte zuerst die gesammte Homerische Poesie, aber noch nicht in zusammenhängender Reihenfolge vereinigt (nondum tamen continenti serie iunctam) aus Ionien nach Griechenland. Erst 300 Jahre später vereinigte sie Pisistratus zu einem Corpus und ordnete sie so, wie wir sie noch jetzt haben. Hierbei erhebt sich aber eine Schwierigkeit, indem Aelian an der einen Stelle V. H. XIII, 14 schreibt: ὕστερον δὲ Πεισίστρατος συναγαγὼν ἀπέφηνε τὴν Ἰλιάδα καὶ Ὀδύσσειαν, an einer andern dagegen VIII, 2 im Anschluss an den Platonischen Hipparch berichtet, Hipparch habe die Gedichte Homers zuerst nach Athen gebracht. Scheffer zu Aelian vereinige beide Stellen in der Weise, dass er annimmt, Pisistratus habe allerdings zuerst die Homerische Poesie gesammelt und geordnet, aber nur für seine Privatzwecke, Hipparch dagegen habe diese Sammlung seines Vaters zuerst veröffentlicht und danach öffentlich vortragen lassen; und so habe man allerdings von ihm sagen können, er habe zuerst Homers Gedichte nach Athen gebracht. Dieser Ansicht jedoch stünden zwei Umstände im Wege. Erstens, dass nach Diogenes Laertius Bericht Homers Gedichte schon vor Hipparch öffentlich in Athen vorgetragen wurden. Denn er sagt, Solon habe befohlen, dass dieselben ἐξ ὑποβολῆς rhapsodirt würden, d. h. zusammenhängend in der gehörigen Reihenfolge, so dass, wo der eine Rhapsode aufhörte, der andere mit seinem Vortrage anfing,

und so ein Corpus Homerischer Poesie zu Stande kam. Zweitens der Bericht des Gellius VI, 17 über die öffentliche Bibliothek des Pisistratus, in welcher sich jedenfalls der von ihm redigirte Homer befunden habe. Küster denkt sich nun die Sache so: Solon gab durch seine Verordnung des ἐξ ὑποβολῆς ῥαψῳδεῖσθαι zuerst andern die Gelegenheit, die Homerische Poesie zu ordnen. Pisistratus sammelte darauf alle Rhapsodien, deren er habhaft werden konnte, untersuchte genauer ihre Ordnung und Reihenfolge und war der erste, der ein Corpus der Ilias und Odyssee darstellte. Hipparch endlich, sein Sohn, vervollständigte die Homerische Poesie durch einige von ihm aufgefundene Rhapsodien, die bis dahin vermisst wurden, und vollendete so das Werk seines Vaters. Wer aber die letzte Hand an ein Werk legt, der trägt wohl manchmal den Ruhm des ganzen Werkes davon, und in diesem Sinne konnte allerdings von Plato und Aelian gesagt werden, Hipparch habe zuerst die Gedichte Homers nach Athen gebracht. Was aber die Anordnung des öffentlichen Vortrags durch Rhapsoden anbetrifft, so besteht zwischen den Nachrichten über den Antheil Solons und Hipparchs an dieser Massregel kein Widerspruch. Denn die Anordnung Solons war ganz allgemein, ohne eine bestimmte Zeit, oder ein bestimmtes Fest im Auge zu haben. Hipparch aber sorgte dafür, dass sie gerade an den Panathenäen zur Ausführung kam. Und wenn es endlich bei Diogenes weiter heisst μᾶλλον οὖν Σόλων Ὅμηρον ἐφώτισεν ἢ Πεισίστρατος, so habe man an diesen Worten ganz unnöthig Anstoss genommen. Denn φωτίζειν bedeute hier εἰς φῶς ἐξάγειν, in notitiam hominum producere (dieser Sprachgebrauch wird mit Suidas und 2 Tim. 1, 10 belegt). Offenbar habe aber Solon durch seine öffentliche Verordnung weit mehr zum bekanntwerden des Homer beigetragen, als Pisistratus durch seine Sammlung, die zunächst nur seinem Privatinteresse diente.

Das alles ist nun freilich von einer erstaunlichen Naivetät und Harmlosigkeit. Das einfache ignoriren recht empfindlicher Schwierigkeiten nicht minder als die treuherzige Harmonistik bei Ausgleichung disparater Quellenangaben nöthigt uns ein Lächeln ab. Aber thatsächlich ist man in der Prüfung und Benutzung der aus dem Alterthum über-

lieferten Zeugnisse über die Schicksale der Homerischen Gedichte und der Erkenntniss der mit diesen Zeugnissen verbundenen Schwierigkeiten und Widersprüche bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, d. h. bis zum Erscheinen der Prolegomena, nicht weiter gekommen. Bis dahin gab es eben keine Homerische Frage, zu deren Aufwerfung vor allem ganz andere ästhetische Begriffe über das Wesen der Poesie und neue Ideen zur Beurtheilung ihrer Kunstwerke erforderlich waren, als die damals vorhandenen, oder eigentlich nicht vorhandenen. Einen Anstoss zum Fortschritt auf diesem Gebiete gaben zunächst die im Anfange des Jahrhunderts mit Lebhaftigkeit in Frankreich geführten Streitigkeiten über den Vorzug der modernen Dichter, d. h. der Französischen aus dem Zeitalter Ludwig XIV. vor den alten. Dabei wurde denn auch viel über Homer geredet und allerlei Einfälle über ihn und seine Gedichte zu Tage gefördert, die durch ihre Keckheit uns einen Augenblick in Erstaunen setzen, die aber, da es ihnen an aller und jeder tieferen Begründung fehlte, selbst in der damaligen Zeit für die Wissenschaft ohne allen Werth waren. Schon Perrault behauptete, dass es nie einen Homer gegeben habe. Terrasson betonte in seiner dissertation critique sur l'Iliade d'Homère, Par. 1715 die Verschiedenheit der Ilias und Odyssee. In demselben Jahre erklärte Fr. Hedelin (Abbé d'Aubignac) die Homerischen Gedichte für einen blosen zusammengenähten Teppich einzelner Gesänge, die er sich nach Art der Französischen chansons dachte, und stellte die Existenz eines Homer gleichfalls in Abrede. Die Lectüre seines mit unglaublicher Dreistigkeit und Unwissenheit geschriebenen Machwerks hätte Wolf beinah die Fortsetzung seiner Homerischen Studien verleidet, die ihn zu ähnlichen Ergebnissen zu führen schienen[1]). Das Nähere über die Ansichten dieser Männer findet man bei Fortia d'Urban Homère et ses écrits, Par. 1832 S. 137 ff., sowie bei Rigault Hist. de la querelle des anc. et des modernes, Par. 1856 S. 353 ff. Unter ihrem Einfluss wahrscheinlich sind auch die seltsamen aber interessanten Träumereien entstanden, welche der Neapolitanische Gelehrte Giambattista Vico

1) Vgl. Proleg. p. CXIV.

im dritten Buche seines Werkes Principi di scienza nuova d'intorno alla commune natura delle nazioni, Nap. 1725, über Homer zum besten gegeben hat. Homer ist ihm keine historische Person, sondern ein bloses Ideal, oder ein historischer Charakter der Griechen, insofern sie als Sänger ihre Geschichte erzählten. Sein Name bezeichnet einen Verbinder oder Compositeur von Fabeln. Erst Pisistratus liess die bis dahin blos von den Rhapsoden mündlich vorgetragenen Gesänge, die also noch nie schriftlich existirt hatten, schriftlich aufzeichnen und in Ilias und Odyssee ordnen. Dass diese Gedichte mehrere Zeitalter hindurch und von verschiedenen Händen bearbeitet worden sind, kann nach seiner Ansicht keinem Zweifel unterliegen, selbst in unserm von Aristarch verbesserten Homer liegen ja noch deutliche Spuren verschiedener Idiome unter den Griechischen Völkern vor Augen u. s. w.[1]).

In Deutschland fanden diese zum Theil aberwitzigen Einfälle der Französischen Litteratoren nur geringe Beachtung. Von Vico wusste Niemand etwas. Selbst Wolf war erst geraume Zeit nach dem Erscheinen seiner Prolegomena durch Melchior Cesarotti, den gelehrten Uebersetzer des Homer und Ossian, auf ihn aufmerksam gemacht[2]). Weit

---

1) S. Wolf im Mus. d. Alterthums-Wiss. I. 1807 S. 555 ff. Kl. Schriften II S. 1157 ff.

2) Sonst scheinen Vicos kühne Paradoxien über Homer bei seinen eignen Landsleuten ganz unbeachtet geblieben zu sein. Der Florentiner Professor A. M. Ricci, dessen dissertationes Homericae zu Florenz 1740 erschienen (deutsche Ausgabe von Born, Leipz. 1784), in denen Homer gegen alle erdenkliche Angriffe in Schutz genommen wird, hat offenbar nicht das mindeste davon gehört. Diese umfangreichen dissertationes Homericae haben ein gewisses Interesse für die Geschichte der Griechischen Studien in Italien, für Homer selbst sind sie völlig werthlos. Die XIII. dissert. handelt de Heroum, ac praesertim Achillis lacrymis. Ihre Synopsis lautet: probi viri, etiamsi strenui atque magnanimi, largi sunt lacrymarum. exempla e veteri Testamento petita. Christi lacrymae. locus insignis D. Basilii de lacrymis. omnis prorsus pietatis expers est, qui nunquam lacrymatur. flevit Achilles tum rapta sibi Briseide, tum extincto Patroclo. lacrymae Achillis cum Isbosethi lacrymis comparantur. lacrymae Agamemnonis. locus Homeri cum Jeremiae verbis apprime consonat. fletus Esavi. heroum Romanorum ex ira flentium exempla tria. Socrates Achillem ingentem subsannat in

mehr beachtete man dagegen die Ansichten Englischer Kritiker, die um die Mitte des Jahrhunderts über das Wesen der Poesie im allgemeinen, wie der epischen, namentlich der alterthümlichen, nationalen epischen Poesie im besondern nicht ohne Berücksichtigung Homers laut wurden. Wie die Engländer auch auf anderen Gebieten der Kunst der Natur zu ihrem Rechte verhalfen und sie von dem steifen Joch pedantischer Regeln eines vermeintlichen Pseudo-Classicismus befreiten, so lehrten sie auch zuerst, dass das Wesen der ächten Poesie vor allem in der Stärke schlichter Naturwahrheit liege, die dem dichterischen Genius das Geheimniss ihrer Kraft wie von selbst offenbare, nicht aber in dem künstlichen Befolgen abstracter poetischer Regeln. Denn das Genie nehme die ewig gültigen Regeln der Schönheit mit unfehlbarer Sicherheit aus sich selbst, unbekümmert um Gelehrsamkeit und gelehrte Reflexion. Welchen Anklang diese Ideen gerade in Deutschland unter den Dichtern und Kritikern fanden, lehrt die Litteraturgeschichte des vorigen Jahrhunderts. Genie und Originalität, diese bekannten Schlagwörter unsrer Sturm- und Drangperiode, sind aus England zu uns verpflanzte Begriffe, wie nicht minder der Begriff des Naturwüchsigen und Volksthümlichen in der Poesie überhaupt. Von den Engländern zuerst wurde auch Homer als der unübertroffene Meister der Epopöie proklamirt und hoch über Virgil und alle späteren Nachahmer gestellt, und schon damit eine Menge neuer und anregender Ideen über seine Gedichte in Umlauf gesetzt.

Unter den für den weiteren Fortgang der Homerischen Forschungen wichtigen, ja Bahn brechenden Werken ist zunächst das Buch des Schottischen Gelehrten Thomas Blackwell, Professors der Griechischen Sprache in Aberdeen, zu nennen, an inquiry into the life and writings of Homer, zuerst London 1735, in dritter Auflage 1757, welches aber trotz seiner wiederholten Auflagen in Deutschland für weitere Kreise ziemlich unzugänglich blieb, bis es durch eine gegenwärtig auch längst verschollene Uebersetzung von J. H. Voss, Untersuchung über Homers Leben und Schriften aus dem Eng-

---

Rep. Apostrophe ad auditores. Dies wird dann auf elf Quartseiten des weiteren abgehandelt, und dergleichen Unsinn enthält das ganze Buch.

lischen des Blackwells übersetzt, Leipz. 1776, allgemeiner bekannt wurde, zu einer Zeit, als es durch das inzwischen erschienene viel bedeutendere Buch von Wood schon längst überholt und eigentlich bereits veraltet war. Auch hatte wohl Voss im Grunde bei seiner Uebersetzung keine andere Absicht gehabt, als die, der gelehrten Welt zu verrathen, woher eigentlich die vielgepriesene allegorische Mythensymbolik Heyne's entlehnt sei.

Blackwell war kein kritischer Forscher, aber ein Mann von Geschmack und gesundem Urtheil und in den alten Schriftstellern in anerkennenswerther Weise belesen. Leider stellte er sich eine zu weitschichtige Aufgabe, als dass deren Durchführung mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln für philologische Forschung von wirklichem Nutzen hätte sein können. Statt nämlich das in der That höchst wichtige Hauptproblem ins Auge zu fassen, wie ist es zu erklären und war es überhaupt möglich, dass die Griechische Litteratur mit zwei so vollendeten Gedichten, wie Ilias und Odyssee für uns, wie nicht minder schon für das Alterthum, ihren Anfang nehmen konnte, was dann weiter zu der Frage führt, zu welchen Annahmen über die uns unbekannte Vorhomerische Litteratur berechtigt, ja nöthigt uns das thatsächliche Vorhandensein dieser Werke als Ausgangspunkt einer weiteren Entwicklungsreihe, fragt Blackwell viel allgemeiner: welches Schicksal, oder welches Zusammenstimmen der Dinge hat es verursacht, dass dem Homer, seit den zweitausend siebenhundert Jahren, da er schrieb, keiner in der epischen Dichtkunst gleich gekommen ist, und dass ihn unsres Wissens vorher Niemand übertroffen hat? Durch diese Fragestellung wird aber die Untersuchung ohne die zu ihrer gedeihlichen Weiterführung durchaus nöthige Localisirung auf das Gebiet der Griechischen Litteraturgeschichte von vornherein mehr auf die verschwommene Breite ästhetischer Reflexionen als auf die eingehende Tiefe historisch kritischer Forschung gerichtet. Ausgehend von dem Grundsatz des Horaz, dass das grösste Genie nicht ohne Cultur vortrefflich wird, wie die schönste Erziehung ohne Naturfähigkeiten nichts Würdiges hervorbringt, sucht Blackwell ausfindig zu machen, durch welchen Zusammenfluss natürlicher Ursachen ein blinder, umherziehender Barde zu solchen Leistungen

kommen konnte. Er weist zunächst auf das unter einem herrlichen Himmelsstrich gelegene Ionien als die glückliche Heimath des Dichters hin. Dann auf die Zeit, in der er lebte, eine Zeit noch fortdauernder Wanderungen, damit aber auch eine Zeit des mächtigen Aufschwungs von der Barbarei zur Cultur, des raschen bunten Wechsels zwischen Krieg und Frieden, des Emporblühens fester Städte mit der beginnenden Behaglichkeit des Lebens in ihren Mauern, des Entstehens mannichfacher staatlicher Gebilde, für welche brauchbare dauerhafte Formen aber erst zu gewinnen waren, eine Zeit, in welcher die natürliche Einfachheit der Sitten und die Mannichfaltigkeit kräftiger eigenartiger Charaktere sich noch frei bewegen konnte und noch nicht durch allgemeingültige Formen conventioneller Zucht und Sitte in enge Fesseln geschlagen war, in welcher endlich die Sprache sich noch in kräftigen Bildern und Metaphern erging, aber doch schon im Stande war, die besten und würdigsten Empfindungen auszudrücken. Unter den Künsten und Beschäftigungen behaupteten diejenigen, welche dem gemeinen Nutzen dienen und die Naturbedürfnisse des Menschen befriedigen vor denen, die lediglich die Verfeinerung des Lebens ins Auge fassen, noch entschieden den Vorzug. In Folge dessen war das Leben der Menschen weder durch unersättliche Habsucht, noch durch entnervende Wollust zerrüttet, zwei Laster, denen Longin mit Recht den Verfall der Dichtkunst beimisst. Kriegerische Thätigkeit und vaterländischer Geist waren damals hoch geehrt, weil nothwendig, aber auch wirklich im Leben vorhanden; damit zusammenhängend Freiheitsliebe, Verachtung des Todes, Ehre, Rechtschaffenheit und Enthaltsamkeit, Heroismus und kräftige Natürlichkeit in Denkart, Sprache und Sitte.

So war die Zeit selbst eine poetische und der in ihr auftretende Dichter hatte die günstigen Umstände, die sie ihm darbot, zunächst einfach zu benutzen. Was es damals von Wissenschaft gab, trat alles im Gewande poetischer Allegorie auf. Die Dichter, die man hatte, ein Orpheus, Linus, Musaeus, Olen u. A. waren zugleich Weise und Religionslehrer. Besondere Wissenschaft und Kenntnisse hatte ein Dichter sich nicht anzueignen. Homer ist der Ueberlieferung zufolge arm geboren und hat ein unstätes, dabei

kümmerliches Bardenleben geführt. Aber dies war für seine Poesie gerade das grösste Glück, das ihn treffen konnte. Das Gemälde, welches er vom Leben des Sängers in seinen Gedichten giebt, ist das Gemälde seines eignen Lebens. Als Sänger war Homer genöthigt viel zu reisen, und durch seinen Beruf gewann er auf diesen Reisen Zutritt in die Häuser der vornehmsten Leute. Daher finden wir ihn in seinen Gedichten mit ihrer Lebensweise, ihrem Haushalt vollkommen vertraut. Als wandernder Sänger musste aber Homer auch seinen Zuhörern zu gefallen suchen, daher die schöne Mischung des wahrscheinlichen und wunderbaren, die durch den grössten Theil seiner Werke herrscht. Seinen Stil, überhaupt Ton und Art seiner Gedichte, kann man nur dann verstehen, wenn man sich an die Stelle seiner Zuhörer versetzt, die einem singenden Rhapsodisten horchen. Durch die Nothwendigkeit aus dem Stegreif zu singen, erwarb sich Homer eine grosse Fertigkeit im Dichten, durch seine ganze sorgenfreie Lebensweise aber, mit ihren mannichfachen Veränderungen und Abwechslungen eine ungemeine Beweglichkeit der Phantasie, die sich nie von der Natur und den wirklichen Erscheinungen des Lebens entfernte. Dass Homer auf seinen Reisen auch Aegypten berührt habe, erscheint für Blackwell ausgemacht. Daraus erklärt er sich vornehmlich die angeblich allegorische Richtung seiner Mythologie. Ferner glaubt er, dass er sich eng an die poetischen Leistungen seiner Vorgänger angeschlossen und von ihnen manches entlehnt habe. Pronapides und Aristeas, Homers Lehrer, werden als historische Personen betrachtet und die Ueberlieferung von einer Bekanntschaft Homers mit den in Delphi aufbewahrten Orakelversen der Manto, der Tochter des Tiresias, wird alles Ernstes in Schutz genommen. Denn dass Homer selbst in Delphi gewesen sei, könne man aus der genauen Art entnehmen, mit welcher er die Lage des dortigen Orakels beschreibe. Die Delphische Priesterschaft, meint Blackwell, war für Homer die eigentliche Schule der Religion und Poesie. Aber die Weisheit dieser aus Creta eingewanderten Priesterschaft ging ja selbst wieder auf die allegorische Symbolik Aegyptischer Religionsvorstellungen zurück. Nicht minder als mit den Aegyptern war aber Homer auch durch eigne Anschauung mit dem Lande und der

Cultur der Phönicier bekannt, jedenfalls hatte er Phönicische Handelsleute vielfach auf seinen Wanderungen durch Griechenland kennen gelernt und von ihnen Nachrichten über die Länder des Westens eingesammelt, zugleich auch seltsame Schiffermärchen vernommen, die er theils unverändert, theils phantastisch ausgeschmückt seinen eignen Dichtungen einverleibte.

Aber alle diese im bisherigen aufgezählten glücklichen Umstände zusammen genommen hätten nicht vermocht, den Homer zu seiner hohen Stufe zu erheben, hätte nicht der edelste Vorwurf, der je die Phantasie eines Dichters entflammte, sein Glück vollkommen gemacht. Dazu kommt, dass er das Vaterland seiner Helden und seiner Feinde gleich genau kannte und die Beschreibung der Localitäten in seinen Gedichten, wenigstens in der Ilias, aus unmittelbarer Anschauung mit Hervorhebung weniger, aber völlig ihnen charakteristischer Merkmale wiedergeben konnte. Aber auch über die Personen seiner Helden, über ihre Familienbeziehungen und häuslichen Verhältnisse konnte er bei ihren noch vorhandenen Nachkommen aus deren lebendiger Familientradition manches wichtige erkunden, und dass er dies gethan, daran lässt die Genauigkeit seiner derartigen Mittheilungen wohl keinen Zweifel. In der Zeichnung seiner Charaktere aber nahm er Natur und Wahrheit zu seinen einzigen Führern. Sie sind sämmtlich nach dem Leben geschildert und den erregten Leidenschaften ist selbst ihr leisester Ausdruck abgehorcht. „Homer ist der Natur so treu geblieben, dass wir unsre eignen Gedanken und Empfindungen wieder bei ihm antreffen. Dadurch heftet er unsre Aufmerksamkeit und erweckt in uns nach Gefallen Bewunderung und Vergnügen. Gleich einem Zauberer gebeut er mit seinem mächtigen Stabe den Leidenschaften, nur mit dem Unterschied, dass seine Geister nicht mit Gestank verschwinden. Denn sie sind nicht leere Phantome, sie sind Töchter der Wahrheit und ihrer Mutter in allen Zügen und Geberden ähnlich. Sein Werk ist das grosse Drama des Lebens, das täglich vor unseren Augen gespielt wird. Es verherrlicht die Tugend und Frömmigkeit, unterstützt die Religion des Volks und lehrt uns mässig, friedfertig und tapfer sein."

Viele Umstände also waren nach Blackwells Ansicht dazu erforderlich, um den Homer zum Vater der Dichtkunst zu erhöhen. Das grösste Genie, durch das glücklichste Klima, die natürlichsten Sitten, die kühnste Sprache und ausdrucksvollste Religion gebildet, fand den reichsten Stoff von der Welt, und schuf Ilias und Odyssee. Es wäre aber ein Wunder gewesen, wenn sich so viel seltene Umstände, als zu seiner Vortrefflichkeit erfordert wurden, mehr als einmal zusammengefunden hätten. Daher kommt seine unerreichte Grossartigkeit bis auf diesen Tag.

Auf das Detail der Blackwellschen Ansichten noch näher einzugehen, dürfte sich kaum der Mühe lohnen. Auf die Geschichte der Homerischen Gesänge im Alterthum lässt er sich nicht ein, wenn er auch von der Verehrung, welche die Griechen selbst noch in späterer Zeit vor der Vortrefflichkeit der Homerischen Poesien gehabt haben, mancherlei zu berichten weiss. Ganz beiläufig wird einmal das Zeugniss des Scholiasten zum Pindar besprochen, wonach Cinaethus der Verfasser des Homerischen Hymnus auf Apollo sein soll. „Dieser Cinaethus," heisst es da S. 131, „war ebenfalls aus Chios, ein berühmter Rhapsodist, der die Ehre hat, Homers Werke zuerst in Sicilien abgesungen zu haben, und von dem eine ziemliche Anzahl von Versen herrühren soll, die unter des Dichters Namen in der Iliade und Odyssee stehen. Homer, sagt man, schrieb seine Gedichte nicht auf, sondern seine Nachkommen in Chios und die Rhapsodisten, die sie beständig absangen, hatten sie auswendig gelernt, und als dieser Cinaethus, ihr Anführer, Homers Verse sammelte, that er eine ziemliche Menge von seiner eignen Erfindung hinzu". Allein die behauptete Urheberschaft des Cinaethus am Apollohymnus wird in Abrede gestellt, von dem nicht aufgeschrieben sein der Homerischen Gedichte aber nicht die geringste Notiz genommen. Nicht die geringste Notiz also von dem, was wenige Decennien später man kann sagen als selbstverständlich in das allgemeine Bewusstsein der Litteratoren überging und was am Ende des Jahrhunderts scheinbar zur wissenschaftlichen Thatsache erhoben, noch bis jetzt einen Cardinalpunkt der Homerischen Frage bildet! Immerhin aber hat Blackwell das Verdienst den Anlass zu einer litterarhistorischen Betrachtung der Homeri-

schen Gesänge im Zusammenhang mit den Culturverhältnissen der Zeit ihres Entstehens gegeben zu haben, und dass er diese Culturverhältnisse selbst nicht zu niedrig angeschlagen hat, verdient besonders hervorgehoben zu werden. Homer, ein Günstling der Zeit, hat Blackwell zuerst gesagt und Herder hat es ihm später blos nachgesprochen. Blackwell ist es auch gewesen, der die Auffassung Homers als Naturdichter zuerst in Gang gebracht hat, womit er allerdings zunächst nur die ungemeine Wahrheit in der Homerischen Naturschilderung bezeichnen wollte, wenn er auch ausgesprochnermassen dahin neigte, im Homer so wenig als möglich von bewusster poetischer Kunst zu reden. Daher sein Bemühen ihn zum Sänger alles dessen zu machen, was er selbst gesehen, gehört und erlebt habe und seine Gleichstellung mit den von ihm geschilderten Aöden, wozu es, wie wir noch weiterhin sehen werden, doch so gut wie an aller Berechtigung fehlt. Verhängnissvoll namentlich für Heyne und dessen Nachtreter war der ganz unbegründete Einfall von der allegorischen Symbolik Aegyptischer Religionsvorstellungen, welche Homer theils in Aegypten selbst, theils von der Delphischen Priesterschaft empfangen haben sollte. Darüber hat Voss an mehreren Stellen im zweiten Theile seiner Antisymbolik gesprochen.

Mit der Auffassung Homers als eines Naturdichters hat sich nun aber seit Blackwell das ganze vorige Jahrhundert getragen, bis sie gegen den Schluss desselben in Deutschland dem nicht minder schwankenden und misverständlichen Begriff eines Volksdichters Platz machte. Modificirt wurde diese Auffassung aber zunächst durch das bekanntwerden der Gesänge Ossians, welche auf die ästhetische Beurtheilung Homers überhaupt von grossem Einfluss gewesen sind. Sie erschienen bekanntlich von 1760—1765, angeblich von James Macpherson aus dem Gälischen übersetzt. Macpherson wollte sie in den Hochlanden theils unmittelbar aus dem Munde Schottischer Barden gesammelt haben, bei denen sie sich als ein kostbares Vermächtniss der Vorzeit durch Jahrhunderte hinaufreichende Ueberlieferung erhalten haben sollten, theils sollten sie von ihm in alten Handschriften vorgefunden sein. Diese Poesien eines plötzlich aus der Vergessenheit der Jahrhunderte wieder auftauchen-

den Originalgenies machten auf alle ästhetisch gebildeten Seelen Europas sofort einen unglaublichen Eindruck, und es lässt sich in der That nicht leugnen, dass, ihre Aechtheit vorausgesetzt, auf diesen elegischen Sagen eines seinen Untergang wehmüthig beklagenden Volkes, für jeden empfänglichen Leser ein ganz eigenthümlicher melancholischer Zauber ruht. Dazu ist der stete Hintergrund eines traurig in Nebel und Wolken gehüllten Himmels, über den zur Nachtzeit der geisterhafte Mond sein bleiches Dämmerlicht ausgiesst, wie nicht minder die schöne Schilderung des Meeres in seiner dem nordischen Himmel entsprechenden rauhen Majestät wirklich ergreifend. Und doch hatte Macpherson, damals ein junger Mann von einigen 20 Jahren, Ossians Gesänge nach Form und Inhalt rein erfunden. Allerdings hatte er einige Reste Gälischer Volkspoesie, von denen aber schliesslich so gut wie nichts auf den alten Ossian zurückging, vor Augen gehabt. Ihnen entlehnte er einige Namen und Daten, den ungefähren Gang der Begebenheiten und eine gewisse Grundfarbe seiner eignen Darstellung, die freilich weit mehr unter dem Einfluss der Schilderungen in Thomsons Jahreszeiten und der düstern Reflexionen der Youngschen Nachtgedanken als seiner dürftigen Celtischen Vorlage steht. Daher — nach Hettner Litteratur-Geschichte des 18. Jahrh. Th. 1 S. 549 — derselbe wehmüthige und sehnsüchtige Grundton, und derselbe idyllische Hang nach der einsamen Mächtigkeit landschaftlicher Natur und nach den tadellosen Menschen einer reineren Vorzeit, wie bei jenen Dichtern. Nur gewaltiger und tiefer. „Daher der unwiderstehliche Zauber, mit dem dieser vermeintliche Ossian alle Gemüther umstrickte. Es ist nicht bloss das Geständniss des empfindsamen Werther, sondern es ist das Geständniss des ganzen in sich unbefriedigten, nach Natur und Freiheit lechzenden Zeitalters, wenn Werther gesteht, dass Ossian in seinem Herzen den Homer verdrängt habe. „Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Heide, umsaust vom Sturmwind, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Licht des Mondes hinführt; zu hören vom Gebirge her ein Gebrülle des Waldstroms, halb verwehtes Aechzen der Geister aus ihren Höhlen und die Wehklagen des zu Tode sich jammernden Mäd-

chens, um die vier moosbedeckten grasbewachsenen Steine des Edelgefallenen, ihres Geliebten.““

Wie in ihrer Zeit masslos überschätzt, so werden Macphersons Ossiangedichte gegenwärtig über Gebühr von vielen unterschätzt. Aber Poesien, welche bei ihrem Erscheinen einen Klopstock, Herder und Goethe bezaubert haben, können auch in unsern Tagen nicht völlig werthlos sein. Gern werden wir daher dem Urtheil des bereits angezogenen geistvollen Litteraturhistorikers beipflichten, wenn er schreibt: „Es ist unleugbar, es fehlt diesen Dichtungen die Straffheit der Composition und der plastischen Gestaltung; sie verfliegen und zerstieben wie die Schatten und Nebelwolken, von denen sie singen und sagen; sie sind hohl, empfindsam und überschwenglich, ohne Halt und Boden; sie sind nur geniessbar, wenn man ihnen eine verwandte Stimmung entgegenträgt, sie wissen uns nicht mit ureigner Gewalt in ihren Kreis zu bannen. Aber sie sind doch von einer Frische des Tons, von einer Erhabenheit des Bildes und von einer Innigkeit der Naturempfindung, die oft an die schwunghafte Kühnheit alttestamentlicher Lyrik gemahnt. Die Genialität Macphersons ist nur eine anempfindende, nicht eine rein schöpferische; aber den Namen der Genialität verdient sie sicher.“

Dass man freilich diese Gedichte zur Zeit ihres Erscheinens unerachtet der verschwommenen, nebelhaften Umrisse, in denen sie alle ihre Personen erscheinen lassen, und der modernen Sentimentalität ihrer düstern Melancholie mit den in sonnenheller Plastik, in olympischer Heiterkeit und Jugendfrische strahlenden Homerischen Dichtungen verglichen hat und überhaupt vergleichen konnte, will uns mit Recht jetzt seltsam bedünken. Beide Dichter, glaubte man, kämen in Zeiten und Sitten so ziemlich überein. Beide hätten in einer früheren einfachen Periode der menschlichen Cultur geschrieben, beide seien Originale, beide ausgezeichnet durch Einfachheit, Hohheit und Feuer der Einbildungskraft. Allerdings stelle Homer eine grössere Mannichfaltigkeit der Begebenheiten dar, er besitze einen weiteren Umfang der Ideen, er habe eine grössere Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit in den Charakteren, er habe überhaupt eine weit tiefere Kenntniss der menschlichen Natur. In allen diesen

Stücken komme Ossian dem Homer nicht gleich. Dafür aber sei er ihm unstreitig überlegen an Tiefe und Zartheit ernster würdevoller Empfindung, überlegen wohl auch an Kraft und Kürze der Sprache, der Bilder und der Beschreibungen[1]).

Es wird uns wie gesagt schwer, uns in derartige Urtheile hineinzufinden, überhaupt uns ihre blose Möglichkeit zu erklären. Dafür wird vielleicht eine spätere Zeit den Kopf schütteln, wenn sie hört, dass die Deutsche Romantik im neunzehnten Jahrhundert gewagt hat, die Nibelungen dem Homer an die Seite zu stellen und geradezu als die Deutsche Ilias zu bezeichnen. Genug, man schwärmte damals allgemein für den angeblichen Ossian, bewunderte ihn als den vollendeten Naturdichter, fing an seinetwegen auch den Homer, noch in ganz andrer Weise als dies Blackwell gethan, lediglich als Naturdichter zu betrachten, und wurde in Folge dessen geneigt, manchen damit scheinbar übereinstimmenden Einzelheiten der Homerischen Tradition ein grösseres Gewicht beizulegen, als ihnen in der That beikam.

Das sehen wir denn gleich an dem Buche, welches unstreitig als das wichtigste von allen betrachtet werden muss, die vor dem Erscheinen der Prolegomena über Homer geschrieben sind. Es ist dies der Essay on the original genius of Homer, Lond. 1769, von Robert Wood, einem hochgestellten Beamten im Departement der auswärtigen Angelegenheiten und Freund des damals kürzlich verstorbenen Earl of Granville. Mit zwei anderen Freunden, den Herren Dawkins und Bouverie, hatte Wood i. J. 1742 eine grössere Reise in den Orient, über Aegypten nach den Ruinen von Palmyra gemacht und hatte dann mit dem Homer in der Hand die Küste von Troja bereist. Als Vorläufer einer ausführlichen Reisebeschreibung sowie einer grösseren erklärenden Arbeit über Homer wurde zunächst dieser Essay veröffentlicht, aber nicht in den Buchhandel gegeben, sondern nur in wenigen Exemplaren gedruckt und unter die speciell-

---

1) Vgl. besonders: Hugh Blairs kritische Abhandlung über die Gedichte Ossians, aus d. Engl. übersetzt von Oelrichs. Hannover 1785.

sten Freunde des Verfassers vertheilt[1]). In Deutschland wurde das Buch bekannt durch eine lobpreisende Anzeige von Heyne in den Göttinger Gel. Anzeigen 1770, St. 32. „Noch Niemand haben wir gesehen," schreibt er, „der so tief in den Geist Homers eingedrungen wäre. Die Enquiry into the life and writings of Homer liegt zwar gewissermassen zu Grunde, oder kann die ersten Gedanken erweckt haben. Aber im gegenwärtigen Essay verliert man jenes ganz aus den Augen; es ist der Adlerflug eines Genies, das die Spur eines Genies aus dem Alterthum ausspäht". Eine Recension aus Heynes Feder hatte damals etwas auf sich. Heyne galt unbestritten als der erste Philolog, oder wie man lieber sagte, Humanist Deutschlands. Sein Urtheil war für die Durchschnittsmenge der Gelehrten geradezu massgebend. So wurde man denn natürlich nach dieser Anzeige auf das Werk selbst, dessen Original sich Niemand zu verschaffen vermochte, sehr gespannt. Es erschien 1773 eine Deutsche Uebersetzung desselben zu Frankfurt „Robert Woods Versuch über das Originalgenie des Homers" mit vorgedruckter Heynescher Recension. Der ungenannte Uebersetzer war der Göttinger Professor Michaelis. Beim Erscheinen dieser Uebersetzung war Wood bereits gestorben. Aber seine Freunde besorgten 1775 mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses eine vermehrte und berichtigte neue Ausgabe seines Werkes, welche dem Buchhandel übergeben wurde, und so erschienen denn 1778 in gleichem Verlag und von demselben Uebersetzer „Zusätze und Veränderungen, wodurch sich die neue Ausgabe von R. Woods Versuch — von der alten auszeichnet nebst der Vergleichung des alten und gegenwärtigen Zustands der Landschaft von Troja".

Liest man heutzutage dieses Buch — für seine Beurtheilung ist nicht zu übersehen, dass uns schon der Titel auf Youngs Gedanken über die Originalwerke hinweist — so wird es einem schwer, die überschwenglichen Lobsprüche Heynes in der angeführten Stelle seiner Recension zu begreifen. Denn sicherlich ist von dem Adlerflug eines Genies

1) Nach Ebert Allg. Bibl. Lex. Th. I S. 817 waren blos 7 Exemplare gedruckt worden! Das ist wohl bibliographischer Mythus. Doch findet sich diese Notiz auch bei W. Müller Homer. Vorschule S. 21.

gar wenig in Woods Essay zu finden. Man könnte sich daher versucht fühlen, die ganze Recension auf persönliche Eindrücke und Motive zurückzuführen. Denn Heyne war nicht umsonst in diesem Jahre Hofrath geworden. Für Alles, was zu den Hannöverschen und Grossbritannischen Würdenträgern in directer Beziehung stand, hatte er als geschmeidiger Weltmann und geborner höflicher Sachse eine ganz besondere Aufmerksamkeit und Artigkeit. Wohl möglich, dass das Buch eines vornehmen Engländers, des vertrauten Freundes eines kürzlich verstorbenen berühmten Ministers, ein Buch, das nicht in den Buchhandel gekommen, dessen Besitz die Göttinger also nur den besonderen Beziehungen ihrer Georgia Augusta zu der hannöverisch-brittischen Geburts- und Beamten-Aristokratie verdankten — dass ein solches Buch eo ipso in Heynes Augen als bedeutende litterarische Erscheinung dastand. Doch würde man seinem wissenschaftlichen Charakter unbedingt zu nahe treten, wollte man glauben, er habe gegen besseres Wissen überschwenglich gelobt, wo eine höfliche Anerkennung des Geleisteten genügt hätte. Das Woodsche Buch hat in der That auf Heyne einen gewaltigen Eindruck gemacht, und wir müssen es schon seinem Biographen glauben, wenn er S. 211 darüber folgendes schreibt: „Wood war selber im Orient gewesen; hatte da gewandert, beobachtet, wo der Dichter gelebt und gesungen, wo Achill und Hektor gefochten, wo Ulyss gereiset hatte; hatte mit dem Local zugleich die Völker und ihre Sitten studirt; und schrieb, einheimisch geworden in der Homerischen Welt, sein Werk. Das war freilich eine ganz andre Art zu commentiren, als man in den Spracharmerkungen der Kritiker und Philologen fand. Wunderbar fühlte sich Heyne davon ergriffen; manches, was er vorher nur geahndet hatte, ward ihm jetzt plötzlich klar. Aber auch eine neue Welt von Forschungen eröffnete sich ihm zugleich! Es bedurfte nur eines solchen Beispiels, um ihn zu lehren, was es heisse und was dazu gehöre, einen alten Dichter im Geist seiner Zeit und seines Volks zu lesen! Nun war es ihm auf einmal deutlich, wie das Studium der Völker- und Länderkunde, das eben damals so grosse Fortschritte machte, auf den Dichter anzuwenden sei. Der in eben jenen Zeiten rege gewordene, und so grosse Theilnahme erregende Streit

über den Caledonischen Barden gab diesem Allen durch die Vergleichung noch ein höheres Interesse. Ich zweifle, ob irgend etwas sonst eine ähnliche Revolution in Heynes Ansicht und Studium des Griechischen Alterthums gemacht hat, als jenes Werk des Britten, das durch Heynes Empfehlung auch bald in einer Deutschen Uebersetzung, mit der vorgesetzten Anzeige von ihm, erschien"[1]).

Ganz anders natürlich wirkt das Buch auf den heutigen Leser. Am werthvollsten und interessantesten wird er die ersten Abschnitte finden, in denen der Verfasser aus Autopsie der Landschaft den Beweis zu führen sucht, dass die Homerischen Gedichte in der That auf Ionischem Grund und Boden entstanden sind, ein Beweis, der wenigstens für die Ilias durchaus zutreffend ist[2]). Im weiteren finden sich einzelne recht gute Bemerkungen zu Virgils Aeneide. Wenn Wood dann sagt, dass, jemehr wir Homers Zeitalter und Vaterland kennen lernen, wir nur um so unabweislicher wahrnehmen, „wie seine Scenen und Landschaften der Natur abgeborgt sind, seine Sitten und Charaktere dem Leben, seine Personen und Begebenheiten der Ueberlieferung, seine Leidenschaften und Empfindungen der Erfahrung; denn mag er Orte und Zustände oder die geheimsten Falten des menschlichen Herzens beschreiben, immer ist er natürlich, treu und thatsächlich" — so ist dies gewiss richtig, was aber in den folgenden Abschnitten im einzelnen über Homers Religion und Mythologie, über Homers Sitten, über Homer als Geschichtschreiber, über seine Zeitrechnung, endlich über Homers Sprache und Gelehrsamkeit gesagt wird, ist seicht und oberflächlich, zum Theil auch in den ästhetischen Grundbegriffen über das Wesen der Dichtkunst auffällig pedantisch und kleinlich. Dabei wird durchgängig die Cultur der Griechen im Heroischen Zeitalter viel zu niedrig geschätzt. Aber das stimmte nur zu gut zu den Ansichten der ganzen damaligen Zeit. Selbst Heyne schrieb daher in seiner Recension: „Die menschliche Gesellschaft, in ihrer politischen, bürgerlichen und häuslichen Verfassung, war in Ionien erst

1) A. L. Heeren Chr. G. Heyne biographisch dargestellt, Göttingen 1813. Goethes Aeusserungen über Wood in Wahrheit und Dichtung dürfen wohl als bekannt vorausgesetzt werden.

2) vgl. Bergk Griech. Litteraturgesch. Th. I S. 450.

unlängst, und in einigen Gegenden Griechenlands nur kürzlich, oder kaum, aus dem ersten rohen Zustande der Natur hervorgetreten, und hatte in der Cultur nur die ersten Schritte gethan. Wer keine Menschen weiter, als seine Landsleute, unsre Europäer, kennt, muss den Homer nicht lesen, oder doch nicht beurtheilen. Aus Reise- und Länderbeschreibungen der Wilden und anderer Völker, die in einer noch ungebildeten Gesellschaft und Staatsverfassung leben, lernt man das meiste für den Homer". Man kann dem Schwiegervater des Weltumseglers Forster dieses Urtheil freilich zu gute halten, aber wie seltsam ist es doch an sich, noch dazu aus dem Munde eines angesehenen Philologen, und doch wie charakteristisch für eine Zeit, in der man sich aus Europas übertünchter Höflichkeit und der Pedanterie seiner gesellschaftlichen Zustände zurücksehnte nach der erträumten Unschuld und Sitteneinfalt roher Naturvölker.

Wie sich diese seltsamen Gedanken über Homer als Naturdichter, d. h. als Dichter einer rohen, der Cultur sich mit langsamen Schritten nähernden Zeit, als eine der lautersten Quellen zur Kenntniss roher und ungebildeter Völker, bei Heyne und seinen Schülern aus damaliger und nächstfolgender Zeit weiter gestalteten, zeigt am besten das populären Zwecken dienende, aber seiner Zeit vielgelesene Buch von Köppen, über Homers Leben und Gesänge 1788, eine Einleitung in seine erklärenden Anmerkungen zur Ilias, das noch 1820 in neuer Auflage erschien. Eine Recension desselben in der Bibliothek für alte Litteratur und Kunst, 1790 S. 80 ff. wird mit Recht von Bernhardy Griech. Litt. II, 1 S. 95 angeführt, um zu zeigen, „wie begrifflos noch um 1790 die Kunstrichter von Homer sprachen, als man schon mit grossem Pompe sich neuer (nämlich Heynescher) Offenbarungen rühmte". Es ist deshalb, um dies gleich hier zu bemerken, als ein besonderes Verdienst Wolfs zu betrachten[1]), dass er durch seinen Einfluss diesen wunderbar falschen Ansichten über den niedrigen Culturzustand Grie-

1) in welches er sich allerdings auch mit Herder zu theilen hat; s. dessen Briefe zur Beförderung der Humanität, 3. Samml. 34 „über die Humanität Homers in seiner Iliade".

chenlands im Homerischen Zeitalter entgegengetreten ist. Zwar griff auch er in der Werthschätzung desselben noch immer zu niedrig, aber doch ist bei ihm schon ein grosser Fortschritt gegen die Ansichten Heynes und seiner Schule zu bemerken. Wie ganz anders klingt es doch, wenn Wolf in der Einleitung zu seinen Vorlesungen über Homers Ilias S. 7[1]), da, wo er von den Vorstellungen und Ideen des Homerischen Epos handelt, sich dahin erklärt, dass man leicht denken könne, dass dies älteste Denkmal einer feinen Nation eine Menge von Ideen und Vorstellungen enthalten müsse, durch die man Nationen in ihrem Kindesalter kennen lerne, keine rohen und wilden Nationen, sondern solche, die mitten zwischen Rohheit und späterer conventioneller, bürgerlicher Cultur stehen. „Denn aus einer Anzahl Stellen," heisst es weiter, „muss man nicht gleich schliessen, dass der Grieche noch wild oder halbwild sei; Wilde machen keine Hexameter und treiben nicht so viele Metiers. Wilde Ausbrüche des Affects, die man findet, zeigen sich aber auch bei gebildeten Nationen, wie im Peloponnesischen Krieg, und kürzlich noch oft bei den Franzosen. Aus solchen Stellen ist nichts zu nehmen; man muss auf die Stellen sehen, wo sich die Menschen in leidenschaftsloser Ruhe befinden, und da zeigt sich schon eine Art Bildung. — Die Poesie musste damals am schönsten sein, weil der Dichter die Natur auffassen konnte, wie sie war, ohne wie jetzt gezwungen zu sein, manches wegzulassen und auf die Seite zu setzen. Stehen die Sitten auf einfacher und schöner natürlicher Stufe der Bildung, so ist dies nicht nöthig".

Doch kehren wir zu Wood zurück. Sein Versuch war bei allen seinen Mängeln ein in den weitesten Kreisen anregendes, für die weitere Geschichte der Homerischen Forschungen aber durch einen besonderen Umstand höchst wichtiges Buch. An der Stelle nämlich, wo Wood von der Gelehrsamkeit des Dichters handelt[2]), weist er auf die Nothwendigkeit einer Untersuchung der Frage hin, ob die Kunst, durch Buchstaben zu schreiben, schon zu

1) Fr. A. Wolfs Vorlesungen über die vier ersten Gesänge von Homers Ilias, herausgegeben von L. Usteri. Bern 1830.

2) S. 271 der Deutschen Uebersetzung.

Homers Zeiten erfunden und ihm bekannt war, oder nicht — und diese Frage selbst wird von Wood verneint. In dem so ausgebreiteten und so vieles schildernden Gemälde der bürgerlichen Gesellschaft, das er uns hinterlassen habe, finde sich auch nicht das geringste, was den Begriff von Schreibkunst voraussetze. Alle seine Gedichte seien an Zuhörer gerichtet; nie erwähne er geschriebener Gesetze, Tractate oder Verträge von irgend einer Art; nie rede er von geschriebenen Annalen oder Inschriften auf Denkmälern, und kurz, nie von Briefen, nie von Buchstabenschrift, während er doch symbolische, hieroglyphische oder Gemäldeschrift, wenigstens etwas ähnliches kannte, wie dies der Brief, den Bellerophon dem König von Lycien brachte, beweise. Die Buchstabenschrift sei nach Herodots Zeugniss eine Erfindung der Phönicier. Lange nach Homers Zeiten kannte man keine Prosa, bis auf Cadmus von Milet und Pherecydes von Syros war alles in Versen. Der Umstand aber, warum man Verse eher als Prosa hatte, würde gar nicht erklärlich sein, wenn man annehmen wollte, dass die Griechen schon eine Zeit lang das Alphabet gehabt hätten. Schon Aristoteles problem. XIX, 28, da, wo er untersucht, weshalb im Griechischen dasselbe Wort Gesang und Gesetz bedeutet, vermuthet, es sei deshalb geschehen, weil vor der Erfindung des Schreibens die Gesetze abgesungen wurden, um nicht vergessen zu werden, wie es noch zu seiner Zeit bei den Agathyrsen gewöhnlich war. Und diese Vermuthung sei richtig. Man dürfe wohl die Zeit, da der Gebrauch des Alphabets in Griechenland allgemein wurde, und den Anfang prosaischer Schriften beinahe in eine Periode setzen, ungefähr 554 v. Chr. Wood vermuthet daher, die Schreibkunst, auch wenn sie zu Homers Zeiten in Griechenland bekannt gewesen sein sollte, sei doch noch nicht gewöhnlich gewesen; alle Kenntnisse, sie mochten die Religion betreffen, oder sonst von einer Art sein, wie sie wollten, wurden blos durch das Gedächtniss erhalten, und eben deswegen in Verse gebracht, bis mit dem Alphabet auch Prosa eingeführt wurde. „Es fehlt auch dieser meiner Vermuthung nicht ganz an älteren Vorgängern. Eustathius (Il. VI, 168. VII, 175) und Didymus, oder wer sonst der Verfasser der kleineren Scholien ist, sind eben

dieser Meinung; auch Josephus c. Apion. I, dessen Urtheil in dieser Frage gewiss nicht zu verwerfen ist, meint, die Iliade und Odyssee wären nicht von ihrem Verfasser *niedergeschrieben* worden. Wenn wir mit ihm annehmen, dass Homer keine geschriebene Copie seiner Werke hinterlassen hat, so werden die Nachrichten, die wir von ihnen in den Schriften der Alten finden, viel wahrscheinlicher. Plutarch, Aelian und andere stimmen darin überein, Lykurg habe sie aus Ionien nach Griechenland gebracht, wo vorhin nur einzelne Stücke und Fragmente davon bekannt waren; und Cicero sagt uns, Pisistratus sei der erste gewesen, der sie in die Ordnung brachte, worin wir sie jetzt lesen. Ein Manuscript des Homer von Ionien nach Griechenland zu bringen, wäre kein Lykurg, und sein Gedicht, wenn eine völlige Copie davon vorhanden war, gehörig zu ordnen, kein Solon oder Pisistratus nöthig gewesen. Wenn aber dieser Gesetzgeber das, was er von den Ionischen Rhapsodisten singen hörte, sammelte und niederschrieb, wie man in neueren Zeiten einige Fragmente von alter Dichtkunst in den nördlichen Theilen unsrer Insel gesammelt hat, so konnte es nöthig sein, dies alles zu Athen in Ordnung zu bringen, und dann würden diese grossen Männer, die ich genannt habe, ebenso viel Verdienst um den Homer, als der Herausgeber des Fingal um den Ossian haben“.

So hätten wir denn also bei Wood zuerst die unumwunden ausgesprochne Ansicht, dass Homer seine Gedichte ohne Hülfe der Schreibkunst abgefasst habe, und die Stelle des Josephus, sowie die sonstige Tradition des Alterthums zu ihrer Unterstützung herangezogen. Woods schliesslicher Hinweis auf Ossian ist nun wohl zu beachten. An der Aechtheit der ihm beigelegten Gesänge scheint er nicht gezweifelt zu haben. Somit glaubte er denn den thatsächlichen Beleg zu besitzen, dass epische Poesie ohne schriftliche Aufzeichnung blos mündlich durch Barden verpflanzt werden könne. Eine Parallelisirung Ossians mit Homer war damals, wie schon gesagt, allgemein. Kein Wunder also, dass man sich die Homerischen Gedichte in älterer Zeit auf ganz ähnliche Weise entstanden dachte, wie die Ossianschen Gesänge in jüngster Zeit durch nachträgliche Sammlung auf Grund mündlicher und nur zum Theil

schriftlicher Ueberlieferung. An die eigentliche Consequenz dieser Annahme, dass, wie Macpherson der wahre Ossian war, so Pisistratus der wahre Homer sein musste, dachte man im Augenblick noch nicht. So war denn aber durch vermeintliche Thatsachen in der ohnehin zur wissenschaftlichen Skepsis geneigten zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einer unter anderen Umständen gewiss höchst gewagt erscheinenden Hypothese Thür und Thor geöffnet. Woods Gedanken, dass Homer ursprünglich nicht geschrieben habe, fanden daher in Deutschland rasche Verbreitung und geringen Widerspruch[1]), der obenein wirkungslos verhallte. Ob dazu das heimliche Bewusstsein mitgewirkt hat, dass von Naturdichtern bei einem schreibenden Volke nicht füglich die Rede sein könne, Naturdichter sollte aber Homer um jeden Preis sein, mag dahingestellt bleiben. Heyne referirte in seiner Recension, ohne es als etwas besonders merkwürdiges hervorzuheben: „sehr wahrscheinlich ist es, dass Homer seine Gedichte nicht geschrieben, und dass man zu seiner Zeit noch von keinem Alphabet gewusst hat". Herder zeigt sich in seinen 1772 erschienenen Briefen über Ossian vollkommen mit dieser Ansicht vertraut. Und acht Jahre später schrieb der in jener Zeit hochangesehene Professor Tiedemann in seiner Schrift, Griechenlands erste Philosophen, Leipz. 1780 S. 34, nachdem er es für unleugbar erklärt, dass Orpheus nichts geschrieben haben könne, „nicht einmal Homer, der doch ein paar Jahrhunderte wenigstens nach ihm lebte, hinterliess seine Gedichte geschrieben. Nur durch das Gedächtniss der Meistersänger, oder Rhapsodisten aufbewahrt, sind sie auf die Nachwelt gekommen; wie viel weniger also wird man vom Orpheus mit

1) So von Beck in seinen beiden Anleitungen zur alten Weltgeschichte, von einem Recensenten in Walchs philologischer Bibliothek 1773 Bd. 2, von Harless zu Fabric. Bibl. Gr. T. I p. 353, ferner von Wiedeburg im humanistischen Magazin von 1787 S. 143 ff. „ob Homer die Schreibkunst gekannt und sich derselben zum Aufzeichnen seiner Gedichte bedient habe", eine weitere Ausführung seiner 1785 zu Helmstädt erschienenen Abhandlung: an Homerus literas noverit iisque carmina sua consignaverit. Liest man diese Abhandlung, so überzeugt man sich zu seinem nicht geringen Staunen bald, dass Wolf den in ihr vorgetragenen Ansichten aufmerksame Beachtung geschenkt hat. Ihren Schlussgedanken hat er freilich gänzlich ignorirt.

einigem Schein der Wahrheit behaupten können, dass er etwas geschriebenes hinterlassen habe?" So wird es denn auch im zweiten Abschnitt des bereits erwähnten Buches von Köppen für höchst wahrscheinlich erklärt, dass Homer seine Gedichte nicht selbst niedergeschrieben habe. Wenn auch die Ionier und vielleicht Homer selbst die Buchstabenschrift kannten, so wäre es doch bei den damals vorhandenen Schreibmaterialien viel zu mühsam gewesen, so grosse Werke niederzuschreiben. Sie wurden vielmehr durch die Homeriden und weiterhin die Rhapsoden fortgepflanzt, und aus ihrem Munde später durch Lykurg und Pisistratus gesammelt. Die verschiedenen Sammlungen, die man in verschiedenen Ländern veranstaltete, waren der erste Grund der verschiedenen Recensionen, wobei Köppen noch die merkwürdige Ansicht auftischt, dass bei unserm gegenwärtigen Homertext keine besondere Recension zu Grunde liege, sondern dass er aus mehreren interpolirt sei[1]). Wiederholt und erweitert wurden Woods Gedanken in demselben Jahre auch

1) Wie seltsam! Aber wie nicht minder seltsam, wenn wir in Wolfs Vorlesungen S. 16 die Ansicht finden, dass bei der ersten schriftlichen Anfzeichnnng der Gesänge ans dem Mnnde der Rhapsoden, nnd zwar der Rhapsoden, die sie am genansten auswendig gelernt hatten, es erforderlich war, die Varianten der einzelnen an den Rand zn schreiben. Und hier sei der Grnnd zu den verschiedenen ἐκδόσεις gewesen. Nun wurden aber gar keine kritischen Editionen gemacht, meint Wolf, sondern nach nnd nach wurden aus dem Exemplare im Hause des Pisistratus einzelne Abschriften gemacht, und je nachdem einer kritisch verfuhr, machte man Aenderungen oder schrieb immer mehr an den Rand, welche Varianten dann die Grundlagen der kritischen Editionen wurden, — bei deren Herstellnng man natürlich eklektisch verfuhr. Welche Vorstellung! Man denke sich die Varietäten ans dem Munde der Rhapsoden. Das waren doch natürlich nicht blos verschiedene Sprecharten, nm so zn sagen, sondern Anslassungen, Znsätze, Umstellnngen ganzer Verse und Partien, der anders gebrauchten epischen Formeln nnd der veränderten Halbverse nicht zn gedenken. Und das alles im Exemplare des Pisistratns an den Rand geschrieben und von den abschreibenden Persönlichkeiten nach Gutdünken benutzt. Das muss ein schöner Rand gewesen sein! Ob man denn wohl bei der Anwendung der damals nach Wolf noch fast nagelneuen Schreibkunst und der Benutznng des immer noch kostbaren Materials gleich an die Nothwendigkeit nnd nun gar an die ingeniöse Benutzung eines Randes wird gedacht haben? Sollte man nicht erst Jahrhunderte gebraucht haben, nm überhaupt auf die Idee eines so zu benutzenden Randes zu kommen?

durch den Berliner Gelehrten Mérian in den Memoires de l'acad. roy. des sciences de Berlin en 1788 p. 533 sqq. Wolf bekam seine Abhandlung zu Gesicht, als der Druck seiner Prolegomena bereits begonnen hatte. Hätte Homer seine Gedichte schriftlich verfasst, so heisst es auch hier, so wäre keine Redaction des Lykurg, Solon und Pisistratus nöthig gewesen. Im weiteren wird Homer mit Ossian verglichen, ein besonderer Nachdruck aber zuletzt darauf gelegt, dass Homer die Schreibkunst nicht erwähnt.

Mit welcher Dreistigkeit sich aber gerade philologische Dilettanten der Woodschen Ansichten bemächtigten und sich dieselben auf das wunderbarste zurecht legten, kann man am besten aus Adlungs Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts, Leipz. 1782 ersehen, wo man auf S. 140 folgende unglaubliche Expectoration über Homer findet: „Wer den Charakter des Zeitraums erwägt, worin Homer lebte, der wird nicht in Versuchung gerathen, ihn in Vergleichung mit unsrem Grade der Cultur über seinen wahren Werth zu schätzen, wie aus übertriebener Hochachtung mehr als einmal geschehen ist. Er sang hundert Jahre nach dem Trojanischen Kriege, zu Salomos Zeit, und zu einer Zeit, da das eigentliche Griechenland noch sehr roh und ungebildet war; aber er sang in Ionien, welches ein wenig gebildeter gewesen zu sein scheint, als Griechenland; und doch athmet noch alles bei ihm den noch halb wilden Zustand, die erste Kindheit der bürgerlichen Gesellschaft, wo Leibesstärke noch alles, Geistesstärke noch nichts ist. Seine Ilias, ein mit grober Mythologie durchflochtner Ritter-Roman der Urwelt, halbwahre Geschichte und halb Dichtung, kann für uns nur insofern schön sein, als er ein getreuer Maler der schönen Natur ist; und das ist er bei seiner reichen Einbildungskraft freilich oft bis zum Erstaunen, zumal da die äusserst romantische Gegend des Schauplatzes seiner Begebenheiten ihn auf das kräftigste dabei unterstützt. Seine Götter und Helden sind grausame Wilde, welche sich jede Gewaltthat und Ungerechtigkeit erlauben, Barbaren ohne alles feine Gefühl von Ehre und Anständigkeit. Die Liebe ist noch ganz thierische Sinnlichkeit, und ihr Ausdruck plumper Schmutz, die Tapferkeit unvernünftige Wuth, und Weisheit unedler Betrug. Nennt man ihn den Vater der Ge-

schichte, so ist er es nur in sofern, als seine Gedichte ein treues Gemälde der Sitten seiner Zeit sind; der Vater der Dichtkunst bleibt er allemal, weil er uns die ersten dichterischen Werke von einigem Umfange hinterlassen hat. Aber wer sollte sichs wohl jemals einfallen lassen, ihn zu einem grossen Gelehrten, zum Archive aller Wissenschaften zu machen, ihn, zu dessen Zeit es selbst in dem weit gebildeteren Aegypten weder Wissenschaften noch Gelehrsamkeit gab? Ihn, zu dessen Zeit noch nicht einmal die Buchstabenschrift in Kleinasien bekannt war, und der selbst weder lesen noch schreiben konnte? Noch eins, woran selbst Wood, der getreue Ausleger Homers, nicht gedacht hat. Beim Homer ist alles, bis auf die Sprache, ein wahres Bild seines noch ganz ungebildeten Zeitalters; aber ist nicht seine Sprache für eben dieses Zeitalter zu neu, zu ausgebildet? Man weiss, dass er seine Gedichte nicht aufgeschrieben, dass sie selbst nach ihm nur stückweise im Gedächtniss aufbewahrt wurden, bis Lykurg sie 170 Jahre darauf aus dem Munde der Ionischen Bänkelsänger niederschrieb, und sie nach Griechenland brachte, und über 300 Jahre darauf Pisistratus die einzelnen Stücke in ein Ganzes vereinigte, und noch 250 Jahre später Aristoteles die letzte Hand daran legte. Ist es bei diesen Umständen wohl glaublich, dass wir seine Werke noch in der Sprache haben, worin er sie gedichtet hat; zumal da sie vom Anfange an zum Gebrauch des Volkes dienten, und daher eine geraume Zeit immer mit der Sprache fortrücken mussten, wenn sie demselben verständlich sein sollten? Alle alte zum Volksgebrauch bestimmte Schriften haben dieses Schicksal erfahren, zumal in denjenigen Zeiten, da Kritik und alte Sprachkunde noch so unbekannte Dinge waren, als sie es vor dem Aristoteles in Griechenland sein mussten. Homers Versbau und Silbenmass sind gewiss viel jünger als er selbst.“

Man erstaunt über solchen Unsinn, und doch liegt auch hier in der Schlussbemerkung etwas wahres. Wenn Homer blos mündlich überliefert wurde, so musste allerdings seine Sprache mit dem Fortschritt der Zeiten sich ändern. Zu Pisistratus' Zeit konnten die Rhapsoden seine Gedichte nur in der damaligen Ias, oder im Altattischen Dialekt vortragen, und wenn sie nun trotzdem zur Zeit ihrer schriftlichen Redaction

in einer so überaus alterthümlichen Sprache niedergeschrieben sind, so müssten sie geradezu absichtlich in ein alterthümliches Colorit zurück übertragen sein, und Pisistratus oder seine Commission würden als die grössten Sprachkünstler aller Zeiten vor uns stehen![1])

Zweites Capitel.

Solchem dreisten Gerede unbesonnener Dilettanten gegenüber war es allerdings dringend nöthig, die über Homer in Umlauf gesetzten neuen Gedanken einer strengen wissenschaftlichen Prüfung zu unterziehen und sie methodisch zu sichten. Dies war die Aufgabe, welche sich F. A. Wolf gestellt hatte. Bei ihm erst, kann man sagen, fielen Woods und Blackwells Gedanken auf eigentlich fruchtbaren Boden. Ihm war es vorbehalten, dieselben zu vertiefen und zu erweitern, ihre Consequenzen zu ziehen und sie, wenn auch nicht, wie er selbst geglaubt und behauptet hat, zu beweisen, so doch in die Form einer nicht nur höchst wahrscheinlichen, sondern auch wissenschaftlich brauchbaren Hypothese zu bringen, die man bald allgemein für bewiesen annahm. Wolf hatte Woods Buch bereits während seines Aufenthalts auf der Universität Göttingen kennen gelernt. Als er 1779 in Begriff war, die Universität zu verlassen und ihm durch Heyne Aussicht auf ein erstes Amt eröffnet war, reichte er ihm in einem Aufsatze seine von den herrschenden Ansichten abweichenden Gedanken über Homer ein[2]).

Welcher Art diese Gedanken waren, hat Wolf nicht genau angegeben. Indessen erfahren wir von ihm so viel, dass er anfänglich nur zu bemerken glaubte, dass das eigentliche Bücherschreiben in Griechenland nicht vor dem siebenten Säculum v. Chr. aufgekommen wäre, und aus histo-

---

1) I. Nutzhorn die Entstehungsweise der Homer. Gedichte S. 51: „Wenn man sich an Josephus' und Wolfs Hypothese hält, kommt man in den Fall, Peisistratus und seinen Mitarbeitern die für jene Zeit merkwürdige Kunst zuzuschreiben, mitten in Athen zum Gebrauch für die Athener nach mündlicher Mittheilung ein Ionisches Gedicht niederzuschreiben, ohne ihm durchgehends Attische Gestalt zu geben".

2) Wolf Briefe an Heyne S. 5. 7, dazu W. Körte Leben u. Stud. Fr. A. Wolfs Th. I S. 65 ff.

rischen Gründen einzusehen glaubte, dass der begeisterte Rather Wood sich nur um anderthalb Säcula verrathen haben möchte. „Ich dünkte mir über das, worin das Geschäft und die Kunst der Griechischen Rhapsoden bestanden, richtigere Vorstellungen zu machen, als worauf der kahle Begriff des Declamirens und die ῥαπτὰ ἔπη, composita, facta carmina führte: ich fing an beide Punkte, das späte Aufkommen des Bücherschreibens und die Rhapsodik sogar für die Philosophie der Geschichte Griechischer Menschheit wichtig zu erachten: ich ahndete hie und da verloschene, verwitterte Spuren einer später aufgetragenen Verkittung der Rhapsodien; aber hiermit konnte ich lange nicht zurecht kommen.“ Doch Wolf wurde mit seinen Gedanken von Heyne damals, wie er behauptet, peremptorisch abgewiesen: „Nur ein Neuling, der noch nicht einmal den Aristoteles de poetica gebürlich gelesen hatte, konnte auf Zweifel und Schwierigkeiten gerathen, die dem älteren Gelehrten ein Lächeln abnöthigen durften“.

Aber Heynes Abweisung hatte für Wolf zur Folge, dass er nur noch gründlicher und eifriger, aber auch vorsichtiger auf die Sache einging: „Ich sah nun bei einem angestrengten, ununterbrochenen Studium der Ilias im neunzehnten und den vier folgenden Büchern nicht weniger Merkmale eines neuen, gegen die vorhergehenden Gesänge fremden Tons und Charakters in Denkweise und Sprache, als in dem letzten Buche, das schon andere, aber aus ziemlich wenig bedeutenden Ursachen, verdächtig gemacht hatten. Weiterhin merkte ich, dass sich meine anfänglichen Gefühle in Worte fassen, dass sich die Ungleichheit zwischen den vorderen und hinteren Büchern in beiden Werken auf bestimmte Begriffe zurückbringen liess; fand einige mir unleugbar scheinende Reste von Kitt, welcher grossen Rhapsodien zur Verbindung diente, und dies schon vom achten Buche der Ilias an; endlich fand ich die Odyssee in vielerlei Dingen, in Vorstellungsarten und Manieren, ebenso ungleichartig in sich selbst, und so abweichend von der Ilias, als die letzteren Bücher der Ilias von den ersteren. So gelangte ich nach und nach zu dem Resultate, dass auch die Odyssee, ungeachtet ihrer schwerer aufzulösenden heutigen Form, aus ursprünglich nicht genau verbundenen Theilen zusammen-

gesetzt, und entweder gar nicht, oder zum kleinsten Theile von dem Grundverfasser der Ilias verfertigt wäre."

Es ist zu bemerken, dass Wolf zu allen diesen Ansichten schon lange vor 1788, also vor Herausgabe der Villoisonschen Scholien gekommen war. Ja schon i. J. 1780 trat er wegen Herausgabe eines grösseren Werkes über Homer mit dem Berliner Buchhändler Fr. Nicolai in Unterhandlung, erhielt aber von diesem eine höflich ablehnende Antwort, die gleichfalls in den Briefen an Heyne S. 129 abgedruckt ist. Daraus ersehen wir, dass Wolf über die Hauptsache ein Alphabet, und über die verwandten Materien mehrere Bände schreiben wollte. Die Hauptsache war ihm aber der Nachweis, dass es ohne Buchstabenschrift unmöglich sei, ein so grosses Werk wie die Ilias zu verfertigen. Es ist interessant zu lesen, was Nicolai darauf erwiderte, wenn auch für die Geschichte der Homerischen Frage selbst natürlich höchst gleichgültig. „Ich befürchte fast," heisst es unter anderem, „die Nachrichten sind nicht hinlänglich, um zu bestimmen, wie es mit den allmälichen Veränderungen zugegangen. Wenigstens getraue ich mir nicht a priori zu behaupten, es sei ohne Buchstabenschrift unmöglich, ein so grosses Werk wie die Ilias zu verfertigen. Die Kraft des Gedächtnisses ist sehr gross, wenn man es beständig übt, und selbst die Versification und der Gesang ist ein Mittel zum behalten. Wissen wir ausserdem genau, ob nicht bei wenigen Personen eine Art von Buchstabenschrift, wenn sie auch äusserst unvollkommen gewesen wäre, lange vorher üblich gewesen sein könne, ehe sie so allgemein bekannt geworden, dass Nachrichten davon in historische Bücher gekommen, die bis zu uns bekannt geblieben sind?" Seine abschlägige Antwort war aber für Wolf die abermalige Veranlassung zu einer Fortsetzung und Vertiefung seiner Homerischen Studien, und vorläufig zu einem längeren Aufschub seines Unternehmens.

Nach seiner 1783 erfolgten Berufung nach Halle veröffentlichte Wolf rasch hintereinander eine Ausgabe von Hesiods Theogonie (1783), dann von Homers Odyssee und Ilias, die erstere mit Vorrede, Anmerkungen und einer kritischen epistola C. G. Heynii, die letzteren blos mit Vorreden versehen. An verschiedenen Stellen sehen wir hier die spä-

teren Gedanken der Prolegomena schon durchschimmern. Da, wo Wolf in der Vorrede zum Hesiod (sie ist datirt November 1783) auf Ruhnkens und Heynes Verdienste um diesen Autor zu sprechen kommt, die sie sich unter anderem auch durch Aufweisung späterer Interpolationen erwarben, wird der Gedanke ausgesprochen, dass, da diese Gedichte, ehe man anfing sie aufzuschreiben, mehrere Menschenalter hindurch blos mit Hülfe des Gedächtnisses überliefert seien, welches, wenn es auch bei jenen Leuten wohl umfassender und treuer war, doch ein wenig zuverlässiges Mittel zur Aufbewahrung ist (quae quamvis capacior inter illos homines et tenacior, omnino tamen parum fida rerum custodia est), es eines Wunders bedurft hätte, um sie ächt und unverfälscht zu erhalten. In den Anmerkungen, deren Einleitung vom Februar 1784 datirt ist, wird es als eine ausgemachte und allgemein angenommene Thatsache ausgesprochen, dass die Gedichte des Homer, Hesiod und andrer gleichzeitiger Dichter eine lange Zeit hindurch lediglich durch das Gedächtniss aufbewahrt seien. Man müsse sich sehr hüten, diese Art der Ueberlieferung nach dem Massstab und den Sitten unsrer Zeit zu beurtheilen. Damals habe das Gedächtniss eine unglaubliche Kraft und Fassungsgabe gehabt, wo die Menschen kein anderes Mittel hatten, das einmal erfundene aufzubewahren, wo sie fast täglich Gelegenheit hatten, die Gedichte früherer Sänger aufs neue zu hören, deren genaue Einprägung damals den Hauptinhalt der höheren Erziehung ausmachte, und man noch nicht nöthig hatte, das Gedächtniss mit einer so grossen Menge andrer Dinge zu belasten, auf welche erst ein gelehrteres Zeitalter Werth legt. Man dürfe sich daher bei der damaligen Stufe der Cultur nicht darüber wundern, dass so viele alte Epen sich bis auf die Zeit erhalten haben, wo sie zuerst mit Hülfe der inzwischen vervollkommneten Schreibkunst in festerer Weise aufbewahrt wurden. Das vielmehr sei die Frage, ob sie eine so lange Zeit hindurch in ihrer ächten Form und unverdorben sich erhalten konnten. Hieran zu zweifeln veranlasse uns schon die Art des Vortrags jener Gedichte, welcher in den Händen der Rhapsoden lag. Diese Rhapsoden — man dürfe natürlich die Rhapsoden der älteren Zeit mit denen aus der Zeit des Sokrates nicht verwechseln,

seien selbst meist Dichter gewesen. In ihrem Gedächtniss hatten sie eine Menge andre Gedichte desselben oder ähnlichen Inhalts und da sie immer im Zustande einer gewissen Begeisterung ihre Gedichte vortrugen, so lässt sich mit Recht bezweifeln, ob sie zugleich treue und gewissenhafte Bewahrer derselben gewesen sind. Dazu kommt die schlichte Schreibart jener Gedichte in lauter einfachen, meist auf einzelne Verse beschränkten Sätzen, so dass es sehr leicht war, etwas davon wegzulassen, oder fremdes einzuschieben. Es ist daher die Vermuthung unabweislich, dass sich in jene Gedichte von den ältesten Zeiten an nicht unbedeutende Interpolationen eingeschlichen haben, die dann in die ersten schriftlich abgefassten Exemplare hinübergewandert sind. Eine ähnliche Ansicht müssen auch schon die Alexandrinischen Kritiker gehabt haben. Denn sonst hätten sie, zumal die Kritik sich noch in den Anfängen befand, unmöglich mit so grosser Kühnheit bei der Verbesserung und Wiederherstellung dieser Ueberbleibsel verfahren können, wenn sie sich nicht eben aus derartigen Gründen bei ihnen mehr genöthigt gesehen hätten, das Aechte vom Unächten zu unterscheiden, wenn man auch gestehen müsse, dass wir über die Grundsätze, nach denen sie bei ihrer Kritik verfahren, wenig unterrichtet sind.

In der 1784 erschienenen Vorrede zu Odyssee, Batrachomyomachie und den Hymnen kommt Wolf auf den unglaublich verwahrlosten kritischen Zustand der letzteren zu sprechen. Auch hier heisst es, man dürfe sich über denselben nicht wundern bei Gedichten, die vielleicht sämmtlich aus verschiedenen Hymnen und epischen Proömien verschiedner Dichter erst dann zusammengesetzt wurden, als man anfing die bis dahin blos aus dem Gedächtniss vorgetragenen Gedichte überall zu sammeln und aufzuschreiben. In demselben Jahre wurden Abhandlungen und Untersuchungen über Homer, also Prolegomena zum Homer in Deutscher Sprache, aus Wolfs Feder vom Herausgeber des Journals von und für Deutschland (1784 St. 5) in Aussicht gestellt. Im folgenden Jahre erschien der Text der Ilias mit einer sehr werthvollen Vorrede, in welcher wiederholt von den Veränderungen die Rede ist, welchen der ursprüngliche Homerische Text bei seiner ersten schriftlichen Auf-

zeichnung ausgesetzt sein musste. Wenn wir noch jetzt den Dichter in seiner ächten ursprünglichen Form hätten, heisst es an einer Stelle, so würden sich in ihm wohl oft genug Verstösse gegen die bekanntesten Regeln der Sprache finden. Am Schlusse dieser Vorrede, auf welche zunächst ein neuer Abdruck von Küsters historia critica Homeri folgte, kündigt Wolf noch seinen Vorsatz an, über verschiedene einschlägige Punkte, welche als Einleitung in das Studium Homers dienen könnten, demnächst in einer besonderen Schrift ausführlicher zu handeln. Aber innerhalb der nächsten fünf Jahre erschien nichts auf Homer bezügliches aus Wolfs Feder. Anderweitige Studien nahmen ihn in Anspruch. Doch las er, wie die Hallischen Lectionskataloge zeigen, vom Sommer 1785 ab wiederholt über Homer, und zwar über Ilias, Odyssee und Hymnen.

Epoche machend war für ihn das Jahr 1788. Es brachte endlich die schon längst ersehnte Ausgabe des Homer mit den kritischen Zeichen und den dazu gehörigen Scholien aus der Venezianer Handschrift von Villoison. Die erste ausführlichere Notiz über diese Handschrift und die in ihr enthaltenen Scholien hatte man 1740 durch eine kleine Schrift des Italienischen Gelehrten Antonio Bongiovanni erhalten[1]). Weiterhin hatte Villoison 1779 in einem zu Venedig erschienenen Briefe an Formey und sonst auf die Wichtigkeit dieser Handschrift hingewiesen und zugleich versprochen aus ihr und einer andern in Florenz befindlichen den Aristarchischen Text des Homer wieder herzustellen. Allein die Vollendung der Ausgabe verzögerte sich. Inzwischen gab der Altorfer Professor Ph. Siebenkees 1786 im ersten Stück der Göttinger Bibliothek für alte Litteratur und Kunst S. 63 ff. eine vorläufige Beschreibung der Handschrift, der kritischen Zeichen und der sie erläuternden Scholien. Aus dieser Beschreibung erfuhr man denn, dass der Obelus als Zeichen der Athetese sich bei einer grossen Menge von Versen finde, über deren Unächtheit in den sonst bekannten Scholien und im Eustathius nicht das mindeste bemerkt war, aus der Handschrift selbst mussten also ungeahnte Auf-

1) Scholia Graeca script. anonymi in Homeri Iliados l. I. Ant. Bongiovanni ex vet. cod. bibl. Venetae eruit lat. interpr. not. ill. Venet. 1740.

schlüsse über Art und Umfang der von den Alexandrinischen Grammatikern geübten Kritik sich ergeben. Aber auch die kühnsten Erwartungen in dieser Hinsicht wurden durch das, was die Scholien bei ihrer Veröffentlichung wirklich boten, weit übertroffen. Zwar war Villoisons Ausgabe eine höchst dilettantische und oberflächliche Arbeit. War er doch thöricht genug, selbst im Homerischen Texte die Accente wegzulassen[1]), und die von ihm veröffentlichten Scholien wimmeln von Schreib- und Lesefehlern aller Art. Seine weitschichtigen Prolegomena sind nichts als ein wüstes Allerlei unkritisch zusammengetragener und zum Theil ganz ungehöriger Notizen. Aber dennoch bot die Ausgabe auch in dieser Gestalt ungeahnte Schätze.

Wolf lieferte in der Jenaer allgemeinen Litteratur-Zeitung von 1791 No. 31—33 eine sehr fleissige und einsichtige Anzeige des Villoisonschen Werkes. Bei Villoisons Prolegomenen und dem von ihm veröffentlichten Text, der sofort als mit unsrem textus vulgatus aus einer Hauptquelle geflossen und nicht etwa als das Werk irgend eines Alexandrinischen Grammatikers erkannt wird, hielt sich Wolf nicht allzulange auf. Desto ausführlicher spricht er über die Scholien und charakterisirt aus ihnen unter reichlicher Anführung von Belegstellen das kritische Verfahren des Zenodot, Aristophanes und Aristarch im Ganzen in derselben Weise, wie es später in den Prolegomenen geschehen ist, bei welcher Aristarch bekanntlich nicht ganz nach Gebür gewürdigt wird. Dass wir aus den Scholien bei weitem noch nicht den ganzen Aristarchischen Text kennen lernen, sondern dass alles Stückwerk sei, ohne sichern, festgesetzten Plan ausgezogen', wird gebürend hervorgehoben. Im weiteren spricht Wolf über die Varianten aus den städtischen Ausgaben — „alle aus diesen angeführte Lesarten lassen sich auf ein Blatt schreiben; und, was man so sehr wünschte,

1) Wolf entschuldigt dies in der epistola an Villoison hinter Reiz de pros. Gr. acc. inclinat. Lips. 1791 (Kl. Schriften S. 314) mit den feinen Worten: *at fecisti Tu quidem causa adductus satis gravi, qua se ii male defendunt, qui, dum libri sui describantur, prelis assident, nec in Graecia peregrinantur.* Bekanntlich hat Wolf selbst in den Beilagen seiner frühsten Ausgaben, wie in den Anmerkungen zur Theogonie, die Griechischen Accente weggelassen.

erhalten wir nicht, Data nämlich und Nachrichten, was es mit diesen Exemplaren im Alterthum für eine Bewandtniss gehabt habe" — aus den Ausgaben sonstiger Kritiker (dass eine solche vom Dichter Antimachus von Kolophon vorhanden gewesen, woran Wolf früher gezweifelt hatte, wird jetzt zugegeben), über die verhältnissmässig geringe Ausbeute der Scholien für Homerische Erklärung, endlich über die grosse Kühnheit Zenodotischer Athetesen, und die grössere Einsicht Aristarchs, der zwar auch bisweilen grillenhaft athetirt, aber doch meist zu seinem Verwerfungsurtheile triftige Gründe gehabt habe. Schliesslich wird nochmals bemerkt, dass alles über die Ilias bisher bekannte durch das neue Werk aufgewogen werde. Seit langer Zeit sei für die alte Litteratur kein Buch erschienen, das gleiche Aufmerksamkeit verdiente als das gegenwärtige.

Die Recension bekundet überall, mit wie grossem Fleiss und wie gutem Verständniss sich Wolf bereits in die neuen Scholien eingelesen hatte. Auffallend bleibt es, dass er die Subscription mehrerer Bücher, durch welche die Scholien sich als Auszüge aus vier Werken, nämlich aus der Schrift des Aristonikus περὶ σημείων Ἰλιάδος καὶ Ὀδυσσείας, aus der des Didymus περὶ τῆς Ἀρισταρχείου διορθώσεως, aus der Ἰλιακὴ προσῳδία Herodians und dem Werke des Nikanor περὶ στιγμῆς[1]), ergeben, in ihrer Wichtigkeit nicht erkannt und überhaupt nicht beachtet zu haben scheint[2]). Die Recension schliesst mit den Worten: „Recensent zweifelt nicht, dass nach Allem, was vielleicht noch aus Handschriften für den Homer herausgegeben werden mag, dennoch dieses Werk auf immer in seiner Art *einzig* bleiben wird. Dazu macht es auch die Art seiner Erscheinung: vor vielen Jahrhunderten von *Griechischen* Händen, der Himmel weiss in welchem Winkel geschrieben, aufbewahrt in *Italien*, musste es erst in unsrer Zeit von einem Gelehrten aus *Paris* aufgefunden, und in *Venedig* zum Druck bereitet werden, der es dann, während seiner berühmten Reise von *Ephesus* aus, an den König von *Schweden* dedicirte". Für die Geschichte

1) Vgl. Lehrs de Aristarchi studiis p. 2 ff. Th. Beccard de scholiis in Homeri Iliadem Venetis, Berol. 1850.

2) Bekanntlich ist dies auch in den Prolegomenen nicht geschehen. Vgl. Lehrs l. l. p. 57.

der Homerischen Frage und der Wolfschen Prolegomena im besondern aber wichtig ist eine Stelle dieser Recension auf S. 246: „Es ist kein Zweifel, dass das Schicksal Homers und anderer älteren Barden, dergleichen noch nach Herodots Zeiten mehrere verloren gegangen sind, wir meinen das Schicksal, eine Zeit lang durch das blose Gedächtniss fortgepflanzt zu werden, der philologischen Kritik die erste Veranlassung und Entstehung geben musste. Denn da, ohne von anderen Ursachen der Verfälschung zu reden, die Verse in der so bildsamen Sprache und in dem Munde begeisterter Rhapsoden, von deren Recitation ihr Publicum noch dazu durchaus keine kritische Richtigkeit fordern konnte, so manche Veränderungen leiden mussten: so entstand mithin gleich in den ersten Abschriften (die uns erst gegen die Zeit der Entstehung der Griechischen Prosa gemacht scheinen) eine Art von varietas lectionis, die Basis alles späteren Grübelns. Die Ehrwürdigkeit der Gesänge trug das ihrige bei, den Fleiss zur Erforschung der wahren Lesarten anzufeuern. Nur war es unmöglich, hierin gleich von sicheren Grundsätzen auszugehen, zumal da *nirgends* eine Spur von alten Handschriften, weder der des Pisistratus, noch weniger einer von den fabelhaften Homeriden verfassten vorkommt, die den ersten Kritikern zur Grundlage gedient hätte.“

Auch Heyne hatte von dem Villoisonschen Werke bereits früher eine Recension in den Göttinger Anzeigen geliefert. Wolfs Recension mit der seinigen verglichen zeigt einen Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Aeusserte doch Heyne über den kritischen Apparat der Venezianer Scholien, er komme zu spät für ein Zeitalter, wo die meisten, welche Griechische Litteratur trieben, sich lieber an Gegenstände hielten, die Kopf und Herz erbauten! Indessen beschäftigte er sich doch auch in seiner Art eingehend mit den Scholien und nahm nunmehr seinen schon früher gefassten und kürzlich wieder aufgenommenen[1]) Plan zu einer

1) Heynes Vorlesungen über Homer begannen in Göttingen i. J. 1766 und wurden nachher von Zeit zu Zeit wiederholt. Der Gedanke an eine Ausgabe des Dichters ward aber erst i. J. 1780 gefasst, da sein Freund, der Buchhändler Reich, der Verleger der Ernesti-Clarkeschen Ausgabe, und Ernesti selbst ihn dazu aufmunterten Wirklich Hand ans Werk wurde jedoch erst seit 1787 gelegt, und seitdem ver-

Ausgabe der Ilias ernsthaft in Angriff. Mehrere Briefe von ihm aus jener Zeit legen von seinen Homerischen Studien Zeugniss ab. Namentlich ein Brief an den Dänischen Alterthumsforscher Zoëga v. J. 1790. In ihm wird auch der Gedanke an eine allmäliche Entstehung der Homerischen Gedichte ausgesprochen, aber zugleich hinzugefügt, dass er es für unmöglich halte, ihn wissenschaftlich zu begründen. „Im Grunde ist es doch nur eine Möglichkeit. Ein Hälmchen im Ocean ist noch kein Fahrzeug, bis an das andere Ende zu schwimmen.“ — Man kann sich daher denken, dass Wolfs weitere Arbeiten über Homer ihm etwas unbequem kamen.

Zoëga hatte die neueren Ansichten der Französischen und Englischen Kritiker über Homer mit Interesse verfolgt, auch Vico war ihm bei seiner Anwesenheit in Italien bekannt geworden. Bald nach Empfang der Venezianer Scholien brachte er noch i. J. 1788 seine eignen Gedanken über Homer in einem kleinen Aufsatz zu Papier, der aus seinem Nachlass mit seinen übrigen Abhandlungen Göttingen 1817 von Welcker veröffentlicht ist. Er zeigt uns in einem interessanten Beispiele, wie weit ein scharfsinniger, zu raschen Combinationen fähiger Kopf auf Grund der Scholien und der vorhandenen Litteratur auch vor dem Erscheinen der Wolfschen Prolegomena kommen konnte.

Die gänzliche und vollkommene Unkunde von dem Vaterlande, Zeitalter und Leben des Homer, sagt Zoëga, sei allein schon ein hinlänglicher Beweis, dass es ein solches Individuum nie gegeben habe. Seine angeblichen Gedichte mussten sich entweder durch Schrift oder durch mündliche Ueberlieferung erhalten. Im letzteren Falle setzt man einen Urheber voraus, „der schon bei seinen Lebzeiten höchst geachtet und berühmt war, um so viele Rhapsoden, als für acht und vierzig und viele andere Gesänge nöthig waren, zu vermögen, ihr Gedächtniss mit seinen Hervorbringungen zu ermüden, denn Niemand, glaube ich, hat sich geträumt, dass Homer selbst fähig gewesen wäre, alles dies auswendig zu behalten, und es ganz in einen Sohn oder Schüler von

---

ging kein Tag, an dem nicht ein Paar Stunden dem Homer gewidmet gewesen wären. Vgl. Heeren Ch. G. Heyne S. 207 ff.

sich überzutragen, der es von neuem insgeheim einem Nachfolger überliefert hätte, bis, nachdem sich die Kunde des Urhebers verloren, seine Werke sich ausgebreitet hätten.“ Im ersteren Falle dagegen müssten diese Gedichte in einem Zeitalter entstanden sein mit vollkommener Schreibkunst und so völlig bequemen Schreibmaterialien, als man sie zu irgend einer Zeit in Griechenland besessen. In einem solchen Zeitalter musste es aber eine Menge Schriftsteller geben, und es bleibt unerklärlich, dass keiner unter ihnen sich die Mühe genommen, Vaterland und Geburt des ausgezeichnetsten unter ihnen anzumerken. Denn anzunehmen, Homer habe ganz im Verborgenen gelebt und gedichtet, und seine Gedichte seien erst lange nach ihm berühmt geworden ohne alle anderen Kennzeichen als den allein stehenden Namen, das verbiete die von vorn herein auf Oeffentlichkeit und Belustigung des Volkes angelegte Natur dieser Gedichte.

Ein zweiter Grund, der uns verbiete, diese Gedichte, wie sie uns jetzt vorliegen, für das Werk eines Geistes zu halten, seien die in ihnen vorhandenen zahlreichen Widersprüche in Sitten und Meinungen. „Wenn man die Sitten der Nation und die damit verbundenen hieratischen Meinungen an einem Orte anders behandelt sieht, als an einem andern, wenn man Patroklos hört von Achill das Begräbniss fordern, weil er, ohne es verlangt zu haben, nicht in den Hades eingehen könne, und demohngeachtet die Seelen der Freier aus den im Vorhof des Odysseus aufgehäuften Leibern zu der Gesellschaft des Agamemnon übergehen, und den Elpenor unter den anderen Schatten des Erebos den Odysseus bitten sieht, doch seinen Leichnam zu begraben, nicht zu einer Wohlthat für die Seele, sondern nur um sein Gedächtniss zu verewigen: wenn man bemerkt, dass die Stelle des Göttergesandten, die in der Ilias der Iris eigen ist, in der Odyssee das Amt des Hermes geworden ist; dass in der Ilias das αὐτός des Menschen seine Substanz ist, in der Nekyia ein gewisses drittes Wesen, göttlicher als das Uebrige, nicht der Körper, der verbrannt wird, auch nicht die Seele, welche in den Hades kommt, dies und verschiedene andre Dinge von dieser Natur überzeugen, dass die Homerischen Gedichte ihr Dasein nicht blos verschie-

denen Menschen, sondern auch verschiedenen Zeiten verdanken.“ Die alten Kritiker bemerkten diese Widersprüche und suchten sich mit den umfangreichsten Athetesen zu helfen, wodurch aber die Einheit dieser Gedichte ganz zerstört wird.

Es genügt, sich an die Mittheilungen der alten Schriftsteller über den Ursprung der Homerischen Gedichte zu halten. Lykurg fand auf seiner Reise in Kleinasien und auf den Inseln viele Stücke alter Dichtung, die in verschiedenen Städten von den Rhapsoden gesungen wurden. Da er von ihrer Schönheit ergriffen wurde und den Werth der Dichtkunst zur Verfeinerung der Sitten seiner eignen barbarischen Landsleute erkannte, so liess er abschreiben, so viel sich von diesen Gesängen geschrieben fand und das Uebrige, vermuthlich das meiste, liess er sich von den Declamatoren dictiren, die es im Gedächtniss hatten. Dass diese von ihm gesammelten Gesänge sich hauptsächlich um den Zorn des Achill und die Rückkehr des Odysseus drehten, war Zufall. Andre Gesänge, die ihm nicht bekannt wurden, oder die ihm nicht schön oder bedeutend genug schienen, erhielten sich in ihrer Heimath noch Jahrhunderte hindurch, bis sie beim Untergang der Rhapsoden gleichfalls zusammengestellt und bekannt gemacht wurden. Auch sie galten mehr oder weniger für Homerisch, gelangten aber nicht zu gleichem Ansehen mit jenen älteren, die bereits Lykurg nach Europa gebracht hatte, von denen sie sich ohnehin durch ihre längere mündliche Aufbewahrung und die damit nothwendig gegebene Veränderung ihrer ursprünglichen Gestalt, in manchen Stücken unterschieden. Aus ihnen bestanden die cyklischen Gedichte, von deren ehemaligem Vorhandensein wir noch spärliche Kunde haben, weil sie vom Volke vernachlässigt frühzeitig untergingen. Die von Lykurg gesammelten und bevorzugten gelangten dagegen, durch das Ansehen Spartas und Lykurgs berühmten Namen unterstützt, zu immer grösserer Achtung und Bewunderung. Als die Pisistratiden gleichfalls in der Absicht zur Befestigung ihrer eignen Macht die Attischen Bergbewohner durch die Musen zu sänftigen, diese bereits von Solon empfohlenen Gesänge in Abschriften nach Athen verpflanzten, wurden sie hier durch Dichter und Gelehrte ver-

vollständigt, verbunden, verbessert und zu dem zugerichtet, als was sie noch heutiges Tages bestehen.

Der Name Homers aber ist nach Zoëga rein symbolisch, wie der des Orpheus und Hesiod, und bezeichnet einfach das Haupt der erzählenden Dichter. Möglich, dass einst in Chios oder Smyrna oder sonstwo ein Sänger lebte, der Homeros hiess, und vielleicht viele von den Sachen sang, die in den Homerischen Dichtungen sich finden. Er war vielleicht der erste, vielleicht der glücklichste, der in dieser Gattung sang, und sein Ruf wuchs dermassen, dass die Rhapsoden, um wohl aufgenommen zu werden, sagen mussten, das Stück, das sie sangen, sei von Homer gemacht. Aber es ist auch eben so gut möglich, dass ein Individuum, das den Namen Homer trug, nie existirt hat, und dass der Name blos deshalb entstanden ist, weil man in den Blinden einen gewissen göttlichen Anhauch voraussetzte und die Blinden gewöhnlich von Haus zu Haus singend sich ihr Brod zu verdienen pflegten.

An genialer Kühnheit lassen diese Andeutungen Zoëgas gewiss nichts zu wünschen übrig. Interessant ist besonders der Gedanke, wonach Homerisches und Kyklisches, ursprünglich ein und dasselbe, erst später von einander geschieden ist, ein Gedanke, welcher bekanntlich späterhin von Welcker selbst, wenn auch in modificirter Fassung, wieder aufgenommen und weiter ausgeführt ist.

Inzwischen setzte Wolf seine Homerischen Studien mit unverdrossner Ausdauer fort. Seit 1791 trug er seine Ideen in mehreren Collegien ganz bestimmt vor und verhehlte sie, wie er selbst sagt, keinem Freunde und Bekannten, der sie wissen wollte[1]). Einer der ersten, welcher sie erfuhr, war Wilhelm von Humboldt. Von 1793 an wurde an einer neuen Ausgabe des Homer und zugleich an den Prolegomenen gedruckt. Im Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteratur-Zeitung vom 22. Februar 1794 gab Wolf eine lateinisch geschriebene Ankündigung seiner demnächst zu erwartenden neuen kritischen Bearbeitung der Homerischen Gedichte, ohne jedoch der Prolegomena in ihr Erwähnung zu thun[2]). Endlich aber im Frühjahr des folgenden Jahres

1) Briefe an Heyne S. 94.

2) Kl. Schrift. I S. 587 ff.

erschien zugleich mit der Ausgabe das lang erwartete und viel versprechende Buch selbst unter dem Titel: Prolegomena ad Homerum, sive de operum Homericorum prisca et genuina forma variisque mutationibus et probabili ratione emendandi, Vol. I. Eine genaue Analyse seines Inhalts, soweit er sich auf das bezieht, was man im engeren Sinne die Homerische Frage nennt, ist für unsre Zwecke unerlässlich.

Drittes Capitel.

Die ersten XXIII Seiten des berühmten Buches enthalten allgemeine Bemerkungen über die eigentliche Aufgabe der kritischen Bearbeitung eines alten Schriftstellers, insonderheit aber des Homer, bei welchem der besondere Fall eintritt, dass uns in den Scholien, wie in den Zeugnissen der alten Grammatiker und Lexikographen eine ergiebige Quelle der Textkritik vorliegt, die weit über unsre handschriftliche Tradition zurückreicht, und ihrem inneren Werthe nach dieselbe bei weitem übertrifft. So interessant diese Bemerkungen auch sind, so haben sie doch für die Homerische Frage erst an der Stelle eine Bedeutung, wo Wolf sich anschickt, die kritische Geschichte der Homerischen Gedichte durch sechs Perioden zu verfolgen, von denen er die erste von ihrem Ursprunge, d. h. der Zeit der ausgebildeten Poesie der Ionier, ungefähr um 950, bis auf Pisistratus reichen lässt, dem von den Alten die gegenwärtige Anordnung der Gedichte in ihre beiden Corpora beigelegt wird.

Das genauere über diese Perioden, zunächst über die erste, giebt nun der erste Theil der Prolegomena von p. XXIV an. Der zweite, welcher die specielleren Grundsätze für das zu befolgende Verfahren der Homerkritik, richtiger der Verbesserung des überlieferten Textes der Homerischen Gedichte enthalten sollte, ist bekanntlich nicht erschienen.

Auch dieser erste Theil wird noch mit allgemeinen kritischen Betrachtungen eröffnet, um eben zu zeigen, dass es mit der kritischen Behandlung des Homer eine ganz andre Bewandniss als mit der irgend eines andern alten Autors habe. Die Homerischen Gedichte in ihrer ursprünglichen Form wiederherzustellen, sei unmöglich. Schon die alten

Exemplare, welche den Alexandrinern vorgelegen, hätten auffallende Verschiedenheiten gehabt, wie sich noch daraus erkennen lasse, dass die älteren Autoren, wie Hippokrates, Plato, Aristoteles, nicht blos einzelne Lesarten, sondern ganze Verse anführen, von denen sich weder in unseren Handschriften, noch in den Scholien auch nur die geringste Spur findet. Wie müsse man aber erst über diesen Punkt urtheilen, wenn die Vermuthung einiger wahrscheinlich sei, dass die Homerischen, wie die übrigen Gedichte jener Zeiten ursprünglich nicht schriftlich abgefasst, sondern anfänglich von den Dichtern im Gedächtniss entworfen und aus dem Gedächtniss gesungen, dann durch den Vortrag der Rhapsoden, welche auf ihr auswendiglernen eine besondere Kunst verwandten, weiter verbreitet seien, woher denn vor ihrer schriftlichen Fixirung manche absichtliche und unabsichtliche Aenderungen derselben nothwendig eintreten mussten; wenn sie demnach, sobald man anfing sie niederzuschreiben, vielfache Verschiedenheiten hatten, dann aber die bereits vorhandenen noch durch neue vermehrt wurden auf Grund der Bemühungen derer, welche darauf bedacht waren, sie möglichst auszufeilen, und nach den idealen Anforderungen der Dichtkunst und ihrer eignen Ausdrucksweise zu verbessern; wenn es sich ferner als sehr wahrscheinlich nachweisen lässt, dass der vorliegende Complex zweier grosser in sich zusammenhängender Gedichte nicht sowohl dem Geiste dessen verdankt wird, dem wir ihn beizulegen gewohnt sind, sondern dem Verständniss eines vorgeschrittneren Zeitalters und den vereinten Bemühungen vieler, dass ferner die Gesänge selbst, aus denen Ilias und Odyssee zusammengesetzt sind, nicht alle denselben Verfasser haben[1]).

Verbinden wir mit diesen Worten das, was bereits oben über Pisistratus gesagt war, so haben wir in ihnen die gesammte Wolfsche Ansicht über die Entstehung und älteste Geschichte der Homerischen Gedichte. Sie läuft also auf folgende vier Punkte hinaus:

1) Es ist eine wahrscheinliche Vermuthung, dass die Homerischen, wie die übrigen Gedichte jener Zeiten nicht schriftlich abgefasst, sondern anfänglich von den Dichtern

1) p. XXXIX.

im Gedächtniss entworfen, dann durch die Rhapsoden weiter verbreitet seien, womit vor ihrer schriftlichen Fixirung nothwendig mancherlei absichtliche oder unabsichtliche Veränderungen verbunden sein mussten.

2) Sobald die Gedichte schriftlich fixirt wurden, kamen zu den bereits vorhandenen neue, absichtliche Veränderungen von Seiten derjenigen hinzu, welche darauf bedacht waren, sie möglichst auszufeilen und nach den idealen Anforderungen der Dichtkunst und ihrer eignen Ausdrucksweise zu verbessern.

3) Es lässt sich als sehr wahrscheinlich nachweisen, dass Ilias und Odyssee in ihrer gegenwärtigen einheitlichen Gestalt nicht dem Geiste Homers, sondern dem Verständniss eines vorgeschrittneren Zeitalters und den vereinten Bemühungen vieler, d. h. des Pisistratus und seiner Genossen, verdankt werden.

4) Es lässt sich als wahrscheinlich nachweisen, dass die Gesänge selbst, aus denen Ilias und Odyssee zusammengesetzt sind, nicht alle denselben Verfasser haben.

Zu diesen Punkten finden sich nun im weiteren Verlauf des Werkes etwa folgende Ausführungen. Mit einem kurzen Hinweis auf Wood und den fortgeschrittenen, vorurtheilsfreieren, historisch-kritischen Sinn seiner Gegenwart, der es erkannt, dass man im Homer zwar überall eine beneidenswerthe Genialität, aber in geringerem Grade Kunst, wenigstens schulmässige, traditionelle Kunst, und nichts von besonderer, verborgener Gelehrsamkeit erblickt, während man es früher als selbstverständlich betrachtete, bei Homer mindestens alle die Kenntnisse und Fertigkeiten vorauszusetzen, in deren Besitz man sich selbst wusste, bemerkt Wolf zunächst, es sei misslich, sich bei der Frage nach den Anfängen der Schreibkunst bei den Alten nach bestimmten Zeugnissen derselben umzusehen. Derartige bestimmte Zeugnisse gebe es eben nicht, worüber sich Niemand wundern werde, welcher bedenke, wie schwer es selbst bei wichtigen Erfindungen neuerer Zeit sei, über deren Anfänge ins Reine zu kommen. Eine blose Stellensammlung über die Erfinder des Griechischen Alphabets helfe hier zu nichts. Denn es sei ganz verkehrt anzunehmen, dass mit der Zeit des ersten

Bekanntwerdens der Buchstabenschrift in Griechenland zugleich auch eine Verbreitung derselben über ganz Griechenland und die Veranlassung zum Bücherschreiben gegeben sei, ohne irgend welche Rücksicht auf die nothwendig dazwischenliegende Entwicklungsreihe. Auch dürfe man sich nicht durch die unkritischen und lügenhaften Berichte späterer Griechischer Scribenten täuschen lassen, die ganze Massen von Gedichten, Prosawerken, Gesetzen und Urkunden in die allerälteste Zeit verlegen. Phemius bei Pseudo-Herodot, Pronapides bei Diodor und anderen, und die sonstigen angeblichen Lehrer Homers müssen gänzlich aus dem Spiele bleiben. Man brauche sich überhaupt bei den unbekannten Anfängen der Schreibkunst nicht aufzuhalten. Dass die Phönicier die Buchstabenschrift erfunden, oder ausgebildet und andern Völkern, namentlich den Griechen, mitgetheilt hätten, sei ziemlich feststehende Ueberlieferung, und für ihre Richtigkeit spreche die Gestalt der Griechischen Buchstaben. Aber es sei völlig unbekannt, wann dies geschehen sei und wozu die Schreibkunst von den Phöniciern verwandt sei. Von einer Anwendung derselben beim Handel und Verkehr sei nicht das mindeste überliefert. Nun pflegten die Griechen die Erfindung fast aller bedeutenden und nützlichen Einrichtungen, auf denen die spätere Bildung beruhte, ihren Heroen beizulegen. So wurde denn die Erfindung der Schreibkunst von Aeschylus dem Prometheus, von anderen dem Cecrops, Orpheus, Linus, gewöhnlich dem Cadmus, auch wohl dem Palamedes beigelegt. Um die Widersprüche der Ueberlieferung auszugleichen, habe man späterhin den Ruhm der Erfindung unter die Genannten gewissermassen vertheilt. Unmöglich hätte aber Euripides in seinem gleichnamigen Stücke die ganze Erfindung dem Palamedes beilegen können, wenn der Glaube an das höhere Alter der Kunst und ihre Einführung durch Cadmus der in Athen herrschende gewesen sei. Die Nennung einzelner Heroen sei eben von den älteren Dichtern ausgegangen, und es sei daher rein willkürlich, irgend einer derartigen Angabe vor einer andern, lediglich um des berühmten Namens willen, der sie gemacht, einen besondern Vorzug einzuräumen.

Herodot allerdings spreche von der Einführung der Buchstaben durch Cadmus. Dasselbe habe nach Diodor

III, 66 schon früher Dionysios von Milet in seinem Κύκλος gethan. In diesem Werke folgte er bekanntlich ganz den Dichtern. Weshalb sollten wohl seine Worte in dieser Frage grösseren Glauben verdienen, als in seinen andern Nachrichten? Sehen wir uns aber Herodots Worte V, 58 genauer an: οἱ Φοίνικες οἱ σὺν Κάδμῳ ἀπικόμενοι — ἄλλα τε πολλὰ οἰκήσαντες ταύτην τὴν χώρην εἰσήγαγον διδασκάλια εἰς τοὺς Ἕλληνας, καὶ δὴ καὶ γράμματα οὐκ ἐόντα πρὶν Ἕλλησιν, ὡς ἐμοὶ δοκέειν κτλ. — so sehen wir, dass er gar nichts gewisses, oder allgemein geglaubtes, sondern nur ein Gerücht wiedergiebt, dem er selbst Glauben schenkt. Er entscheidet sich hier eben gegen die Ansicht derer, welche die Sache für noch älter als Cadmus hielten, ohne dabei im geringsten eine sichere, historische Thatsache geben zu wollen. Mag übrigens Cadmus immerhin die Buchstabenschrift in Böotien eingeführt haben, mögen damals auch Versuche im Schreiben gemacht sein, so hat man damit noch lange keinen allgemein verbreiteten Gebrauch dieser Kunst. Wenn er aber jene drei Aufschriften in alterthümlichen Schriftzügen im Tempel des Ismenischen Apollo in Theben in die älteste Zeit bald nach Cadmus versetzt, so hat er sich eben durch den Schein täuschen lassen. Sie verrathen in der Sprache unzweifelhaft die Nachahmung der Homerischen Sprache und haben nicht die Spur von einem höheren Alter. Ebenso verhält es sich mit der angeblichen Inschrift bei Paus. IX, 11, oder dem Epigramm bei Arist. mirab. auscult. 145. Aus Herodot ergiebt sich eben nur das eine mit Bestimmtheit, dass die Schreibkunst schon lange vor ihm muss bekannt und in Gebrauch gewesen sein, denn sonst hätte er ihre Einführung oder Erfindung doch unmöglich in die ältesten Zeiten zurückverlegen können.

Sollte sich übrigens auch nachweisen lassen, dass es im Alterthum schriftliche Denkmale gegeben habe, welche, wie die Stele des Theseus bei Dem. c. Neaer. p. 873 D, das Weihgeschenk des Cadmus bei Diod. V, 58, eine eherne Tafel bei Plin. VII, 58 in die Vorhomerische Zeit hinaufgereicht hätten, sollten sogar von den uns erhaltenen inschriftlichen Denkmälern einige, wie die von Fourmont gefundene Amykläische Inschrift ein so hohes Alter beanspruchen dürfen, so würde sich daraus immer noch nichts

für einen allgemein verbreiteten Gebrauch der Schreibkunst ergeben. Auch zugegeben, dass um die Zeiten des Trojanischen Kriegs die fremden Phönicischen Zeichen den Griechischen Lauten angepasst, und neue für die Vocale und andere fehlende Buchstaben erfunden waren, erst dann aber konnte man an Inschriften auf Stein und ähnlichem Material gehen, so blieb doch noch ein langer und beschwerlicher Weg übrig, bevor ein fortgeschrittneres Volk diese Kunst mit Benutzung eines handlichen Materials zur Beschreibung einzelner Blätter, endlich ordentlicher Bücher verwenden konnte, ein Weg, der in jenen Zeiten vielleicht kaum in sechs Jahrhunderten zurückgelegt werden konnte. Bei dem einfachen Leben der Menschen jenes Zeitalters gab es nichts zu schreiben. Etwaige Lieder und Gesänge wurden mündlich überliefert, sie aufzuschreiben wäre in den Augen jenes Zeitalters nichts anderes gewesen, als sie zu tödten und ihres lebensvollen Gehaltes zu berauben. Ein ferneres Haupthinderniss für eine allgemeinere Verbreitung der Schreibkunst war aber der Mangel eines geeigneten Materials. Erst im sechsten Jahrhundert erhielt man ein solches in dem Aegyptischen Papyrus. Auf den angeblichen Gebrauch von Blättern und Baumrinde wird man keinen grossen Werth legen. Stein, Holztafeln, Metallplatten waren nur für öffentliche Urkunden, aber nicht für den Privatgebrauch geeignet. An das Exemplar der Ἔργα des Hesiodus auf Bleiplatten, welches dem Pausanias in der Nähe der Helikonquelle gezeigt wurde (IX, 31), wird man schwerlich glauben wollen. Man könnte für öffentliche wie Privatzwecke an den Gebrauch von Linnen denken, aber davon findet sich bei den Griechen keine Spur. Auch Wachstafeln, wie sie Herodot VII, in der Geschichte vom König Demaratus erwähnt, waren für Bücher kein geeignetes Material. Erst die Benutzung von Schaf- und Ziegenhäuten gab ein einigermassen erträgliches Material; diese legt Herodot als eine besondere Erfindung den Ioniern bei und sie mag über die Benutzung des Papyrus hinaufreichen. Freilich sagt uns Herodot nichts über die Zeit, in welcher diese Benutzung eine allgemeinere wurde, und allzu verbreitet scheint sie überhaupt nicht gewesen zu sein, da sie alsbald durch den Gebrauch des Papyrus verdrängt wurde. Setzen wir sie aber auch um die

Anfänge der Olympiadenrechnung, so kann selbst damals die Anwendung der Schreibkunst keine leichte und allgemein verbreitete Sache gewesen sein. Denn noch im sechsten und fünften Jahrhundert finden wir Simonides von Ceos und Epicharmus mit der Vervollständigung des Alphabets durch Erfindung neuer Zeichen beschäftigt, das vollständige Alphabet von 24 Buchstaben kam erst durch Kallistratus auf der Insel Samos in öffentlichen Gebrauch, und in Athen wurde es erst i. J. 403 unter dem Archontat des Eukleides eingeführt. Allerdings muss man sich auch hüten, aus der so späten Vervollständigung des Alphabets auf einen eben so späten Gebrauch der Schreibkunst, oder deren gleichzeitige Einführung in ganz Griechenland zu schliessen. Dass die Ionier, deren Cultur sich früher als die aller übrigen Griechen entwickelte, auch schon frühzeitig die Schreibkunst werden beachtet und benutzt haben, müsste man auch ohne historische Zeugnisse annehmen. Schon vor Simonides und Epicharmus gab es bei Ioniern und Aeoliern lyrische Dichter, welche ohne die Schreibkunst kaum zu denken sind. Und wenn in Athen das unvollständige Alphabet um Ol. 39 zur Abfassung von Dracons Gesetzen genügte, so konnte es ebensogut zur Abfassung von Büchern genügen, vorausgesetzt, dass diese überhaupt in Gebrauch waren. Auch konnte schon einige Jahre vor Draco der Papyrus in Griechenland verbreitet sein, obgleich dies nicht bezeugt ist; denn leider lastet gerade auf dem achten und siebenten Jahrhundert in dieser Hinsicht ein undurchdringliches Dunkel, und doch sind dies gerade die Jahrhunderte, in welche aller Wahrscheinlichkeit nach ein allgemeinerer öffentlicher Gebrauch der Schreibkunst als blos zu Inschriften hineinfällt.

Nichtsdestoweniger haben wir bestimmte historische Spuren, dass zwischen den Anfängen eines öffentlichen Gebrauchs der Schrift und der allgemein gültigen Gewohnheit zu schreiben und Bücher zu verfassen ein weit grösserer Zwischenraum verflossen ist, als man wohl sonst annehmen möchte. Nirgends, wenn man von offenbaren Fabeleien absieht, wird uns irgend welches litterarische Denkmal aus der Zeit des Lykurg oder der nächst folgenden Zeit angeführt, von dem man späterhin irgend welche sichere Kunde gehabt hätte, kein Brief, kein Gedicht, kein Buch. Ja trotz-

dem man eifrig bemüht war, die gesetzlichen Einrichtungen der Staaten zu ordnen, finden wir aus jener Zeit nirgends geschriebene Gesetze erwähnt. Zuerst unter allen Griechen erhielten die Epizephyrischen Lokrer durch Zaleukus Gesetze i. J. 664, siebzig Jahre vor Solon (Scymn. Perieg. 313. Strab. VI p. 259). Wie diese Gesetze geschrieben waren und auf welchem Materiale, ist uns völlig unbekannt. Solons Gesetze i. J. 594 waren βουστροφηδόν auf sehr unbehülflichem Material geschrieben. Von Attischen Schriftstellern hören wir nichts vor den Perserkriegen. Immerhin mag man schon geraume Zeit vor Solon im Privatgebrauch angefangen haben, sich der Schreibkunst zu bedienen, man kann auch zugeben, dass im achten und siebenten Jahrhundert in den andern Staaten, namentlich Ioniens und Grossgriechenlands dies schon von einigen Verständigen geschehen sei, deren Beispiel dann die Dichter folgten, wenn auch nicht Asius, Eumelus, Arktinus u. A., die uns um die Anfänge der Olympiaden als berühmte Epiker genannt werden, so doch sicherlich Archilochus, Alkman, Pisander, Arion und deren Zeitgenossen. Handelt es sich aber um ganz Griechenland, um den allgemeinen Gebrauch der Schreibkunst, um die Abfassung von Büchern, so dürfen wir dieselbe nicht über das Zeitalter des Thales, Solon und Pisistratus zurückverlegen. Erst im Zeitalter der sieben Weisen beginnt die Griechische Prosa. Wie will man sich aber das so späte Eintreten derselben trotz der so hohen Sprachvollendung der Homerischen Gedichte, von der bis zur Prosa selbst eigentlich nur noch ein Schritt zu sein scheint, anders als aus dem Umstand erklären, dass es eben in Ermangelung eines geeigneten Materials nicht gut möglich war, früher Bücher zu schreiben?

Bis zu diesem Ergebniss führt uns eine allgemeine Prüfung der vorhandenen historischen Zeugnisse, auch abgesehen von Homer und seinen Erklärern. Die letzteren anlangend, so hat es natürlich mit denen nichts auf sich, die bei blos gelegentlichen Aeusserungen, wo es nicht darauf ankam, den genauen wissenschaftlichen Ausdruck zu gebrauchen, dem gemeinen Sprachgebrauch folgend, von Homer und Hesiod wie von einem beliebigen anderen Buche ihrer Bibliothek reden, und sich dabei unbedenklich des Ausdrucks

„schreiben“ bedienen. Hierher gehört es aber auch, wenn Apollodor an der bekannten Stelle von einem *Briefe* des Prötus redet (Il. Z 168), ja man kann sagen, seine eignen Worte beweisen es, dass er von einem wirklichen Briefe in der That nicht redet. Der Ausdruck ἐπιcτολαί ist bei ihm nicht zu urgiren. Das Verbum ἐγγράφειν ist dem Dichter entlehnt und an sich von schwankender Bedeutung, synonym mit ἐγγλύφειν, ἐγκολάπτειν, ἐγχαράccειν. Wenn er aber sagt Ἰοβάτηc δὲ ἐπιγνοὺc ἐπέταξεν, so bedient er sich, auffällig genug, hier eines Verbi, welches in der ganzen Gräcität immer nur *erkennen*, niemals *lesen* bedeutet. Und so widerspricht auch Apollodor dem nicht, was sich als ausnahmslos feststehende Ansicht der Alexandrinischen Grammatiker ergiebt. Keiner von ihnen hat weder in den angeführten Versen, noch an einer anderen Stelle des Homer die wirkliche Erwähnung der Schreibkunst gefunden. Dies geht deutlich aus dem Stillschweigen des Eustathius und der Scholien über diesen Punkt hervor. Ob Homer selbst im Besitz der seinen Heroen unbekannten Schreibkunst gewesen, darüber äussern sie sich nicht. In welchem Sinne aber die Alexandrinischen Kritiker auch diese Frage beantwortet haben, das ergiebt sich unzweideutig aus der bemerkenswerthen Stelle des Iosephus c. Apion. I, 2 p. 439[1]). Sie fällt um so schwerer ins Gewicht, weil sie gegen einen namhaften Homer-Interpreten gerichtet ist, und weil sich unter den Alten kein Vertheidiger der entgegengesetzten Ansicht findet. Dazu kommt noch das Zeugniss eines Scholions zur Grammatik des Dionysius Thrax bei Villoison Anecd. Gr. T. II p. 182: ἦν γάρ, ὥc φαcιν, ἀπολόμενα τὰ τοῦ Ὁμήρου. τότε γὰρ οὐ γραφῇ παρεδίδοντο, ἀλλὰ μόνῃ διδαcκαλίᾳ, ὡc ἂν μνήμονι φυλάττοιντο κτλ., welches unabhängig von Iosephus auch auf eine Alexandrinische Quelle zurückgeht. In Betreff der Iosephusstelle bemerkt Wolf noch: illud φαcὶν de rebus vel certissimis usurpari *in fama minime obscura*, non de iis, quae a nonnullis, sive paucis traduntur. De his Graece est φαcὶν ἔνιοι, φαcί τινεc.

Dass aber die Grammatiker richtig observirt hatten, davon können wir uns selbst überzeugen. Homer schweigt

1) S. oben S. 3.

von der Schreibkunst so gut wie Hesiod. Bei der Länge seiner Gedichte und seiner Gewohnheit, die Sitten der von ihm beschriebenen Zeit und ihre Kunstfertigkeiten ausführlich zu schildern, wo er also so vielfach Gelegenheit gehabt hätte, auch die Schreibkunst zu erwähnen, wenn er von ihrem Vorhandensein im heroischen Zeitalter etwas gewusst hätte, ist dieses sein Schweigen ein directes Zeugniss. Dass aber die zwei Stellen, in denen etwas der Schreibkunst ähnliches erwähnt zu werden scheint, in der That nichts mit dieser zu thun haben, zeigt deren genaue Erklärung. Denn dass an der Stelle Il. H 175 ff. die Zeichen auf den Loosen willkürliche Zeichen und keine Buchstaben sind, ergiebt sich deutlich daraus, dass das aus dem Helm herausspringende Loos von dem herumgehenden Herold jedem einzelnen zum Erkennen gezeigt wird. An der anderen Stelle Z 168 ff. könnte man allerdings an einen geschriebenen Brief denken. Dennoch erklären auch hier die alten Interpreten sich einstimmig für eingekratzte Bilder oder Zeichen auf einer Holztafel. Offenbar kamen sie darauf, weil hier das Verbum δεῖξαι gebraucht ist, welches Homer schwerlich von einem übergebenen und gelesenen Buche gebraucht haben würde. Auch das ϲῆμα ἰδέϲθαι v. 176 kann in Verbindung damit schwerlich das Lesen von etwas Geschriebenem bedeuten. Also auch diese Stelle beweist nichts für eine Erwähnung der Schreibkunst. Andre Stellen giebt es aber nicht im Homer. Nirgends wird ein Buch erwähnt, nirgends Schreiben, Lesen oder Buchstaben. In so vielen tausend Versen ist alles nur aufs Anhören, nicht aufs Lesen berechnet. Alle Bündnisse und Verträge werden öffentlich abgeschlossen. Ueberall ist das Gedächtniss, die Sage und ungeschriebene Denkmäler die Quelle alter Ueberlieferung. Daher die wiederholte Anrufung der Musen, der gedächtnissreichen Göttinnen. Nirgends die Erwähnung einer Grabschrift oder sonstigen Inschrift, kein geprägtes Geld, kein Gebrauch der Schrift im Handel und Verkehr, keine Karten, keine Briefboten, keine Briefe, kein Einziehen von Erkundigungen auf schriftlichem Wege.

Alle diese Umstände zusammengenommen machen das Schweigen Homers über die Schreibkunst zu einem beredten Zeugniss. Man könnte freilich sagen, daraus folge nur, dass

die Buchstaben zur Zeit des Trojanischen Kriegs ganz oder doch so gut wie ganz unbekannt gewesen, nicht, dass auch der Dichter selbst zwei Jahrhunderte später sie nicht gekannt habe. Aber geht man genauer auf die Art und Weise ein, wie er das heroische Zeitalter beschreibt, so wird man kaum an zwei oder drei Stellen die Spur jener Kunst bei ihm finden, mit welcher die Dichter einer fortgeschrittenen Zeit sich sorgfältig in Acht nehmen, Züge ihrer Gegenwart auf die ältere, von ihnen geschilderte Zeit zu übertragen, während sie es lieben einzelne stehende Formeln, deren ihre Vorgänger sich bei solchen Schilderungen bedient haben, sorgfältig beizubehalten.

Es würde mir übrigens selbst unglaublich sein, fährt Wolf p. XCIII fort, dass die Gedichte von den Sängern im Gedächtniss entworfen und lediglich mit Hülfe des Gedächtnisses fortgepflanzt seien (ist doch manches unglaublich, was die Geschichte zu glauben uns zwingt), und ich würde es mir gefallen lassen, dass man auch nur dem einen Homer einen geheimen Gebrauch der Schreibkunst beilegen wollte, wenn nicht die im Alterthum allgemein verbreitete Sitte des mündlichen Vortrags und die ganze Geschichte der Rhapsoden die ganze bisherige Beweisführung aufs Kräftigste unterstützte. Sie nämlich zeigt uns, wie es möglich war, dass das Zeitalter der Aöden die Schreibkunst nicht vermisste, bevor sie der Griechischen Sprache angepasst war, oder wenn ihre Anwendung bereits begonnen hatte, weshalb es dieselbe ruhig dem Holz und andern ungefügen Stoffen überliess. Nicht einmal die Hoffnung auf Unsterblichkeit des Namens konnte jene Sänger veranlassen, für bleibende Denkmäler ihres Geistes Sorge zu tragen. Nirgends macht sich im Homer, wie bei so vielen anderen Dichtern, ein derartiges Streben nach Nachruhm geltend. Der Sänger begnügt sich mit dem augenblicklichen Erfolg und dem unmittelbaren Eindruck, den seine Kunst auf die Zuhörer macht. Wie gross diese war, das sehen wir theils aus den Schilderungen, die Homer von den Sängern Phemios und Demodokos giebt, theils aus der Art, wie noch später der Rhapsode Ion uns seine Wirksamkeit schildert. Was von den Rhapsoden, den Nachfolgern der alten Aöden gilt, das gilt in noch viel höherem Grade von diesen selbst. Freilich

herrschen über die Rhapsoden bei den Gelehrten eine Menge falscher Vorstellungen. Man kann es aus dem, was sie darüber sagen, nicht entnehmen, dass wir es lediglich ihren Bemühungen verdanken, dass wir die Homerischen Gedichte überhaupt noch haben, und dass durch ihre Kunst für alle sowohl dramatische, als rednerische Darstellung der Griechen der Weg gebahnt ist. Die Rhapsoden bildeten einen hervorragenden Stand, meist aber hält man sie, auf dem, was Xenophon und Plato über sie berichten, fussend, für ganz unbedeutende Menschen. Aber man hat sich hinsichtlich der Rhapsoden überhaupt vor drei Irrthümern zu hüten. Einmal darf man die Rhapsoden der späteren Zeit nicht mit denen der früheren verwechseln. Ein zweiter, hoffentlich schon beseitigter Irrthum, hält die Rhapsoden auf Grund einer falschen Etymologie für Verfertiger von Centonen, oder wohl gar für eine Art von Bänkelsängern. Der dritte, aber besonders zu bekämpfende Irrthum ist der, dass man die Rhapsoden lediglich zu Sängern Homerischer Poesien macht. Nicht blos Homer, sondern auch Hesiod, überhaupt alle Epiker, später auch die Lyriker und Iambographen umfasste die Kunst der Rhapsoden (Plat. de legg. II p. 658 D. Ion p. 530 B. Athen. XIV p. 620 C), ja es war dies lange der einzige Weg, sein Talent vor die Oeffentlichkeit zu bringen, so dass noch Xenophanes als Rhapsod seiner eignen Gedichte auftrat (Diog. Laert. IX, 18). Hauptsächlich beschäftigten sie sich allerdings mit Homer, so dass es eine eigne Rhapsodenzunft, die Homeriden, gab, welche ihre Kunst zuerst auf Chios, dann anderswo übten.

Wenn nun auch der Name dieser Kunst jünger zu sein scheint als Homer, so hat doch die Kunst selbst schon in den ältesten Zeiten geblüht und stand damals in gleich hohem Ansehn als die Kunst des Dichters selbst. Anfangs trug jeder Sänger seine eignen Gesänge vor, daher wird ja auch Hesiod oder eine andere ihm gleichzeitige Persönlichkeit ausdrücklich als Erfinder der Rhapsodenkunst bezeichnet. Aber von Terpander von Ol. 34 bis auf Cinäthus von Chios Ol. 69 trugen die Rhapsoden nicht blos fremde, sondern auch eigne Erzeugnisse vor und jeder Rhapsod war zugleich ein leidlicher Dichter. Daher kam es auch, dass so viele Gedichte jener Zeiten, da die Namen der Rhapsoden, welche

sie verfasst hatten, in Vergessenheit geriethen, und sie lediglich von andern wiederholt wurden, bald falschen Urhebern zugeschrieben und endlich ganz als herrenloses Gut betrachtet wurden. Zur Zeit des Homer bildete die Kunst der Aöden einen besondern, allgemein geehrten Beruf. Ebenso späterhin die der Rhapsoden, bis sie bei veränderten Zeiten und Sitten zum schnöden Gelderwerb herabsank. Dass die Rhapsoden alles aus dem Gedächtniss vorgetragen haben, ist selbstverständlich. Wenn es noch später im lesenden und schreibenden Zeitalter des Xenophon und Plato Leute gab, welche den ganzen Homer auswendig konnten, so muss bei Leuten eines besonderen Standes, die ihr ganzes Leben damit zubrachten, Gedichte zum Zweck des öffentlichen Vortrags zu machen, oder die von andern gemachten zu erlernen, das Auswendigkönnen des ganzen Homer und noch vieler anderer Gedichte etwas ganz gewöhnliches gewesen sein. Dass die Rhapsoden ihre Kunst in besonderen Schulen lehrten, ist nicht zu bezweifeln. In diesen Schulen wurden die Gesänge mündlich eingeübt, ganz so, wie noch später die Dramatiker den Schauspielern und Choreuten ihre Rollen mündlich einübten. Gerade diese sorgfältige, schulmässige Unterweisung aber erweist die Ansicht, als müsste Homer, wenn er sich nicht von Anfang an der Schrift bedient hätte, alsbald ganz und zwar bis zur Unkenntlichkeit verändert worden sein, als unstatthaft. Allmälich allerdings waren solche Veränderungen unausbleiblich, wie denn auch die Alexandrinischen Kritiker (Wolf beruft sich hier wieder auf die bereits angeführte Stelle des Iosephus) den Ursprung der Varianten auf die Rhapsoden zurückführten und in ihrem Gesange eine Hauptquelle für die Verderbung und Interpolation des Homer-Textes erblickten. Insbesondere wird die Familie des Cinäthus beschuldigt, den Homer verdorben und ganze Verse eingeschoben zu haben. Dass die Rhapsoden aber selbst Dichter waren, beweisen die auf uns gekommenen Homerischen Hymnen, die nichts sind als verschiedene Einleitungen, welche die Rhapsoden ihren Vorträgen Homerischer Poesien voraufschickten. Ueber den Vortrag der Rhapsoden selbst wissen wir nichts, als dass die Homerischen Epen nur stückweise und in verschiedener Reihenfolge zum Vortrage kamen, und dass die einzelnen Stücke

ihre besonderen Namen hatten, die sich mit den späteren Namen der Rhapsodien zwar vielfach berühren, aber keineswegs decken (Ael. V. H. XIII, 14).

Wenn nun aber die bisherigen Darlegungen über die Zeit, in welcher bei den Griechen die Schreibkunst zuerst in Aufnahme kam, über die alte Art Gedichte zu verfassen und zu veröffentlichen, über die Rhapsoden als die alleinigen Depositäre derselben richtig sind, so werden wir durch dieselben zu einer unabweislichen Annahme über die Homerischen Gedichte gedrängt. So grosse zusammenhängende Gedichte haben ohne ein künstliches Hülfsmittel für das Gedächtniss, d. h. ohne Schreibkunst, nicht entworfen, noch ausgeführt werden können. In einer Zeit aber, in der es keine Schreibkunst und keine Leser gab, konnte ein Dichter gar nicht auf den Gedanken kommen, so umfangreiche Gedichte zu entwerfen, und wollte er es dennoch thun, so war es unmöglich, sie anderen in ihrer Totalität mitzutheilen und weiter zu verbreiten. Daraus folgt aber, dass der gegenwärtige Umfang dieser Gedichte, sowie ihr künstlicher Plan, der schon in der Ilias noch mehr aber in der Odyssee unleugbar vorhanden, auf Rechnung einer späteren Zeit zu setzen ist. Auf Homer können nur die Grundzüge der Dichtungen in einfacher, von einander unabhängiger Folge der Ereignisse, ohne innere Verwicklung und gegenseitige Verflechtung zurückgeführt werden. Sie waren in dieser Form als selbständige Rhapsodien lange Zeit gesungen worden, ehe Jemand in einem fortgeschrittneren Zeitalter bemerkte, dass aus ihnen durch geringe Auslassungen, Zusätze und Aenderungen, durch Abrundung zu einem grossen einheitlichen Ganzen, sich gleichsam ein ganz neues weit glänzenderes Denkmal bilden lasse. Es wäre demnach zu untersuchen, ob sich nicht aus beiden Gedichten vier oder fünf grössere Rhapsodien ausziehen lassen, jede von drei oder mehr Büchern, ohne dass sich in ihnen, jede für sich betrachtet Spuren einer ursprünglich beabsichtigten Verbindung zu einem grösseren Ganzen finden lassen. Die Verbindung und die abgerundete Einheit aus solchen vorhandenen Rhapsodien nachträglich herzustellen, wird man nicht als eine allzuschwierige Aufgabe betrachten dürfen.

Uebrigens waren die alten Grammatiker weit entfernt

in der Ilias den Zorn des Achill als einheitliche Handlung in der Weise anzusehen, wie die Neueren auf Grund der Aristotelischen Aeusserungen in der Poetik es zu thun gewohnt sind. Sie betrachten die Thaten der Griechen und Trojaner vor Ilium, daneben die tapfern Thaten des Achill als Hauptinhalt des Gedichts, und es ist nicht zu leugnen, dass der Zorn des Achill als ausschliessliches Thema betrachtet, nur bis zum Schluss des 18. Gesanges von einer Einheit der Handlung die Rede sein kann. Will man aber eine derartige Betrachtung der Ilias Seitens der Grammatiker auf einen Mangel an tieferer ästhetischer Bildung bei ihnen zurückführen, so wird man doch noch weniger dem Dichter selbst in seiner Zeit eine solche Tiefe der ästhetischen Bildung zutrauen können, um die Haupthandlung so künstlich in einer Menge von Episoden zu verstecken. Wichtig ist der Umstand, dass wir weder in den cyklischen Gedichten, noch in anderen nachhomerischen Epen, von denen wir Kunde haben, irgend eine Spur einer solchen kunstvollen Einheit der Handlung mit eingewebten Episoden entdecken können. Den Cyklikern wird sie von Aristoteles ausdrücklich abgesprochen. Die Manier eines Quintus Smyrnaeus in seiner Fortsetzung der Homerischen Gedichte würde ganz unerklärlich sein, wenn er nicht noch in seiner Zeit derartige ältere kunstlose Epen vor Augen gehabt hätte. Hätten aber jene Dichter diese kunstvolle Art der Composition schon in ihrem Homer vorgefunden, wie hätten sie dieselbe übersehen können, oder wenn sie dieselbe bemerkt hätten, sie nicht nachahmen sollen? Man wird doch nicht sagen wollen, sie wären alle einer derartigen Aufgabe nicht gewachsen gewesen. Auch bei Hesiod findet sich keine Spur einer solchen kunstvollen Einheit.

Dass eine solche wirklich in den Homerischen Gedichten vorhanden sei, ist nicht zu leugnen. Es fragt sich nur, war sie in ihnen ursprünglich vorhanden. Die Antwort auf diese Frage ist nur aus einer genauen Betrachtung der Gedichte selbst zu geben. Vorderhand genügt es, auf zwei Punkte hinzuweisen, die allein schon genügen, den Verdacht eines späteren Ursprungs der besagten Einheit in beiden Gedichten rege zu machen. Einmal finden sich mehrere offenbare Füllstücke, um einander fremdartige Partien zu verbinden, die

durch ihr ungeschicktes Aussehen den späteren Ursprung sofort verrathen. Ein derartiges Stück findet sich Il. Σ 356—368, frostige, unpassende Verse, die zwischen die Erzählung von den Thaten der Griechen und Trojaner und Thetis Ankunft im Olymp eingeschoben sind. Ueber diese Verse findet sich in den Scholien ein langer Auszug aus einer Abhandlung des Zenodorus, aus welchem besonders erwähnenswerth das ist, dass diese Verse nicht als gewöhnliche Interpolation, oder als Zuthat eines Grammatikers, sondern als Zusatz der ersten Diaskeuasten zur Verknüpfung zweier Rhapsodien bezeichnet werden[1]). Aehnliche Stellen finden sich auch in der Odyssee. So δ 620 vier harte zweifelhafte Verse, um den Uebergang von Sparta nach Ithaka zu vermitteln, aber so ungeschickt, dass man schon in alter Zeit nicht gewusst hat, wo eigentlich ihr Schauplatz zu suchen ist. Die glättenden Hände, welche bemüht waren zum Zweck einer kunstvollen einheitlichen Abrundung die Homerischen Gedichte auszufeilen, haben doch nicht alle Unebenheiten zu tilgen vermocht. So haben sie auch den Pylämenes stehen lassen, der Il. N 658 die Leiche seines Sohnes begleitet, während er selbst E 578 schon getödtet ist, und andres[2]). Ja es lässt sich zweitens sogar zeigen,

---

1) Hier irrt Wolf. Wenn es von der angezogenen Schrift des Zenodorus περὶ τῆς Ὁμήρου συνηθείας heisst: ἐν ᾧ συγγράμματι πειρᾶται ἀποδεικνύναι διεσκευασμένον τοῦτον τὸν τόπον ἐπῶν ιγ' — so will das nichts weiter besagen, als dass nach Zenodors Ansicht hier 13 Verse interpolirt seien. Davon, dass es sich um eine Interpolation absonderlicher Art handle, steht nichts da.

2) Wolf bespricht noch in einer Anmerknng, was man in alter nnd neuer Zeit zur Rechtfertigung des Dichters oder zur Beseitigung des Anstosses versucht habe. Da heisst es unter anderem: alii nuper ipsnm poetam oblivionis accnsabant: qnod commentum nulli, puto, Aristarchorum veterum probatum fuisset. nam alius quidem in his rebus aliam famam, aut idem in diversis scriptis diversam sequi potest, non idem in eadem variare, et qnidem brevi intervallo unius operis. denique tale quid excidere potest recentiori poetae, fabulas operose colligenti, non ἀοιδῷ, qui in hac doctrina habitat. Aehnliche Behauptnngen finden sich auch in Lachmanns Betrachtungen. Einem Dichter in alter naiver Zeit hätten keine Widersprüche begegnen können. Aber dies sind ganz willkürliche Behauptnngen. Was einem modernen Dichter begegnen kann, eine Vergesslichkeit, konnte einem alten Dichter ganz ebenso gut, oder eigentlich, weil er in naiver Weise unbekümmert um

dass sich in beiden Gedichten ganze Rhapsodien finden, die nicht von Homer herrühren, d. h. von dem, von welchem der grössere Theil und die Reihenfolge der ersten Rhapsodien ausgegangen ist. Die gegenwärtige Gestalt der Gedichte ist eben das Resultat der vereinten Bemühungen vieler Zeiten und Hände. Schon Aristophanes und Aristarch bezweifelten die Aechtheit des Schlusses der Odyssee von ψ 297 an. Ebenso bezweifelte man die Aechtheit des letzten Buchs der Ilias, höchst wahrscheinlich beides auf Grund einer alten historischen Ueberlieferung. Vielleicht lässt sich mit guten Gründen zeigen, dass, wie der Schluss der Odyssee, so auch die letzten 6 Bücher der Ilias nicht von Homer herrühren, sondern von einem geistreichen Rhapsoden der Folgezeit verfasst sind. Allerdings ist nicht zu leugnen, dass im Ganzen und Grossen alle Bücher beider Gedichte denselben Ton der sprachlichen Darstellung haben. Aber eine genaue Untersuchung des einzelnen in Bezug auf Wörter und Wortverbindungen, auf Verschiedenheit der Gedanken und der Art sie auszudrücken, auf Spuren fremder Nachahmung an schwachen und matten Stellen, wird gewiss wie in diesen Büchern, so noch an anderen Stellen der Gedichte deutliche Verschiedenheiten zu Tage bringen.

Ueber die älteste Geschichte dieser Gedichte ist uns nun von den Griechen selbst nur wenig überliefert. Lykurg, heisst es, brachte zuerst die Homerischen Gedichte aus Ionien nach dem Peloponnes. Nach Heraklides, dem ältesten Gewährsmann für diese Nachricht, hatte er sie von den Nachkommen des Kreophylus erhalten. Diese Nachkommen mögen wohl eine Familie von Aöden oder Rhapsoden gewesen sein, welche die Gedichte auf Bitten des Lykurg seine Lacedämonier lehrten, oder ihm bei seiner Rückkehr einen Gefährten mitgaben, welcher sie auswendig wusste und vortrug. Wenn Plutarch von schriftlichem Vorhandensein dieser Gedichte und von genommenen Abschriften spricht, so hat er sich das so gedacht. Auch Aelian verdient keinen Glauben mit seiner Behauptung, Lykurg habe

---

Regelzwang und störende Kunstreflexion dichtete, noch viel eher begegnen. Wie weit aber die Einzelheiten der Homerischen Dichtung in der Ueberlieferung der Sage wurzeln, wie weit sie freie Erfindungen der dichterischen Phantasie sind, ist uns völlig unbekannt.

schon das alles gekannt, woraus späterhin Ilias und Odyssee bestand. Als thatsächlich ist blos das festzuhalten, dass vor Lykurg die Spartaner nur erst wenig Rhapsodien kannten, dass in seiner Zeit oder durch seine Bemühungen mehrere dazukamen, und dass von da ab der Dichter in Sparta stets in höchster Ehre gestanden hat.

Für den Zeitraum der nächsten drei Jahrhunderte nach Lykurg ist uns für die Geschichte der Gedichte nichts überliefert, als dass sie stückweise durch Rhapsoden zum Vortrag gebracht wurden. Die Ueberlieferung über die Einrichtung des Solon bei Diog. Laert. I, 57 wird von Wolf dahin gedeutet, dass der Ausdruck ἐξ ὑποβολῆς von dem im Platonischen Hipparch gebrauchten ἐξ ὑπολήψεως nicht verschieden sei. Während vor Solon die einzelnen Rhapsodien ohne irgend welche sachliche und zeitliche Ordnung vorgetragen wurden, so mussten von jetzt an mehrere Rhapsoden sich in die Aufgabe theilen, die Rhapsodien in gehöriger Reihenfolge vorzutragen. Von einer Unterstützung durch ein schriftliches Exemplar lesen wir nichts. Hätte es aber damals eins gegeben, so hätte Solon nicht erst die Rhapsoden ihrer früheren Unsitte zu entwöhnen brauchen[1]). Uebrigens war dies eine Massregel, die sich blos auf Attica, nicht auf ganz Griechenland bezog. Es ist unglaublich, dass Solon der erste gewesen sei, der auf diese Weise eine vernünftigere Ordnung und Sammlung der Homerischen Gedichte veranlasst habe, und dass eine derartige Einrichtung nicht schon längst in Ionien, ihrer Heimath, sollte getroffen worden sein. Hier, sollte man vermuthen, wurden auch im Zeitalter des Pittacus und Solon die ersten Versuche gemacht, diese Gedichte schriftlich zu fixiren.

Allein es bedarf der Vermuthung nicht, wo das ganze Alterthum einstimmig bezeugt, dass Pisistratus zuerst die Homerischen Gedichte aufgeschrieben und in die Ordnung

1) Dieses Wolfsche Argument ist wohl zu beachten. Wir werden in Cap. VIII sehen, dass schriftliche Exemplare der Homerischen Gedichte mindestens seit Beginn der Olympiadenrechnung anzunehmen sind. Wenn nun trotzdem Solon sich veranlasst fühlte, die Rhapsoden zur Innehaltung einer vernünftigen Reihenfolge bei ihren Vorträgen zu nöthigen, so folgt daraus, dass das Institut der Rhapsoden kein über die Zeit des Solon weit zurückreichendes gewesen sein kann.

gebracht habe, in welcher sie noch jetzt gelesen werden. Denn die darauf bezüglichen Stellen der alten Autoren etwa dahin zu interpretiren, als habe Pisistratus die einzelnen Rhapsodien bereits schriftlich vorgefunden und sie nur zu einer ordentlichen Ausgabe zusammengestellt, ist unthunlich. Dagegen spricht das, was über das späte Aufkommen der Schreibkunst und die Thätigkeit der Rhapsoden im obigen gesagt ist, dagegen sprechen auch die Stellen des Iosephus und Aelian. Will man zu Gunsten dieser Ansicht geltend machen, dass ja sonst Pisistratus statt Homers im Alterthum genannt werden müsste, so oft man die schöne Zusammensetzung dieser Gedichte rühmt, so ist das ein sehr schwaches Argument. Vielfach werden in historischen Dingen überlieferte Auffassungen durch Thatsachen widerlegt, und aus allgemein zugestandenen Dingen folgt manchmal etwas ganz andres, als diejenigen bemerkten, die sie angeführt haben. Vielmehr ging die constante Ueberlieferung des Alterthums darauf, dass Pisistratus die Homerischen Gedichte zuerst gesammelt, nicht wieder gesammelt, dass er die einheitliche Composition ihnen gegeben, nicht durch kritisches Studium sie wiederhergestellt habe, und diese constante Ueberlieferung lässt sich auch noch aus der Erzählung des Eustathius, wonach Pisistratus zuerst die Dolonie, bis dahin eine selbständige Homerische Rhapsodie, in die Sammlung seines Corpus aufgenommen, sowie den wunderbaren Fabeleien später Byzantiner heraushören.

War aber vor Pisistratus noch Niemand auf den Gedanken einer Vereinigung dieser Gedichte gekommen, so ist klar, dass dieselbe dem Pisistratus nicht gleich auf den ersten Wurf gelingen konnte. Er begnügte sich damit, diese Aufgabe im Ganzen und Grossen zu lösen. An der weiteren Glättung und Ausfeilung im einzelnen haben sich dann nach und nach andre versucht, die Diaskeuasten, von denen uns die Venezianer Scholien berichten, die entweder mit Pisistratus oder bald nach ihm die angefangene Arbeit fortsetzten, wie sie dem Bedürfniss einer fortgeschrittneren Zeit entsprach. Davon, dass der Homerische Text im Attischen Zeitalter gleichsam noch im flüssigen Zustande sich befunden, finden sich noch manche Spuren. Eine derartige Rolle ist es wohl auch, welche im gleichnamigen Platonischen Dialoge

des Pisistratus Sohne Hipparch zuertheilt wird. An dieser Arbeit mögen denn auch Orpheus aus Croton, Onomakritus, Simonides und Anakreon ihren Antheil gehabt haben, wie denn ausdrücklich Genossen des Pisistratus bei seiner Arbeit von Pausanias erwähnt werden.

Dies wäre so im Ganzen der Hauptinhalt dessen, was Wolf in den Prolegomenen über die Entstehung der Homerischen Gedichte aufgestellt hat. Die weiteren Abschnitte des Buchs geben eine summarische Uebersicht über den weiteren Gang der Homerischen Studien im Alterthum bis auf die Zeit der grossen Alexandrinischen Kritiker, sie behandeln die Anfänge der Erklärung und der kritischen Behandlung der Gedichte, geben aber nichts weiter auf die Homerische Frage im engeren Sinne bezügliches und können daher mit ihren Einzelheiten übergangen werden, zumal diese ja allesammt durch gründlichere Forschungen bereits überholt sind. Nur verdient noch hervorgehoben zu werden, dass sich Wolf das, was er unter διασκευή der Homerischen Gedichte verstand, also ihre weitere Glättung und Abrundung zu einer künstlerischen Einheit, als bis in die Zeiten des Aristarch fortgehend und von diesem schliesslich so vollendet gedacht hat, wie sie uns noch jetzt in den beiden Gedichten von je 24 Rhapsodien vorliegt (p. CCLVI). Der Schwerpunkt der Prolegomena und ihre Wichtigkeit bis auf den heutigen Tag liegt aber in der That in den von uns auszugsweise analysirten Abschnitten XII—XXXIV.

Vergleicht man nun aber diese Ausführungen im einzelnen mit dem, was oben nach p. XXXIX als vorläufige Ankündigung derselben gegeben wurde, so sieht man bald, dass tractatio und propositio in Wolfs Prolegomenen einander nicht decken. Vielmehr hat er eigentlich nur den ersten und dritten Punkt seiner Aufstellungen ausführlich begründet. Für den vierten Punkt giebt er so gut wie nichts. Für den zweiten Punkt nur sehr wenig. Denn wenn Wolf behauptet, sobald die Homerischen Gedichte schriftlich fixirt wurden, seien zu den bereits vorhandenen neue absichtliche Veränderungen von Seiten derer hinzugekommen, welche darauf bedacht waren, sie möglichst auszufeilen und nach den

5*

idealen Anforderungen der Dichtkunst und ihrer eignen Ausdrucksweise zu verbessern, so fragt man vergebens, welches die Dichtkunst war, nach deren idealen Anforderungen man die Gedichte änderte. Das kann doch unmöglich die melische Dichtkunst gewesen sein, noch weniger die noch in den ersten Anfängen befindliche dramatische, wie aber sollte man durch die vorhandenen Epen, denen ja Wolf selbst die höhere Einheit der Handlung abspricht, auf ideellere Anforderungen hinsichtlich der Homerischen Gedichte gekommen sein? Man fragt ferner vergebens, welches die eigne Ausdrucksweise dieser vermeintlichen Diaskeuasten gewesen sei, und wie in aller Welt man über die Ausdrucksweise derselben etwas wissen könne. Aber auch schon bei der Ausführung des ersten Punktes müssen wir fragen, wer hat ausser von den Homerischen auch noch von den andern Gedichten jener Zeit vermuthet, dass sie ursprünglich nicht schriftlich aufgezeichnet waren und was waren das für andere Gedichte? Wolf bemerkt blos beiläufig auf p. CLVI, nachdem die Griechen ihren Homer gesammelt, habe man wahrscheinlich eine gleiche Fürsorge auch den übrigen besseren Gedichten aus gleicher Zeit zugewandt. Ueber das Stillschweigen des Alterthums hinsichtlich dieses Punktes habe man sich nicht gerade zu wundern. Nachdem einmal das Beispiel gegeben war, so konnte eine derartige Bemühung nicht allzuschwierig sein. Uebrigens habe man es bei keinem andern Gedichte auf einen so kunstreichen Bau abgesehen gehabt. So mögen denn auch die anderweitigen Ueberbleibsel des Homer und Hesiod ihre Diaskeuasten gefunden haben, die die einzelnen Rhapsodien verknüpften, oder das, was die Dichter selbst in dieser Form verfasst hatten (soll das heissen schriftlich abgefasst hatten?) in einem Bande zusammenfassten, wie die Frauenkataloge, die grossen Eöen. Dasselbe habe man bald nach Pisistratus auch mit den cyklischen und vielen anderen Gedichten gethan, die gegenwärtig kaum dem Namen nach bekannt, schwerlich bis zur Zeit der Ptolemäer gekommen wären, wenn sie nicht damals vor dem Untergange oder neuen Verderbnissen bewahrt worden wären. Aber was geschah denn mit den Iambographen und Melikern? Von ihnen giebt ja Wolf an einer anderen Stelle selbst zu, dass sie von Anfang

an schriftlich existirten. Nun hatte man doch aber beispielsweise mehrere Bücher Gedichte von Alkman schon seit Ol. 30, von Sappho und Alcäus seit Ol. 42. Wie kam es denn nun, dass man noch ganze 15—20 Olympiaden, also über 60 Jahre wartete, ehe man daran dachte, den Homer schriftlich zu fixiren? Ferner möchte man doch gern etwas genauer wissen, welches denn nun eigentlich die mit der schriftlichen Fixirung der Homerischen und anderen Gedichte nothwendig verbundenen Veränderungen waren, von denen Wolf spricht.

Immerhin geht aber nach Wolf in dem, was wir heutzutage Homerische Poesie nennen, der grössere Theil, namentlich die ersten Rhapsodien, wirklich auf Homer zurück. Näher hat er sich über diesen Punkt allerdings nicht ausgelassen. Von einer Annahme selbständiger epischer Einzellieder, wie sie späterhin Lachmann wenigstens aus den vorderen Büchern der Ilias glaubte ausscheiden zu können, war Wolf weit entfernt. Er leugnete blos, dass diese erst noch ausfindig zu machenden Rhapsodiencomplexe oder Continuationen, wie er sich in seinen Vorlesungen ausdrückt, ursprünglich auf einen einheitlichen Zusammenhang seien angelegt gewesen. Damit lässt sich denn so ziemlich vereinen, wenn wir am Schlusse der Vorrede zu der gleichzeitig mit den Prolegomenen veröffentlichten Ilias (datirt vom März 1795) lesen, es lasse sich deutlich beweisen, dass dem Homer nichts ausser dem grösseren Theile seiner Gedichte beizulegen sei; alles andere den Homeriden, welche die vorgezeichneten Umrisse ausführten, dass sie dann mit besonderer Sorgfalt und in ganz neuer Absicht von Pisistratus geordnet und in zwei schriftliche Corpora gebracht seien, dass sie weiterhin auf verschiedene Weise von Diaskeuasten ausgefeilt seien, in untergeordneten Dingen auch wohl von den Kritikern, von denen unser gegenwärtiger Text abhängt. Nur ist hier von der ursprünglichen Selbständigkeit und dem auf keinen einheitlichen Plan berechnetsein der von Homer herrührenden Gesänge keine Rede. Hier erscheint vielmehr Homer als der Verfasser einer mehr oder weniger einheitlichen Urilias und Urodyssee, die dann später aber nach dem von ihm vorgezeichneten Plane erweitert sei, und diese Ansicht ist es, die in der Litteratur der Homerischen Frage mehrfach als die zweite Wolfsche Ansicht bezeichnet wird.

Sonst fügt diese übrigens meisterhaft geschriebene Vorrede zu den sachlichen Ausführungen der Prolegomena begreiflicherweise nichts neues hinzu. Doch sind einige Andeutungen über die Frage nach dem verschiedenen Ursprung von Ilias und Odyssee, welche ja in den Prolegomenen so gut wie ganz übergangen wird, beachtenswerth[1]. Wichtig aber und interessant zugleich ist Wolfs wiederholtes Geständniss, dass er nur der Macht historischer Gründe folgend zur Aufstellung seiner Ansichten über die Entstehung der Homerischen Gedichte gekommen sei, ja dass es auch für ihn Zeiten gebe, wo er diese historischen Gründe vergessend, in alter Weise den Homer lesen und sich in den reichen Strom dieser wunderbaren Poesie vertiefen könne, wobei ihm, von geringfügigen Interpolationen abgesehen, alles wie aus einem Gusse und ächt Homerisch vorkomme. *Nunc quoque usu venit* — lesen wir auf S. 21[2] — *mihi nonnumquam, quod non dubito eventurum item aliis esse, ut quoties abducto ab historicis argumentis animo redeo ad continentem Homeri lectionem et interpretationem, mihique impero illarum omnium rationum oblivisci, quantum potest, et cum veteribus grammaticis nonnullas* ῥήσεις *postremarum rhapsodiarum ut interpolatas legere, et alia pro indubiis sumere plura, quae nos ad pristinam legendi consuetudinem reducant, atque ita penitus immergor in illum prono et liquido alveo decurrentem tenorem actionum et narrationum; quoties animadverto ac reputo mecum quam in universum aestimanti unus his carminibus insit color, aut certe quam egregie carmini utrique suus color constet, quam apte ubique tempora rebus, res temporibus, aliquot loci adeo sibi alludentes congruant et constent, quam denique aequabiliter in primariis personis eadem lineamenta serventur et ingeniorum et animorum: vix mihi quisquam irasci et succensere gravius poterit quam ipse facio mihi, simulque veteribus illis, qui tot obiter iactis indiciis destruunt vulgarem fidem ac suam ipsorum; soleoque interdum castigare sedulitatem et audaciam meam, quae timido alioquin et antiqua libenter retinenti nec sine religione monumenta vetusta tractanti hanc extorquet voluptatem, ut pro Homericis habeam omnia,*

1) S. Proleg. p. CLVIII n. 20.
2) Kl. Schr. I p. 208.

atque Homeri unius artem admirer in his, quae apud eum hodie legimus.

Will man demnach über Wolfs Ansichten ein gründliches selbständiges Urtheil fällen, so hat man zunächst zu untersuchen, ob das, was er als historische Gründe für dieselben angesehen hat, wirkliche Gründe oder blos Scheingründe sind und ob sich aus ihnen in der That das folgern lässt, was er aus ihnen folgern zu müssen geglaubt hat. Einer derartigen Untersuchung muss aber die Betrachtung der Aufnahme vorangehen, welche Wolfs Ansichten bei den Zeitgenossen gefunden haben, sowie der Art und Weise, wie dieselben noch bei Lebzeiten ihres Urhebers beurtheilt, erweitert, berichtigt, auch wohl widerlegt worden sind.

Viertes Capitel.

Iacta est alea, ad quam certe non imparatus accessi, hatte Wolf an der Stelle seiner Prolegomena ausgerufen, wo er als unabweisliche Consequenz des von ihm erbrachten Beweises, dass dem Zeitalter Homers der allgemeine Gebrauch der Schreibkunst unbekannt gewesen sei, den Gedanken ausgesprochen hatte, dass Ilias und Odyssee in ihrer Totalität nothwendig einer jüngeren Zeit angehören müssten. Er war sich offenbar wie der Richtigkeit und unermesslichen Tragweite, so auch der Kühnheit seiner Aufstellungen bewusst. In der Philologie war seit Bentleys Phalarideen nichts Aehnliches geleistet worden. Das Aufsehen, welches die Prolegomena bei ihrem Erscheinen in Deutschland machten, war begreiflicherweise ein ausserordentliches, und erstreckte sich weit über den engen Kreis der Fachgenossen hinaus. Die ganze gebildete Menschheit, sagt Goethe, wurde durch das kühne und tüchtige Buch im Tiefsten aufgeregt, und wenn sie schon die Gründe des gewaltigen Gegners nicht zu entkräften vermochte, so konnte sie doch den alten Sinn und Trieb, sich hier nur Eine Quelle zu denken, welcher so viel Köstliches entsprungen, nicht ganz bei sich auslöschen. Viele, wie das so zu gehen pflegt, erschraken über die Kühnheit einer Kritik, die es wagte altgewohnte, fast heilige Ueberlieferungen in Zweifel zu ziehen. So der ehr-

würdige Garve[1]). Andere warteten es ängstlich und behutsam ab, was wohl die gelehrte Welt und die Herren Recensenten, vor denen man damals einen gewaltigen Respect hatte, zu dem neuen Buche sagen würden. Denn gar zahlreich war damals noch das Geschlecht jener biederen Gelehrten vertreten, welche es lebhaft bedauerten, „dass sich von einem gewissen Buche noch nicht wohl reden lasse, weil es noch nicht recensirt sei“[2]). Zu einem selbständigen, competenten Urtheile waren übrigens nur wenige befähigt. Wer wäre wohl auch im Stande gewesen, das ganze Gedankengebäude der Prolegomena zu übersehen, die vorgebrachten Gründe eingehend zu prüfen, geschweige denn die in der That vorhandenen Lücken der Beweisführung und die nicht stichhaltige Interpretation thatsächlicher Ueberlieferung zu erkennen? Dafür herrschte aber damals seit Winckelmann und Lessing in den Ton angebenden Kreisen unsrer nationalen Litteratur eine man kann wohl sagen schwärmerische Begeisterung für die Meisterwerke Griechischer Dichtung und für alle Bestrebungen, die einer lebendigen, geistigen Erfassung des Alterthums Vorschub leisteten. Kein Wunder daher, dass gerade die Stimmführer des geistigen Lebens unsrer Nation das Wolfsche Buch als eine Epoche machende Leistung mit Enthusiasmus begrüssten, selbst wenn sie den darin vorgetragenen Ansichten nicht recht Beifall schenkten[3]). Und es würde dies sicherlich noch viel allgemeiner der Fall gewesen sein, hätte nicht Wolf alsbald durch sein verletzendes Auftreten gegen Herder sich den Kreis der Litteratoren wieder in etwas entfremdet.

Es dauerte indes geraume Zeit, ehe die Stimme der öffentlichen Kritik sich über Wolfs Prolegomena vernehmen liess. Privaturtheile fielen verschieden aus, wenn sie auch alle darin einig waren, dass man es hier mit einer glänzenden, genialen Leistung zu thun habe. Wolf hatte sein Buch David Ruhnken als criticorum princeps gewidmet. So sehr dieser mit allem einverstanden war, was Wolf über die Art der kritischen Bearbeitung des Homerischen Textes ge-

1) Körte F. A. Wolf S. 287.

2) Wolf in Jen. Allg. Lit.-Zeit. 1791. No. 31 S. 244.

3) Vgl. W. Herbst das class. Alterth. in der Gegenw. Leipz. 1852 S. 21.

schrieben hatte, so wenig konnte er sich mit dem befreunden, was bei Wolf den Gegenstand der eigentlichen Homerischen Frage ausmacht[1]). Bald nach Empfang des Buches schrieb er ihm am 3. August 1795 zurück: *iterum et accuratius nunc pervolventi mihi — accidit idem, quod illi apud Ciceronem Platonis Phaedonem legenti: dum lego, assentior; cum posui librum, omnis illa assensio elabitur. sed saepius repetitae lectionis Tibi mox rationem reddam*[2]). Ruhnkens Zurückhaltung diesen kritischen Neuerungen gegenüber wird freilich heutzutage Niemand befremden, der da weiss, wie conservativ der alte Herr in Fragen der höhern Kritik überhaupt war, und welch arge Blössen er sich in dieser Hinsicht schon dreizehn Jahre früher in der zweiten Auflage seiner epistolae criticae p. 69 hinsichtlich der Beurtheilung des Alters von Orpheus Argonautica gegeben hatte, und mit wie wenig Grazie damals der Niederländische Hercules Musagetes dem Deutschen Orpheomastix J. G. Schneider zu Leibe gegangen war[3]). Dazu kam, dass Ruhnken damals durch die politischen Verhältnisse seines Vaterlands, unter denen er persönlich zu leiden hatte, sehr in Anspruch genommen war, und sich bei seinem vorgerückteren Alter um so weniger in der Lage befand, eingehende Studien der Prüfung einer Reihe kritischer Probleme zuzuwenden, die ihm bis dahin ferngelegen hatten[4]). Immerhin bereiteten ihm die Prolegomena grosse Freude, er erkannte ihren hohen Werth vollkommen, und welches Aufsehen das Buch in Holland machte, ergiebt sich daraus, dass Wolf schon im folgenden Jahre auf Ruhnkens Vorschlag eine Berufung an des in Folge der politischen Verhältnisse seiner Professur verlustig gegangenen J. Luzacs Stelle erhielt, eine Berufung, die er zwar ablehnte, die ihn aber bald darauf zu einer Reise nach Holland veranlasste, bei welcher er mit Ruhnkenius und Wyttenbach

1) Vgl. Wyttenbach vit. Ruhnkenii (ed. Lindem.) p. 179.

2) So giebt Wolf selbst die Stelle in den Briefen an Heyne S. 16. Etwas anders Körte S. 304.

3) S. Schneider praef. Orph. Argon. p. VIII sqq. Bernhardy Griech. Litt. II, 1 S. 350 ff.

4) Vgl. auch die Bemerkung in L. Müllers Gesch. der klass. Phil. in den Niederl. S. 88.

persönlich bekannt wurde[1]). Später freilich meinte dieser von Wolf, er sei ein homo ventosus.

Einer der ersten in Deutschland, der Wolf beistimmte und sich durch das Gewicht der von ihm vorgebrachten Gründe für überzeugt erklärte, war W. v. Humboldt, der ja, wie schon erwähnt, bereits 1793 Wolfs persönliche Bekanntschaft gemacht und seitdem mit ihm in brieflichem Verkehr gestanden hatte[2]). Doch sprach er nach Empfang der Prolegomena seine Ansicht dahin aus, dass Wolfs Gründe doch immer nur subjectiv überzeugend seien. „Die Gründe, die Sie angeben,“ schrieb er ihm zurück, „sind, glaube ich, alle noch so, dass sie nach individuellen Verschiedenheiten mehr oder minderen Eindruck machen. Der cardo rerum liegt meines Erachtens blos darin, dass in der Ilias wirkliche Verschiedenheiten des Stils, der Sprache u. s. f. sein sollen. Bei diesen, glaube ich, hätten Sie anfangen müssen; jetzt getraue ich mir zwar immer, den Gegner zu bestreiten, nie aber ihn besiegen zu können.“ Die Art und Weise der Wolfschen Polemik gegen Herder und Heyne, von der alsbald die Rede sein wird, erregte freilich sein Misfallen. Wolf hatte nun auch besonders die Dichter aufgefordert, sich über seine Ansichten zu äussern. Unter diesen verhielt sich Klopstock durchaus ablehnend gegen dieselben[3]). Schiller erklärte sofort den Gedanken an einen verschiedenen Ursprung der Homerischen Gedichte und deren nachträgliche rhapsodische Aneinanderreihung für barbarisch[4]). Wieland, welchen Wolf bald nach dem Erscheinen seines Buchs in Weimar persönlich kennen lernte, zeigte grosses Interesse für die von ihm vorgetragenen Ansichten. Mit einer gewissen Schadenfreude begrüsste er sie als Vorboten einer Kritik, deren Spitze gegen die biblischen Bücher sich richten würde, eine Ansicht, die Wolf eben recht war. Dass im Homer alles nur auf Hörer, und nichts auf Leser führe, gab Wieland bereitwillig zu. In der Hauptsache aber war er doch geneigt, an der überlieferten Ansicht festzu-

1) Körte F. A. Wolf S. 313. Creuzer Leben S. 120 Anm. 3.
2) Körte F. A. Wolf S. 276 f. R. Haym W. v. Humboldt S. 139.
3) S. Düntzer Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit S. 124.
4) Briefwechsel mit Goethe N. 459.

halten und konnte es sich sehr wohl denken, dass Homer progressiv und nach und nach selbst die zwei Epopöen nach dem vorhandenen Plane zusammengesetzt habe. So sei ihm sein eigner Oberon entstanden[1]). Goethe dagegen wurde so sehr durch die Form der Prolegomena angezogen, dass er sich sogar mit dem Gedanken an eine Deutsche Uebersetzung dieses Buches trug. Begeistert feierte er noch im December 1796 in einem Trinkspruch die Gesundheit des Mannes, „der endlich vom Namen Homeros kühn uns befreiend uns auch ruft in die vollere Bahn“. Aber sehr bald verflog die Begeisterung. Denn schon am 16. Mai 1798 schrieb er über die Ilias an Schiller: „Ich bin mehr als jemals von der Einheit und Untheilbarkeit des Gedichts überzeugt, und es lebt überhaupt kein Mensch mehr, und wird nicht wieder geboren werden, der es zu beurtheilen im Stande wäre. Die Ilias scheint mir so rund und fertig, man mag sagen, was man will, dass nichts dazu noch davon gethan werden kann“. Und dieser seiner Ansicht blieb er auch in späteren Jahren treu, wo ihn ja 1821 das wunderliche Buch von Schubarth Ideen u. s. w. zu einem nochmaligen, eindringlichen Studium der Prolegomena veranlasste[2]).

Voss endlich, der nicht blos als Dichter, sondern auch als Fachgenosse zu betrachten war, jedenfalls ein eben so gründlicher Kenner Homers als Wolf selbst, auf dessen Urtheil daher dieser sehr gespannt war[3]), war nicht zu über-

---

1) Man sehe die Mittheilungen aus einem Gespräch Wielands über die Prolegomena vom 26. April 1795 bei Körte F. A. Wolf II S. 220 ff.

2) Auch J. G. Schlosser, Goethes Schwager, ein in den alten Dichtern ziemlich belesener Mann, wollte von der Wolfschen Hypothese, in der er nur eine Wiederauffrischung der von den Franzosen aufgestellten Einfälle erblickte, gar nichts wissen. Er ist der Verfasser einer kleinen ziemlich salzlosen satirischen Schrift „Homer und die Homeriden. Eine Erzählung vom Parnas. Hamburg 1798“. Die Homeriden sind Wolf und seine Vorläufer, nicht etwa die Griechischen Homeriden, wie man aus gelegentlichen Anführungen dieses Schriftchens bei Neueren entnehmen könnte. Man kann es ruhig ungelesen lassen.

3) In der Vorrede zur Ilias von 1795 hatte er über ihn das schöne Wort geschrieben: „*Vossius ille, qui unus omnium doctissime coegit masculam linguam, ut iuvenescentis Musae Graecae ludibundis sonis fida imagine responderet*“.

zeugen. 1794 machte er bekanntlich von Eutin aus eine Reise in das mittlere Deutschland. Als Herder ihm bei seiner Anwesenheit in Weimar Woods Ideen mit eignen Zuthaten vortrug, schüttelte er mitsammt den übrigen Zuhörern den Kopf dazu. Am 8. Juni traf er von Weimar aus in Halle ein und machte hier bei Wolf, mit dem er schon viel correspondirt hatte, einen Besuch. Die Unterhaltung kam natürlich auch auf Homer. Anfangs hielt Voss, wie er selbst versichert, Wolfs Ansichten blos für einen geistreichen Scherz. Als er aber sah, dass es diesem damit Ernst war, hielt er mit seiner eignen völlig abweichenden Meinung, also mit der Vertheidigung der herkömmlichen Ansicht nicht zurück, worauf ihn Wolf zu einer gemeinsamen Schrift „Homerischer Briefwechsel" dringend einlud[1]). Es ist zu bedauern, dass diese Schrift nicht zu Stande gekommen ist. Die Prolegomena änderten nichts in Voss' Ansichten, wie sich dies bei einer späteren Unterredung mit Wolf i. J. 1799 herausstellte. Hier vertheidigte er hartnäckig die poetische Einheit der Ilias gegen Wolfs Angriffe, ohne natürlich diesen zu überzeugen, der endlich das Gespräch fallen liess und über Kopfschmerzen klagte, während der weniger zart besaitete Voss sich eine vom hinzugekommenen Matthias Sprengel geforderte Flasche Wein trefflich munden liess. Voss liess die Frage nach der Schreibkunst offen, aber so wenig, wie zu seiner Zeit Nicolai, und späterhin Wieland, hielt auch er es für unmöglich, dass ein Homer auch ohne Schrift ein so grosses Werk endlich aus einem einfachen Keime und einzelnen, kleineren Theilen zu entwickeln und alles mit Leben zu erfüllen vermocht habe. So und nicht anders seien zu allen Zeiten grosse epische Dichtungen entstanden. Gegen die nachträgliche Vereinigung aber durch einen anderen schien ihm die durchgehende Einheit des Planes zu sprechen, die er für ursprünglich hielt. Vorderhand hielt er es jedoch nicht für angezeigt, mit seinen abweichenden Ansichten öffentlich hervorzutreten. Während seines Aufenthaltes in Jena (von 1802—1805) vertraute er es Welcker, auf den übrigens die Mittheilung damals nicht den mindesten Eindruck machte, als ein Geheimniss an,

1) S. **Voss** Antisymbolik Th. 2 S. 2. 230 ff.

dass er mit Wolf hinsichtlich des Homer nicht übereinstimme[1]). Schon wenige Jahre darauf liess er von Heidelberg aus das Geheimniss fallen. Offen finden wir seine Ansicht dargelegt an der angeführten Stelle der Antisymbolik. In wegwerfendem Tone spricht er hier vom Wolfschen Flickhomer, vom blosen Behaupten eines schimmernden Einfalls, ohne dass je die Beweise aus dem Innern hinzukamen.

Einen gewaltigen Eindruck aber machten Wolfs Prolegomena auf Fr. Schlegel, wie wir dies aus mehreren Stellen des mit seinem Bruder geführten Briefwechsels entnehmen können. Die erste Erwähnung derselben finden wir in einem Briefe vom 31. Juli 1795. Wolfs Ansicht, schreibt R. Haym in seinem Buche über die romantische Schule S. 885, fand um so leichter Eingang bei ihm, da schon die Briefe seines Bruders ähnliche Gedanken über die Einheit des Homer gelegentlich entwickelt hatten. Eine eingehendere Beschäftigung mit der Sache bekundet ein Brief vom 23. December 1795: „Ein kleiner Aufsatz, über den ich schon lange brüte, wird von Homers Stil und dessen Aechtheit handeln und sich auf Wolfs berühmte Prolegomena beziehen. — — Mit dem Skeptischen und Kritischen bin ich völlig einverstanden. Du würdest Dich freuen, hier, was Du sonst so scharfsinnig vermuthet hast, wiederzufinden. Aber er hat einige chimärische Hypothesen beigemischt. — — Es ist wirklich etwas Genialisches in ihm. Aber an Philosophie, an Geschmack, und vielleicht an Kenntniss der ganzen Masse der Griechischen Poesie fehlt es gar sehr"[2]). 1796 veröffentlichte er in Reichardts Deutschland St. 11 S. 124—156 einen Aufsatz „über die Homerische Poesie mit Rücksicht auf die Wolfschen Untersuchungen", in dessen Einleitung er die Prolegomena als das Meisterwerk eines mehr als Lessingschen Scharfsinns, als ein Seitenstück zu Kants Kritik der reinen Vernunft bezeichnet. Ueberarbeitet findet sich dieser Aufsatz in seiner 1798 erschienenen Geschichte der Poesie der Griechen und Römer, die ja unvollendet geblieben in der Hauptsache nichts weiter als Schlegelsche Prolegomena zum Homer enthält, welche, wie R.

1) Welcker Ep. Cycl. Th. I, Vorr. p. X.
2) Vgl. Br. 74 v. 2. Jan. 1796. Br. 75 v. 15. Januar.

Haym S. 194 sich ausdrückt, die philologisch-historische Kritik Wolfs durch eine ästhetisch-historische ergänzen, um in Beziehung auf die Hauptstreitfragen im Resultat mit Wolf übereinzustimmen. Aus den von Haym gegebenen trefflichen Bemerkungen über dies Buch möge der Schluss einen Platz finden. Die epische Einheit und Harmonie besteht nach Schlegelscher Auffassung darin, dass im Homer jedes grössere und kleinere Glied wieder eigenes Leben, gleiche, ja grössere Harmonie habe als das Ganze. Eine solche Beschaffenheit des Epos wird aber erklärlich, wenn die Homerischen Gesänge „mehr entstanden und gewachsen, als entworfen und ausgeführt, Früchte eines einfach gebildeten und bildenden Zeitalters, einer höchst gleichartigen, durch die Natur selbst gestifteten Kunstschule“ waren. Oder umgekehrt. Es war möglich, dass Homer erst durch die Diaskeuasten zum Homer wurde, weil es die innerste Eigenthümlichkeit des Homerischen Epos ist, dass das kleinere Glied ebenso gebaut und gebildet ist wie das grössere. Die Ordnung des Homer ist mehr nur „eine Abwesenheit von Unordnung“. „Wenn es einen Homer gab, so war dieser nur der letzte Vollender der vom ersten Keime an stetigen Ausbildung einer langen Reihe die epische Kunst immer mehr verfeinernder Sänger.“ Mit dieser Ansicht schoss denn Schlegel allerdings schon um ein bedeutendes über die in den Prolegomenen gewonnenen Resultate hinaus.

Ebenso lobpreisend wie Friedrich, hatte sich inzwischen auch A. W. v. Schlegel in seiner berühmten Recension von Goethes Hermann und Dorothea v. J. 1797 geäussert, in der wir unter anderem folgendes lesen: „Die historischen Untersuchungen eines scharfsinnigen Kritikers über die Entstehung und Fortpflanzung der Homerischen Gesänge, die vor Kurzem die Aufmerksamkeit aller derer auf sich gezogen haben, welche Fortschritte in den Wissenschaften zu erkennen wissen, geben uns zum Glücke einen festen Punkt, wovon die künstlerische Betrachtung des Homer in einer ganz entgegengesetzten Richtung ausgehen kann. So wenig gegründet ist die gutherzige Klage, welche man oft von Freunden des Dichters führen hört, durch obige Behauptungen geschehe ein Einbruch in das Heiligthum des ehrwürdigen Alten, man zerreisse ihnen ihren Homer, dass

vielmehr seine Rhapsodien dadurch erst von den fremdartigen Banden des Ganzen erlöst werden“.

Solche Anerkennung sollte Wolf i. J. 1795 noch nicht zu Theil werden. Die erste öffentliche Erwähnung seiner Prolegomena ging von Herder aus, war aber gar nicht nach Wolfs Geschmack. Die Sache ist wichtig genug, um des Näheren auf sie einzugehen. Herder war einer der ersten in Deutschland gewesen, welcher die Ansichten Blackwells und Woods sich angeeignet hatte. Des ersteren Einfluss finden wir schon in dem 1769 erschienenen ersten kritischen Wäldchen, desgleichen in den Briefen über Ossian v. J. 1772, in denen wir Aeusserungen wie folgende antreffen: „Je entfernter von künstlicher, wissenschaftlicher Denkart, Sprache und Letterwerk das Volk ist, desto weniger müssen auch seine Lieder fürs Papier gemacht und todte Letternverse sein“. „Homers Rhapsodien und Ossians Lieder waren gleichsam impromptus, weil man damals noch von nichts als impromptus der Rede wusste: dem letzteren sind die Minstrels, wiewohl so schwach und entfernt, gefolgt; indessen doch gefolgt; bis endlich die Kunst kam und die Natur auslöschte.“ Die Bekanntschaft mit Wood aber ist in der 1777 erschienenen Abhandlung über die Aehnlichkeit der mittleren Englischen und Deutschen Dichtkunst ersichtlich. „Auch die Griechen,“ heisst es hier, „waren einst, wenn wir so wollen, Wilde, und selbst in den Blüthen ihrer schönsten Zeit ist weit mehr Natur, als das blinzende Auge der Scholiasten und Klassiker findet. Bei Homer hat's noch neulich Wood abermals gezeigt: er sang aus alten Sagen, und sein Hexameter war nichts als Sangweise der Griechischen Romanze“. Noch deutlicher in der 1778 geschriebenen Vorrede zu den Stimmen der Völker in Liedern: „Der grösste Sänger der Griechen, Homeros, ist zugleich der grösste Volksdichter. Sein herrliches Ganze ist nicht Epopöe, sondern ἔπος, Mährchen, Sage, lebendige Volksgeschichte. Er setzte sich nicht auf Sammt nieder, ein Heldengedicht in zweimal 24 Gesängen nach Aristoteles Regel, oder, so die Muse wollte, über die Regel hinaus, zu schreiben, sondern sang, was er gehört, stellte dar, was er gesehen und lebendig erfasst hatte: seine Rhapsodien blieben nicht in Buchläden und auf den Lumpen unsres Papiers, sondern im Ohr

und im Herzen lebendiger Sänger und Hörer, aus denen sie spät gesammelt wurden und zuletzt, überhäuft mit Glossen und Vorurtheilen zu uns kamen. Homers Vers, so umfassend wie der blaue Himmel und so vielfach sich mittheilend, allem, was unter ihm wohnet, ist kein Schulen- und Kunsthexameter, sondern das Metrum der Griechen, das in ihrem reinen und feinen Ohr, in ihrer klingenden Sprache zum Gebrauch bereit lag und gleichsam als bildsamer Leim auf Götter- und Heldengestalten wartete. Unendlich und unermüdlich fliesst's in sanften Fällen, in einartigen Beiwörtern und Kadenzen, wie sie das Ohr des Volkes liebte, hinunter. Diese, das Kreuz aller berühmten Uebersetzer und Heldendichter, sind die Seele seiner Harmonie, das sanfte Ruhekissen, das in jeder endenden Zeile unser Auge schliesst, und unser Haupt entschlummert, damit es in jeder neuen Zeile gestärkt erwache und des langen Weges nicht ermüde. Alle erhabenen Siehe! alle künstlichen Verschränkungen und Wortlabyrinthe sind dem einfachen Sänger fremde, er ist immer hörbar und daher immer verständlich. Die Bilder treten vors Auge, wie seine Silbertöne ins Ohr fliessen; der verschlungene Tanz beider ist Gang seiner Muse, die auch darin Göttin ist, dass sie dem Geringsten und gleichsam jedem Kinde dient. Ueber eine Sache geheimer und liebster Freuden streitet man nicht gern auf dem Markt; aber dem, dünkt mich, ist Homer nicht erschienen, der den lieben Fussgänger nur auf raschrollenden Wagen und den sanften Strom seiner Rede als Mühlengeklapper einer sogenannten Heldenpoesie sich vorbildet. Sein Tritt ist sanft, und die Ankunft seines Geistes, wie Ulysses Ankunft in der Heimath: nur der kann sein Vertrauter werden, der sich diese demüthige Gestalt weder vorlügt noch hinwegschämt".

Das Erscheinen der Villoisonschen Scholien, sie kamen ihm während seiner Italienischen Reise zu Gesicht, und die in ihnen auftauchende Notiz über die Chorizonten beschäftigten Herder lebhaft. Denn schon als Knabe, so behauptet er, war in ihm ein Zweifel aufgetaucht, ob das derselbe Homer sei, der die Ilias und die Odyssee gedichtet habe. Die bejahende Antwort auf diese Frage, nur dass Homer die Ilias in der Jugend, die Odyssee im Alter gedichtet

habe, befriedigte ihn nicht völlig. Vielmehr dachte er sich von da ab die Ilias ihrem Gebiete nach als eine Morgenwelt, die Odyssee als eine Abendwelt. „Der Ost-Homer und der Homer im Westen beide sollten in mir friedlich neben einander wohnen.“ Je länger er sich mit Homer befasste, eine desto grössere Verschiedenheit glaubte er zwischen beiden Gedichten wahrzunehmen. Kein Wunder demnach, dass er Wolfs Prolegomena begierig in die Hand nahm. Hatte er nun freilich neue Aufschlüsse gerade über diesen Gedanken in dem Buche erwartet, so musste er sich durch seine Lectüre enttäuscht finden. Er schrieb daher am 13. Mai 1795 an Heyne: „Wolfs Prolegomena zum Homer habe ich endlich gelesen. So viel Arbeit, Studium und kritischer Geist darin ist, so ist doch die Art des Aufstellens nicht ganz nach meinem Wunsche. Die Haupt- und Grundpunkte, dünkt mich, wird ihm Jeder zugeben, ja seit Blackwell und Wood hat b e i n a h e N i e m a n d d a r a n g e z w e i f e l t. Die Stellen der Alten sind gar zu klar und die Geschichte der Aöden zu bekannt, als dass hier Alles so auffallend als ein nullo dictum ore prius aufgestellt werden musste. Der Punkt von Erfindung der Schreibkunst oder ihrer Einführung in Griechenland gehört nur incidenter hierher, und dass der Begriff einer Epopöe im Sinne des Aristoteles ein später Begriff sei, daran hat wohl auch Niemand gezweifelt. Nun kommt meines Erachtens Alles darauf an: was ist eingeschoben? was jünger, unzweifelhaft jünger, in einzelnen Versen sowohl als in ganzen Rhapsodien? Eine einzige Nachricht der Art, wie Solon, wie Hipparch den Homer den Sängern austheilte, würde uns sehr aus dem Traum helfen. Jetzt müssen wir an den alten Text des Homer wie an ein Evangelium glauben. Als Voss hier war, habe ich die Hypothese einmal bei Tisch in seiner Gegenwart als Spass und Ernst vorgetragen; sie schüttelten aber allesammt die Köpfe und widersprachen“.

Aus einer Bemerkung Duentzers entnehme ich, dass sich dies auf den Abend des 6. Mai 1794 bezieht, wo Voss, Goethe, Wieland, Böttiger und Knebel in Herders Hause versammelt waren. 1795 ist Voss gar nicht in Weimar gewesen. Daraus ergiebt sich denn thatsächlich, dass Herder wie früher, so jetzt, kurz vor dem Erscheinen der Prole-

gomena, sich noch immer mit der Woodschen Hypothese herumgetragen und lebhaft beschäftigt hatte. Durch das erschienene Buch zu eigner Thätigkeit angeregt, schrieb er im Sommer 1795 eine Abhandlung „Homer ein Günstling der Zeit“. Sie wurde im Manuscript zuerst an Goethe geschickt, der sich sehr anerkennend und befriedigt über sie äusserte. Im Septemberheft der Horen erschien sie gedruckt. Eigentlich hat sie mit Wolfs Prolegomenen gar nichts zu thun. Sie giebt allerlei ästhetische Bemerkungen über Homer, die mit den aus früheren Schriften Herders bekannten Gedanken über Volksdichtung und epische Dichtung übereinstimmen und im Ganzen nicht gerade neues bieten. Alle diese Gedanken sind an sich betrachtet ohne philologischen Werth, denn den bereits erwähnten Einfall vom Ost- und West-Homer wird man kaum ernstlich in Erwägung nehmen. Die Abhandlung macht ja aber auch nicht den mindesten Anspruch als eine philologische Leistung ihres Verfassers zu gelten.

Und doch ist sie indirect auch für die Philologie von sehr grosser Wichtigkeit gewesen. Denn von Herder und gerade dieser seiner Abhandlung ab datirt sich die verhängnissvolle Neigung, die Homerischen Gedichte ohne weiteres als Volkspoesie zu betrachten, was dann im weiteren zu der Consequenz geführt hat, ihren eigentlichen Werth nur da zu finden, wo sie sich scheinbar noch am meisten mit der Volkspoesie berühren, also in der Gestaltung der einzelnen Scenen und dichterischen Situationen, und darüber die Schönheit des Ganzen als Ganzes entweder völlig zu übersehen, oder doch als vollkommen nebensächlich zu betrachten. Bis zu welchem Grade diese ursprünglich Herdersche Idee von den Schlegels aufgenommen wurde, beweisen die angezogenen Stellen ihrer Schriften. Wir finden sie aber auch bei anderen Romantikern, wir finden sie nicht minder bei den Begründern der germanistischen Philologie, deren ganze Tendenzen ja erst aus ihrer Beziehung zu den Romantikern zu verstehen und zu würdigen sind, wir finden sie endlich auch bei Lachmann. Daher hat denn der berühmte Recensent der Lachmannschen Betrachtungen in den Blättern für litterarische Unterhaltung (doch wohl Weisse und nicht Gervinus) ganz richtig den eigentlichen Kern

des Lachmannschen Standpunktes in dem Satze ausgesprochen: „Lachmann hat zuerst die bei Wolf noch unerfüllte Forderung des δός μοι ποῦ στῶ erfüllt. Er hat in den einzelnen, relativ in sich abgeschlossenen, wenn auch der Anfügung an verwandte an sich, d. h. durch ihre allgemein poetische Natur nicht widerstrebenden Liederstücken den Sitz der Poesie und poetischen Kunst nachgewiesen, von der man sonst voraussetzte, dass sie nur in dem planmässig entworfenen Ganzen ihren Sitz haben könnte. Er hat nicht blos im allgemeinen behauptet, sondern im besonderen und im einzelnen mit grösster Anschaulichkeit nachgewiesen, dass die Kunst, welche aus jenen zerstreuten Stücken mit Absicht und Berechnung ein Ganzes zusammengefügt hat, nicht nur nichts mit jener ächten Kunst der Poesie, aus welcher die einzelnen Stücke der Poesie hervorgegangen sind, gemein hat, sondern dass durch sie die letztere nicht selten ausdrücklich getrübt, verunstaltet, unterdrückt worden ist". Wenn der Recensent freilich in diesem vermeintlichen Nachweis Lachmanns den Nachweis einer lange verkannten Wahrheit und nun gar ein besonderes Verdienst erblickt, so wird man in dieser völlig verkehrten Ansicht, die nach meiner Meinung auf einer ungeheuern petitio principii beruht, doch nur die Consequenz des Standpunktes zu sehen haben, der in Homer ohne weiteres Volksdichtung erblickt. Dieser Standpunkt ist es eben, der bis auf Herder zurückreicht, ja der genauer genommen noch über Herder zurück nach England führt, zu den dort aufgekommenen Gedanken über Naturpoesie und Originalität, die durch das Erscheinen der Ossianschen Poesien ihre bestimmte Ausprägung erhielten, aber sich eigentlich schon bei Blackwell finden. Die weitere Verfolgung dieses Punktes ist indessen nicht dieses Ortes. Hier genügt es auf ihn und seine weitreichende, principielle Wichtigkeit hingewiesen zu haben.

Von Volkspoesie und Volksliedern kann man doch überhaupt vernünftigerweise nur in einem zwiefachen Sinne sprechen. Einmal, um mit diesen Ausdrücken die Naturpoesie eines Volkes zu bezeichnen, welches noch keine schreibenden Dichter, und somit noch keine Nationallitteratur hat, sondern im kleinen Liede und in schlichter Erzählung sich noch auf der Vorstufe zu einer solchen befindet.

Zweitens aber kommen diese Bezeichnungen den Resten von Naturpoesie zu, welche in den niederen Schichten eines Volkes sich in mündlicher Tradition erhalten, auch nachdem dasselbe bereits eine Kunstpoesie, überhaupt eine Litteratur mit umfangreicheren, grösseren Werken hervorgebracht hat, die natürlich in ihren Anfängen, wenn sie nicht von vornherein unter dem Einfluss eines in der Litteratur schon fortgeschrittenen Nachbarvolkes sich entwickelt, und in diesem Falle gelehrte Nachahmung sich zur Aufgabe stellt, stets volksmässig und volksthümlich sein wird. Nun gehören die Homerischen Gedichte unzweifelhaft der Griechischen Nationallitteratur an. Volksmässig und volksthümlich sind sie wie nach ihrem Inhalte so nach der schlichten Einfalt ihrer Sprache und ihres Satzbaus im höchsten Grade. Man kann auch zugeben, dass sie sonst in mehr als einer Hinsicht an den Charakter des epischen Volksliedes erinnern, soweit uns derselbe aus anderen Litteraturen bekannt ist. Dies ist entschieden der Fall mit den stehenden formelhaften Versen, sowie der Wiederkehr derselben Worte in einem bestimmten Zusammenhang, wonach z. B. ein Bote sich genau mit denselben Worten seines Auftrags entledigt, mit denen er ihm gegeben war, und was sonst hierhin gehört. Aber wenn man auch die Ilias mit Lachmann oder Koechly in sogenannte Lieder zerlegt, oder dieses Verfahren auf die Odyssee überträgt, auf welche es bekanntlich eben so gut sich anwenden lässt, die so erhaltenen Lieder sind keine Volkslieder. Sie sind von ihnen aufs bestimmteste unterschieden durch die in ihnen vorkommenden längeren, oft sehr kunstvoll angelegten und allen Anforderungen der Ethopöie entsprechenden Reden, durch die Anwesenheit ausführlicher Schilderungen von Nebendingen, durch die Anwesenheit von Sentenzen und wirksam angebrachten poetischen Figuren, vor allem aber durch ihre ausgeführten Gleichnisse, von denen die Volkspoesie, die den Charakter des skizzenhaften und formlosen nirgends verleugnet, überall nichts weiss. Wohl kann man sich daher mit einer Ansicht befreunden, welche die Homerische Poesie eben um ihrer volksmässigen Eigenschaften willen als ein Mittelglied betrachtet zwischen Volks- und Kunstpoesie, und von ihr behauptet, dass sie auf eine Periode Griechischer Volksheldenpoesie gefolgt sei,

nachdem das stoffliche Interesse an der Heldensage bei der Nation in den Hintergrund getreten war und bei dem hiermit in Verbindung stehenden Erwachen einer höheren dichterischen Aufgabe die Volkspoesie hatte verstummen müssen[1]), aber die Homerische Poesie in Bausch und Bogen für Volkspoesie, ihre dichterische Einheit für das zweifelhafte, oder wohl gar schlechte Product einer nachträglichen Ueberarbeitung ursprünglicher Volkslieder zu erklären, und sie damit ihrem dichterischen Werthe nach auf den Rang mittelalterlicher Ritterepen herabzudrücken, ist absurd. Wohl war Homer ein Volksdichter, und seine Gedichte können auch als Volkspoesien betrachtet werden, aber nur in einem höheren Sinne des Wortes. Denn nach der Ansicht des Alterthums, die in dieser Hinsicht vollständig dem wirklichen Sachverhalte entspricht, waren sie nicht mehr und nicht weniger Volkspoesien d. h. nationale Poesien, als die Gedichte des Archilochus, Pindar, Aeschylus und Sophokles, darum aber auch nicht minder kunstmässige Reflexionspoesie, wenn man so will, als die letzteren, ebensogut genial, hochpoetisch und doch naiv und einfach, wie alle die wirklichen Meisterwerke der Dichtung, welche die Griechen in ihrer Blüthezeit hervorgebracht haben. Mit anderen Worten, Homer war so gut ein klassischer Dichter wie irgend einer der späteren Heroen, der mit Bewusstsein an die Hervorbringung eines poetischen Kunstwerkes ging, welches wie alle ächten Kunstwerke die Regeln und Gesetze seines Daseins in sich selbst trug, und nicht von andersher entlehnt hatte, daher er auch lediglich aus seinen Werken heraus ohne anderswoher entlehnten Massstab der Beurtheilung betrachtet und gewürdigt sein will. Von allen aber, die sich in neuerer Zeit mit Homer befasst haben, hat dies wohl Voss am meisten erkannt und seine Ansicht über den Ursprung der Homerischen Gedichte dürfte die einfachste, vernünftigste und richtigste sein, eine Ansicht, die freilich die Frage nach den Bedingungen, unter denen Homer als der erste grosse Dichter der Griechen, an Entwerfung und Vollendung seiner

---

1) Vgl. Fr. Schnorr v. Carolsfeld über einige Aehnlichkeiten zwischen den Homerischen Gedichten und der Volkspoesie in Jahns Jahrb. 1865 S. 805 ff.

Werke gehen konnte, sowie die Frage nach den in den Gedichten noch jetzt vorhandenen Spuren jener Bedingungen, also die eigentliche Homerische Frage nach ihren beiden Seiten, noch immer offen lässt.

Halten wir jedoch Wolfs Prolegomena und was mit ihnen in unmittelbarer Berührung steht, als den eigentlichen Gegenstand unsrer vorliegenden Darstellung fest, so ist ein näheres Eingehen auf den Inhalt des Herderschen Aufsatzes, der sich im übrigen trotz mangelnder Klarheit und Uebersichtlichkeit ganz angenehm liest, für unsre vorliegenden Zwecke nicht erforderlich. Ueber Homer und die Schicksale seiner Gedichte die bekannten Vorstellungen. Woods Ansichten haben unbedingte Gültigkeit. Soweit dieselben in Wolfs Prolegomenen wiederkehren, soweit finden sich auch Wolfsche Ansichten bei Herder. Da, wo er von dem Eindruck spricht, welchen Villoisons Scholien auf ihn gemacht hätten, wie er beinah über die Freiheit erschrocken sei, die man sich mit dem Text Homers nehmen zu können, ja nehmen zu müssen lange Jahrhunderte durch geglaubt habe, finden wir folgende Anmerkung: „Wer die Ursachen hiervon, sammt einer ideenreichen und bündigen Geschichte der Behandlung Homers lesen will, lese Wolfs Einleitung zu seiner Ausgabe Homers; er wird vortreffliche Winke, die der weiteren Untersuchung vorzüglich werth sind, darin finden“. Sonst wird in dem Aufsatz auf die Prolegomena weiter keine Rücksicht genommen, wie ja sein Inhalt auch gar keine weitere Veranlassung dazu bot. Man sieht aus allem, Herder hatte die Prolegomena in die Hand genommen und wenn gelesen, so doch mit nichts weniger als philologischem Verständniss gelesen und von dem, was er in ihnen erwartet hatte, wohl nur wenig oder nichts gefunden. Der Inhalt des Buchs hatte ihn durch Neuheit nicht überrascht. Die in ihm angewandte Methode betrachtete er als etwas nebensächliches. Immerhin war er bereit, es in seiner Art gelten zu lassen.

Hätte Wolf von seinem Standpunkt aus den Herderschen Aufsatz als werthlos ignorirt, oder auch gelegentlich als solchen bezeichnet, so wäre das nur zu begreiflich. Dass er sich aber durch denselben persönlich verletzt und beeinträchtigt fühlte, ist eigentlich mehr als wunderbar.

Und doch war es der Fall. Er nahm diesen Aufsatz gewaltig übel, betrachtete ihn einfach als ein freches Plagiat an seinen eignen Gedanken und machte seiner gekränkten Eitelkeit in einem bitterbösen Artikel im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom 24. Oct. 1795 Luft, den er in einem Briefe an Schütz[1]) selbst als Nemesis Herderi bezeichnet. Nachdem er zunächst bemerkt, dass er die Prolegomena nur für Kenner, d. h. also für ebenbürtige Philologen von Fach, geschrieben habe, wirft er dem Herderschen Aufsatz seichte Oberflächlichkeit, ein unmethodisches Durcheinanderwerfen von Altem und Neuem, alles dessen, was er selbst erst mühsam gesondert habe, vor, und nachdem er mit Hohn darauf hingewiesen, dass Herder ohne das Erscheinen seines Buches schwerlich dazu gekommen wäre, seine angeblichen Jugendgedanken und vermeintlichen neuen Entdeckungen an den Mann zu bringen, — wer argwöhnisch wäre, dürfte den Aufsatz selbst einen Günstling der Zeit nennen, — so erklärt er zuletzt das Ganze für ein Gemisch von gemeinen und halbverstandenen Gedanken, wie sie nur Jemand fassen kann, dem die Geistesstimmung, womit eine so äusserst verwickelte Aufgabe der historischen Kritik zu behandeln ist, und die hierzu nothwendigen Kenntnisse so gut als völlig fremd sind. „Dahin mag sich eine solche Darstellung schicken, wo man mit dunkeln Gefühlen spielen oder geistiges Jucken erregen darf, höchstens in eine Postille über die Apokalypse, nicht in Gattungen der Gelehrsamkeit, wo jeder Schritt Beweis und jeder Beweis genaue Sprachkunde und feste Abwägung und Vergleichung von Zeugnissen und fast verloschenen Spuren im Geist jeden Zeitalters erfordert".

Es giebt heutzutage noch immer Leute, welche in diesem Vorgehen Wolfs gegen Herder eine verdiente Abfertigung erblicken. Richtiger wird man sie als eine grobe Ungezogenheit betrachten, wie sich deren Wolf, der von Bescheidenheit nichts wusste und an massloser Selbstüberschätzung litt, mehrere hat zu Schulden kommen lassen. Wohl selten hat sich widerlicher Professoren-Hochmuth mit seinem exclusiven Pochen auf wissenschaftliche Methode,

---

1) B. I S. 465.

seinem souveränen Verachten von allem sogenannten Dilettantenthum so in seiner Blösse gezeigt als hier. Dass persönliche gekränkte Eitelkeit Wolfs Auftreten gegen Herder zu Grunde lag, ist kaum zu bezweifeln. Denn ganz in Gegensatz zu Goethe und Wieland hatte sich Herder, wie wenigstens Körte berichtet, gegen Wolf bei dessen Anwesenheit in Weimar überaus vornehm benommen, ihn sogar vermieden, während er manchem Freunde nicht undeutlich zu verstehen gab, wie er selbst schon längst mit eben jenen Ideen umgegangen sei, mit welcher Behauptung es ja auch in der That seine völlige Richtigkeit hatte. Uebrigens that Herder dieser unverdienten Provocation gegenüber das vernünftigste, was er thun konnte, er schwieg. In seinem 1803 erschienenen Aufsatz „Homer und das Epos", in welchem Heynes kürzlich erschienene Ilias die Frucht der Mühe und des kritischen Fleisses eines halben Jahrhunderts, ein dauerndes Ehrendenkmal seines Herausgebers genannt, und eine kurze Uebersicht über den Gang der Homerischen Forschungen im ganzen 18. Jahrhundert gegeben wird, gedachte er der Wolfschen Prolegomena mit keiner Silbe. Wolf aber gestand späterhin selbst zu, dass es seiner würdiger gewesen wäre, Herders Aufsatz unerwidert zu lassen[1]).

Betrug sich nun aber Wolf so masslos einem harmlosen Aufsatz gegenüber, dessen ganzes Vergehen eigentlich doch blos darin bestand, dass er die Prolegomena, statt sie zum Gegenstand eines überschwenglichen Panegyrikus zu machen, nur einer gelegentlichen Anführung gewürdigt hatte, so lässt sich denken, dass er gegen Recensenten, die seinen Zorn rege machten, noch ganz anders aufzutreten im Stande war. Ein solcher war Heyne. Die Art, mit welcher Wolf ihm gegenüber aufgetreten ist, ist nicht geeignet, uns für seinen Charakter zu gewinnen. Denn wenn man bedenkt, dass Wolf Heynen wegen mehrfacher persönlicher Gefälligkeiten zu Danke verpflichtet war, dass er sich in früheren Schriften öffentlich als seinen Schüler bezeichnet und mehrfach auf das anerkennendste über ihn geäussert hatte[2]), dass er

1) Körte F. A. Wolf S. 292.

2) In der Vorrede zur Ilias von 1785 heisst ihm Heyne: *Homeri rectius legendi praestantissimus auctor*, mit dem Wunsche: *cuius manibus utinam tandem poeta ornatior prodeat.* Hinter seiner Ausgabe der Theo-

noch bis ganz vor Kurzem mit ihm im artigen Briefwechsel gestanden hatte, so begreift man in der That nicht, wie er im Stande sein konnte, diesen Mann in so rücksichtsloser, ja man muss sagen boshafter Weise anzugreifen, als es in den 1797 erschienenen „Briefen an Herrn Hofrath Heyne“ von ihm geschehen ist, die freilich ein unübertreffliches Muster vernichtender Polemik geben und wohl das geistreichste, aber auch das widerwärtigste sind, was in Deutscher Sprache aus Wolfs Feder geflossen ist.

Die Veranlassung zu diesem Pamphlet war folgende. Am 21. Novbr. 1795 war in den Göttinger gelehrten Anzeigen eine Recension der Prolegomena von Heyne erschienen. Für einen heutigen Leser unterscheidet sie sich beim ersten Anblick in nichts von der gewöhnlichen, noch gegenwärtig üblichen Art wohlwollender Recensionen, allerdings fällt sie bei einem Mann, wie Heyne, durch ihre Inhaltslosigkeit auf. Gleich zu Anfang werden die Prolegomena als die erste Frucht des beispiellosen Fleisses des um die Litteratur so verdienten Villoison bezeichnet „den wir oft bedauert haben, dass er anderen blos vorarbeiten musste und dass ihm, selbst die Früchte einzuärndten, nicht bestimmt war“. Bei diesem Satze denkt man sich so wenig etwas arges als bei einer folgenden Stelle, wo Heyne in einer für Wolf sehr verbindlichen Weise sich darüber beklagt, dass er ihn nicht mit Offenheit von seinen Homerarbeiten vorher benachrichtigt, da er doch gewusst, dass Heyne selbst sich seit mehreren zwanzig Jahren mit einer neuen Recension des Homer beschäftigt, er würde sich nämlich ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm den ganzen kritischen Theil der Arbeit allein zu überlassen. Auf diese allgemeinen Einleitungssätze folgt dann ein dürftiges Referat über den Inhalt des Buches, ohne irgendwie begründeten Widerspruch zu erheben, und ihm eigne Bemerkungen von

---

gonie von 1783 ist eine epistola Heynii abgedruckt. Sie wird von Wolf mit folgenden Worten begleitet: *reliquo commentario typis iam exscripto, submissas Gottinga accepi a praeceptore quondam meo, qui oculis meis mihi carior est, Ill. Heynio hasce animadversiones.* Was es mit derartigen Präconisirungen Heynes damals auf sich hatte, ersehen wir zwar aus Voss Antisymb. I S. 43. 59, doch fällt diese Einsicht bei einer Beurtheilung von Wolfs Verhalten nur zu dessen Ungunsten ins Gewicht.

wirklichem Werth hinzuzufügen, ein Referat, wie es schliesslich jeder machen kann, der überhaupt ein Lateinisches Buch zu lesen fähig ist. Auf die von Wolf angewandte Methode der Untersuchung wird nicht weiter eingegangen. Ziemlich zu Anfang wird die Arbeit für gelehrt, gründlich und vortrefflich erklärt, weiterhin an der Forschung Gelehrsamkeit, Belesenheit und Scharfsinn gerühmt. Gegen Ende heisst es, Wolf habe etwas geleistet, was wir vorher nicht hatten, und über Barnes', Clarkes und Ernestis Verdienste um den Homer weit hinausgehe; dieses schöne Denkmal seines kritischen Geistes werde auch von keinem Zeitalter verkannt werden.

Dieselbe Zeitschrift brachte nun aber am 19. December die nachträgliche Anzeige (Wolf sagt Abkündigung) einer von Heyne bereits am 1. August 1795 in der Göttinger Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften gehaltenen Vorlesung 'de antiqua Homeri lectione indaganda, diiudicanda ac restituenda'[1]), die allerdings unverkennbar unter dem Einfluss der kürzlich gelesenen Wolfschen Prolegomena geschrieben war. Nun bemerkt zwar Heyne ausdrücklich, dass er in vielen Punkten mit dem, was Wolf ausführlich vorgetragen habe, übereinstimme. Demohnerachtet giebt er aber das, was er mittheilt, als eine gewisse Vorstellungsart, mit der er sich schon vor dreissig Jahren herumgetragen und die er im Vortrag, in Schriften, auch in den Göttinger Anzeigen, so oft es die Sache mit sich brachte, geäussert habe, wovon manches bereits auf die ältesten Schriftsteller der Hebräer übertragen sei, so dass man unwillkürlich auf den Gedanken kommen muss, Wolf, der ja in Göttingen studirt hatte und für Heynes Schüler galt, müsse diese gewisse Vorstellungsart seines Lehrers gekannt, im Grunde wohl gar von ihm entlehnt und sie blos weiter ausgeführt haben. Nimmt man an, dass Heyne dies bona fide geschrieben und selbst geglaubt hat, und daran ist auf keinen Fall zu zweifeln, so muss man sagen, dass er über sich selbst und seine Stellung zur Sache in einer merkwürdigen Selbsttäuschung befangen war. Von einer solchen ist aber auch Wolf nicht freizusprechen. Wirklich hatte dieser auf dem

1) Commentatt. Soc. Reg. scient. Gotting. Vol. XIII p. 159 sqq.

Wege methodischer Forschung eigentlich nicht neues gefunden, wie er sich steif und fest einbildete, sondern blos das von andern schon gefundene oder gemuthmasste, nachträglich, wenn man will, erwiesen und berichtigt. Soweit nun in seinen Prolegomenen Ansichten sich finden, die bereits Wood ausgesprochen hatte, soweit sie Stellen heranziehen, die schon in Küsters historia critica erwähnt waren, soweit hatte Heyne allerdings das alles schon gewusst, und sich in seiner Weise zurecht gelegt, auch wohl dialektisch weitergeführt. Wenn er nun demzufolge in Wolfs Buche keine durchaus originale Leistung erblickte, so hatte er damit ganz Recht, nur hätte er öffentlich erklären können, dass Wolf das, was er bereits wusste oder vermuthet hatte, in viel gründlicherer, klarerer und wissenschaftlicherer Weise behandelt hatte, als er dies selbst je zu thun im Stande gewesen wäre. Wolf wäre zwar auch mit dieser Erklärung nicht zufrieden gewesen, aber Heyne hätte doch vermieden, den Schein verletzter Eitelkeit auf sich zu laden. In der That war aber Heyne wohl unfähig, das eigentlich werthvolle der in den Prolegomenen angewandten philologischen Methode zu erkennen, weil sie seinen eignen wissenschaftlichen Grundsätzen, oder vielmehr Gewohnheiten, zu wenig gemäss war. Er nahm an den dort vorgetragenen Ansichten ein lediglich stoffliches Interesse. Daher macht er denn auch recht im Gegensatz zu dem zwar behutsamen, aber doch zuversichtlichen Tone der Prolegomena, welche überall bestimmte Resultate scharf geführter Untersuchungen zu geben meinen, in seiner Abhandlung allerhand wunderliche Redensarten nicht über die Schwierigkeit, sondern über die Unsicherheit derartiger Untersuchungen, bei denen man in Ermangelung gültiger Geschichtszeugnisse höchstens zu allerhand wahrscheinlichen Muthmassungen kommen könne, trägt dann Gedanken über die Entstehung und die Schicksale der Homerischen Gesänge vor, die sich wie ein abgeblasster Schatten alles dessen ausnehmen, was in den Prolegomenen steht, um allerdings zuletzt sich ausführlich über das Digamma und seine Wichtigkeit für die Homerische Texteskritik zu ergehen.

Aber Wolf sah die Sache ganz anders an. Er glaubte nichts weniger, als dass Heyne bona fide geschrieben habe,

vielmehr hielt er diese Abkündigung zusammen mit der Recension für ein perfides Manöver, ihm die Priorität seiner Gedanken streitig zu machen, überhaupt sein eigentliches Verdienst um seine verdiente Geltung zu bringen, und hielt es demnach für Ehrensache, sich gegen diese Insinuation zu wehren. „Ich wurde in den Göttinger Gelehrten Anzeigen," so lesen wir in der Vorrede seiner Briefe, „beschuldigt, ich hätte die hauptsächlichsten Ideen meines Buches über den Homer entwendet, einem Manne entwendet, dessen akademische Vorträge ich ehedem gehört. Der Mann selbst nahm mich darüber in Anspruch und masste sich ein Recht an dem, was ich als das meinige gegeben, öffentlich an: er suchte zugleich auf der Stelle das angemasste Recht geltend zu machen". Von dieser, wie man sieht, gewiss nicht zutreffenden Voraussetzung aus werden nun die beiden Schriftstücke vor dem Auge des staunenden Lesers unbarmherzig Schritt für Schritt in einer Reihe von Scenen critisirt, die, wie Wolf selbst sagt, beinah alle Eigenschaften eines neueren Dramas haben. Sie geben uns „eine Analyse eines rhetorischen Kunstwerks, bei der einige Schwierigkeit darin lag, wie es möglich wäre, etwas, das nur wenigen Eingeweihten gesagt und Vielen ausser dem Cirkel angedeutet war, bis zu der Deutlichkeit zu entwickeln, wo das Gefühl in bestimmte Ideen übergeht". So werden denn die verbindlichen Wendungen der Recension ironisch als eine Bewillkommnung bezeichnet, über die man leicht die sanft grinsende Scheelsucht der gekränkten Eitelkeit vergessen kann, die Hinweisung auf Villoison als ein boshafter Versuch betrachtet, Wolfs Buch lediglich zu einer Bearbeitung oder Verarbeitung von Villoisons Prolegomenen, d. h. zur schamlosen Compilation herabzudrücken, überhaupt seien die Recension und die Abkündigung der Vorlesung nur in der Absicht geschrieben, um dem Publicum die Meinung beizubringen, als habe Wolf den Ideengang und die Resultate seiner Untersuchung von Heyne entlehnt, ja ihm entwendet. Dass Heyne das, was in den Prolegomenen alt und neu (möglicherweise also Heynisch und Nicht-Heynisch) sei, mit einander verwechselt habe, lasse sich zwar begreifen, aber nicht entschuldigen, da er die Sachen für sehr einfach erkläre, und nur die Ausführung unmässig bewundere, seine

Vorträge ausdrücklich dreimal erwähne, nebenbei bezeige, dass die Sache vor der Zeit ihrer Reife in Anregung gebracht sei, Wolfs Mangel an Offenheit bedaure, von vorweggenommener Gloriole rede u. s. w.[1]).

So widerwärtig und unwürdig uns auch Wolfs Auftreten gegen Heyne von seiner rein persönlichen Seite aus vorkommen muss, so lässt es sich doch von einer andern Seite aus weit eher rechtfertigen, als die unverzeihliche Abfertigung Herders, deren Schroffheit sich wohl zum Theil mit daraus erklärt, dass Wolf Herders Aufsatz als unter Heynes Einfluss entstanden dachte. Denn Heynes Philologie, die stets etwas oberflächlicher Art gewesen war und weit mehr den landläufigen Interessen des Publicums als der Wissenschaft selbst gedient hatte, hatte sich damals eigentlich schon überlebt. Demohnerachtet war Heynes Einfluss auf ein grosses von ihm herangebildetes Geschlecht von Schulmännern und philologisch angehauchten Pastoren nicht unbedeutend, sein Ansehen in deren Kreisen unbegrenzt. Wenn Wolf schwieg, so musste er sich allerdings gewärtigen, dass seine Ansichten bei einem grossen Theile der damaligen Gelehrten unbeachtet blieben, und von der Seichtigkeit Heynescher und verwandter Elaborate über die Homerische Frage erstickt wurden, dass demgemäss die Sache selbst, um die es ihm zu thun war, eher rückwärts als vorwärts ging. Im Interesse der philologischen Wissenschaft selbst war es also ganz gut, dass Wolf mit aller Energie die Neuheit und Originalität der von ihm in den Prolegomenen angestellten Untersuchungen, wenigstens seitens ihrer methodischen Behandlung, sowie seine geistige Superiorität auf diesem Gebiete geltend machte. War es doch nicht minder nützlich gewesen, dass Voss, wenn auch in grobem Tone, Heynes Oberflächlichkeit auf andern Gebieten zurecht gewiesen hatte und zurecht zu weisen fortfuhr. Es genügt in dieser Hinsicht, auf das treffliche Urtheil hinzuweisen, welches Schlosser in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts Bd. 4 S. 164 ff. über diese Angelegenheit gefällt hat. In

1) Dies bezieht sich auf eine Aeusserung Heynes in der Vorlesung, die aber auf das bereits von Bentley in seinem Handexemplare des Homer in grossem Umfang angewandte Digamma, keineswegs auf Wolfs Prolegomena geht.

der That, das Studium der Alten war durch Heynes Manier allmälich zum reinen Spiel geworden und es that Noth durch Tiefe und Gründlichkeit, durch strenge grammatische und kritische Prüfung den Ernst und die Kraft in dasselbe zurückzuführen. Dies aber hat Wolf mit seinen Prolegomenen in eminenter Weise gethan, und darin besteht das bleibende, unsterbliche Verdienst dieses Buches selbst dann noch, wenn fast alle darin aufgestellten Behauptungen, vermeintlichen Beweise und Ergebnisse der Untersuchung sich als unhaltbar herausstellen sollten.

Uebrigens sind die Briefe an Heyne noch jetzt für das Verständniss der Prolegomena von grosser Wichtigkeit. Sie geben eine ganze Reihe lichtvoller Scholien zu denselben und einzelne authentische Interpretationen des vielleicht dunkeln Textes. Es ist schon wichtig, wenn Wolf S. 39 es Heynen zum Vorwurf macht, dass er in seiner Recension mehrere wichtige Punkte der Prolegomena übergangen habe, wie die hin und wieder bemerkte Unwahrscheinlichkeit, dass die Odyssee mit der Ilias denselben Urheber habe, über die Mehrheit der Verfasser der Homerischen Werke überhaupt, über die im Zusammenhang aufgestellten Nachrichten von einer späteren ordentlichen Ueberarbeitung (διασκευή) beider Gedichte. Ein oberflächlicher Leser der Prolegomena könnte eben auch in die Versuchung kommen, dies für nebensächliche, unwichtige Punkte zu halten. Die Absicht des ganzen ersten Bandes wird S. 58 dahin präcisirt, den Gang der Schicksale unsres Homerischen Textes im Grossen und insoweit zu verfolgen, als es zur Grundlage des zweiten, oder technischen Theiles dienen könnte. „Darin sollte denn von den Grundsätzen der kritischen Berichtigung selbst gehandelt werden, wie sie auf ein Werk anwendbar sind, das die Integrität eines Pindarus oder Herodotus nicht hat, um durch eine Kette von Inductionen zu zeigen, wir können in dieser Rücksicht schlechterdings nicht höher als auf die Alexandrinischen Zeiten zurückgehen. Hierauf ruht, wenn ich so sagen darf, mein ganzes System: daher kommen, beiläufig zu sagen, die verschiedenen, zum Theil erst jetzt hineingebrachten metrischen Fehler, deren etliche sich gleich in den ersten Gesängen finden". Als die Hauptsachen, auf die, nach Wolfs

Meinung, das meiste ankam, um eine ordentliche Untersuchung über die ursprüngliche Beschaffenheit des Homer einzuleiten, werden S. 110 folgende angegeben: „Eine historische Bestimmung der Zeit, wann das Bücherschreiben in Griechenland üblich geworden; ein richtiger, den Umständen der älteren Kultur gemässer Begriff von der Kunst und Gesangart der Rhapsoden[1]); eine Prüfung der den Alten selbst frühzeitig gleichgültig oder dunkel gewordenen Tradition, von einer Anordnung Solons und einer Sammlung des Homer durch Pisistratus; ein allgemeiner Blick auf einige, ungeachtet der nach und nach geschehenen Ueberarbeitung und Ausglättung der beiden Ganzen noch jetzt sichtbaren Fugen und andre innere Merkmale von ungleichartiger Verfassung. Was den vierten und letzten Punkt anlangt, so habe ich darüber bisher wenig gesagt". Ausführlich sind demnach in weiterer Forschung noch folgende Fragen zu behandeln, S. 17: „Was für Discrepanzen liegen in den durch mancherlei Anlässe nach und nach vereinigten Gesängen der Ilias unter einander, und ebenso in der Odyssee? Welches sind die inneren Spuren, die den Schluss erzwingen, beide Werke waren anfangs nicht auf den Plan grosser, weitläufiger Epopöen angelegt, so wenig als eine Trilogie von Schauspielen zu einer Tragödie? Was ist es ferner, warum wir nicht länger annehmen können, dass beide Werke einerlei Verfasser haben?" Daran schliesst sich die sehr wichtige Bemerkung: „Ich darf Ihnen nicht erst sagen, dass dies Aufgaben sind, die ganz unabhängig von Rhapsoden-Sitte und Geschichte der Bücherschreibung behandelt sein wollen. Sie sind völlig von eben der Art, wie die, ob ein Platonischer Dialog, ob eine Rede des Demosthenes oder Lysias ächt, d. h. desjenigen sei, dem

---

1) S. 114: „der Ausdruck ῥάπτειν ἔπη geht nicht auf Verfertigung, sondern auf künstliche Zusammenfügung und Verbindung. Diese Kunst, wie der rhapsodische Vortrag überhaupt, muss in einer Art von Schulen, dergleichen die Poesie früher als die Philosophie hatte, auf eine der Erhaltung der Gesänge nicht zu nachtheilige Weise erlernt und getrieben sein, endlich, wie die Singart dieser Repräsentanten der älteren Barden die Verwechslung, Verdunkelung und den gänzlichen Untergang von manchen ehemals berühmten Namen andrer Homere aufs natürlichste bewirkt habe".

man sie von alten Zeiten her zuschrieb". Ueber das Verhältniss aber dieser beiden unabhängig von einander zu führenden Untersuchungen lesen wir folgendes auf S. 52: „Hätten Homers Werke, wie allgemein angenommen wird, die unverkennbar ursprüngliche Anlage zu den heutigen grossen Compositionen, enthielten sie keine inneren Merkmale von späteren Fortsetzungen und Erweiterungen durch Haupttheile, durch ganze Rhapsodien, keine Verschiedenheit des Tones und selbst der Ideen, die auf Mehrheit der Verfasser zu schliessen zwingt: so möchte die Tradition und alle Legenden melden was sie wollten, die Werke selbst müssten dem unbefangenen bedächtigen Forscher ein beinah unüberwindlicher Beweis sein, dass Homer, oder wie der Mann hiess, quovis modo et instrumento geschrieben habe. Ja wir können noch weiter gehen. Ich muss zugeben, dass, wer mir die letztere Hälfte meines XXIV. Abschnitts[1]) streitig macht, zugleich die Bündigkeit meines ganzen Raisonnements über die Erhaltung der Gesänge ohne Schreibkunst zerstört. Denn soviel muss man Herrn Wiedeburg[2]) und allen, die etwa in der Stille das nämliche dachten, unverzüglich einräumen: ohne ein förmliches und wohlgeordnetes Auswendiglernen anzunehmen, wäre der Homer nothwendig bald ein wildes Chaos von wandelbaren Materialien geworden, die kein Pisistratus im Stande war umzupacken, oder, wie Sie sagen, in die beiden Corpora zu vertheilen. Läge es hingegen daran, dass Ilias und Odyssee für die noch unbequemen Schreibgeräthe zu grosse Werke waren, um die ersten Versuche der mühseligen Kunst zu reizen; nun, so würde sich, wenn nur Häute zur Hand gewesen, jedes dieser grossen Werke in 12 bis 24 kleinere haben theilen lassen; eine einfache Operation, die dem erfindsamen Griechen um so weniger entgehen konnte, da, der gemeinen Meinung zufolge, die Stücke so schon durch den Gesang getrennt waren". — Bestimmt wird es auf S. 54 ausgesprochen, dass die Homerischen Gesänge vor der Mitte des sechsten Säculums nirgends schriftlich existirt haben. Von sonstigen Bemerkungen sind noch folgende hervorzu-

1) Ueber das Einüben der Gedichte in den Rhapsodenschulen.
2) S. oben S. 31 Anm.

heben. S. 49: „Homers Zeitgenossen können selbst in Ionien nicht einmal die Kenntniss der Schriftzüge gehabt haben, man müsste denn den Barden in Lykurgs Zeitalter oder noch tiefer herabrücken. Dies geht aber wieder aus anderen Ursachen nicht. Vor dem neunten Jahrhundert v. Chr. scheinen die Griechen die barbarische Kunst nicht weiter als durch Lydier und andre Nachbarn, bei welchen sie ihren Gebrauch sahen, gekannt zu haben". S. 54: „Das wenigstens wird uns Niemand sobald zugestehen, wie es denn auch Niemand gesagt hat, dass die Schwierigkeit, in jenen Zeiten so viele Gesänge gleich bei dem ersten Entwurfe in ein solches Ganzes zu bringen und an éinen Faden aufzureihen, blos und allein durch ursprüngliche schriftliche Aufzeichnung wäre gehoben gewesen. Hier ist es, däucht mich, wo die grossen Schwierigkeiten angehen".

Fünftes Capitel.

Wolfs Briefe gegen Heyne, die von uns im Anschluss an Heynes Recension der Prolegomena besprochen werden mussten, sind erst 1797 erschienen. Ihr selbstbewusster Ton erklärt sich zum Theil wohl mit aus der zustimmenden Anerkennung, die Wolf inzwischen von mehrfacher Seite erhalten hatte. Denn in dieser Hinsicht war ihm das Jahr 1796 sehr günstig gewesen.

Zunächst hatte die Allg. Litt. Zeitung im Monat Januar N. 33. 34 S. 257—272 eine eingehende Recension der Prolegomena gebracht. Ihr Verfasser ist mir unbekannt. Es muss aber ein persönlicher Freund Wolfs gewesen sein. Denn einmal kennt er Wolf als Verfasser der in derselben Zeitschrift erschienenen Recension der Villoisonschen Scholien, zweitens war er von dem unangenehmen Eindruck unterrichtet, den Heynes Anzeige auf Wolf gemacht hatte, und stand in der ganzen Angelegenheit mit Entschiedenheit auf seiner Seite. „Herr Prof. Wolf hat in diesen Prolegomenis nur den ersten Beweis ausgeführt[1]), den zweiten aber

1) Nämlich den apriorischen, mehr populären für seinen Satz, dass Homer unmöglich so grosse Werke, als Iliade und Odyssee in ihrer

noch in petto behalten, ob man gleich aus beiläufigen Winken wohl merkt, dass er sich in den Besitz davon gesetzt hat. Fast sollten wir glauben, Hr. W. habe damit der Unart mancher, selbst berühmten Gelehrten einen kleinen Streich spielen wollen, die bei einer wichtigen litterarischen Erscheinung, die ein vieljähriges, in diesen Tagen oberflächlicher Zerstreuung sehr seltenes Studium voraussetzt, entweder sich auf Ahndungen ihrer Jugend, oder auf das, was sie längst ihren Schülern vorgetragen, beziehen, und mit einem solchen κοινὸς Ἑρμῆς sich einen Theil der neuen Entdeckung vindiciren wollen. Indess könnte Hr. Prof. W. solchen früheren Entdeckern auch einen Dienst damit gethan haben, dass sie, ehe er mit seinen Untersuchungen herausrückt, die ihrigen vorher noch bekannt zu machen Gelegenheit hätten. Das müsste man denn erwarten. Bis jetzt ist uns Niemand in Deutschland bekannt, der nur Bentleys Wink benutzt, noch weniger der die Sache wie Hr. W. ausgeführt hätte. Weder die Ernestische noch die Heyne'sche Schule, so viel Verdienste sie zumal um bessere Interpretation haben, ist hierauf zugekommen. Besonders herrscht in Hr. Heynes Schriften, in den Recensionen Göttingischer Anzeigen, in den Schriften Heynischer Zuhörer, die den Homer betreffen, die gewöhnliche Idee von dem planmässigen Zusammenhange der ganzen Iliade und Odyssee und ihrem Ursprunge von einem Verfasser.“ Damit vergleiche man die scheinbar harmlose, aber doch charakteristische Aeusserung auf S. 267: „Freilich sieht diese Auflösung einer gewiss s e h r v e r w i c k e l t e n Aufgabe sehr e i n f a c h aus, nachdem sie einmal gegeben ist; wer weiss aber nicht, dass die einfachste Auflösung oft die schönste und gerade am schwersten zu finden ist?“ — und die Polemik gegen Heyne, dem in seiner Recension die Sache sehr e i n f a c h zu sein schien „und er trug sie immer so vor“ ist unverkennbar.

Der Recensent unterscheidet nun sehr bestimmt in den Prolegomenen zwischen einem vorbereitenden Theile und

---

jetzigen Gestalt sind, entworfen haben könne, nicht aber den aus den nachweislichen Discrepanzen in Sprache, Bildern, geographischen und historischen Momenten in den verschiedenen Gesängen zu führenden.

dem eigentlichen Haupttheile. Der vorbereitende Theil beschäftigt sich mit der bereits von Wood verneinten Frage, ob Homer seine Gedichte selbst geschrieben habe. „Wer diese Untersuchung als eine Digression auf die Seite schieben wollte, könnte eben so gut auf einer grössern Reise die Fahrt von Hause aus bis zur ersten Station einen Abstecher nennen.“ Wolfs Beweis ist nach der Meinung des Recensenten treffender und bündiger, als alles, was je über diesen Punkt gesagt und geschrieben ist. Der Haupttheil des Werkes gipfelt aber in dem Satze, dass Homer unmöglich so grosse Werke, als die Iliade und Odyssee in ihrer jetzigen Gestalt sind, entworfen haben kann. Wenn Homer (wie wenigstens höchst wahrscheinlich ist) nicht schreiben konnte, oder wenn er (wie ganz gewiss ist) nicht für Leser, sondern für Hörer dichtete, so hat es ihm gar nicht einfallen können ein Werk von solchem Umfange, als jetzt die Iliade oder Odyssee ist, zu dichten. Denn in einer Recitation für die nämlichen Zuhörer sie zu endigen, war schlechterdings unmöglich; und wollte man annehmen, er hätte sie für mehrere Recitationen in auf einander folgenden Tagen bestimmt, so würde dabei vorausgesetzt, dass er dabei jeden Tag auf das nämliche Auditorium hätte rechnen können, welches ganz gegen die Sitte und Einrichtung bei den Gesängen der Rhapsoden läuft. Die Schwierigkeiten, die man gegen diesen Satz und seine Begründung von der grossen und seit Aristoteles so oft gepriesenen epischen Einheit der Ilias und Odyssee hernehmen könnte, fallen weg, wenn man erwägt, dass

1) in der Ilias viele Theile wirklich sehr lose zusammenhängen, und auch in der Odyssee doch manche Partien dem Ganzen unbeschadet wegfallen könnten;
2) dass nicht geleugnet wird, der erste Verfasser, der die Grundlage zu diesen Gedichten gemacht (sein Name sei wirklich Homer, oder ein andrer gewesen) habe gleich ein ziemlich grosses Stück zu Stande gebracht[1]), das nachher von einigen andern fortgesetzt worden;
3) dass man um die Zeit, als Schreibkunst gäng und gäbe war, einen gemeinschaftlichen Bearbeiter und Redacteur

1) Aber wie konnte er auf den Einfall ein grosses Stück zu dichten kommen?

des Ganzen nothwendig voraussetzen muss, den uns auch die einstimmigen Nachrichten der Alten in Pisistratus zeigen.

Als Bestätigungsgründe, die den Hauptbeweis stützen, führe Wolf ausserdem noch an, dass 1) wenn Homer schon wirklich zwei so grosse Werke nach einem epischen Plan unternommen hätte, gar nicht zu begreifen sei, warum nicht unter so vielen cyclischen Dichtern einer nach ihm etwas ähnliches unternommen hätte; 2) dass sich Spuren längerer von andrer Hand eingeschobener Stellen finden, wie Il. Σ 356—368, Od. δ 670, auch Widersprüche, wie wenn Pylaemenes Il. E 578 getödtet wird, und doch nachher N 658 seines Sohnes Leiche begleitet. Den letzteren Bestätigungsgrund anlangend, bemerkt der Recensent, jene Stellen könnten auch eingeschoben sein, wenn ein und derselbe Dichter Verfasser der ganzen Werke sei, der angeführte Widerspruch aber könne bei so vielen Helden, die in der Iliade ums Leben kommen, auf einer wohl zu entschuldigenden Vergessenheit des alten Dichters beruhen.

Hinsichtlich der weiteren Partien der Prolegomena, die Geschichte der Homerischen Gedichte im Alterthum betreffend, verhält sich der Recensent blos referirend, ohne eigne Bemerkungen daran zu knüpfen. Wie er seine Recension mit dem Hinweis eröffnet hatte, dass mit der Wolfischen Bearbeitung des Homer, soweit sie in Text und Prolegomenen bis jetzt vorliege, in der Geschichte der Ausgaben des alten Dichters sowohl in Absicht der Kritik als der Auslegung und ästhetischen Beurtheilung eine neue Epoche angehe, und im weiteren Verlaufe bemerkt, dass Wolfs Hauptsatz auf einmal den Homerischen Gedichten ein ganz andres Ansehn giebt, und eine Menge ästhetischer Bemerkungen, die man über die Einheit, den Plan und den Umfang derselben gemacht hat, gänzlich vernichtet, so schliesst er sie mit den eben so anerkennenden, als richtigen Worten: „Noch können wir nicht umhin anzuzeigen, dass sich die Prolegomena (ausser der an Hr. W. sonst schon bekannten ächt lateinischen Schreibart) besonders durch ihre Manier in der Abfassung für eine kritische Untersuchung sehr angenehm lesen lassen. Hr. W. hat unsrem Lessing die Kunst abgelernt, den Leser, indem er ihn gleich-

sam an der Auflösung kritischer Probleme Theil nehmen lässt, in sein Interesse zu ziehen, und so wird man es, wenn man anders lieber mitdenken, als sich blos vordenken lassen will, nie müde, ihm durch seine skeptischen Untersuchungen und Digressionen zu folgen“ [1]).

In demselben Jahre kamen auch öffentliche Zustimmungen von namhaften Gelehrten, die ja unter Umständen in den Augen des Publicums noch wirksamer und bedeutender sind als Recensionen. So von Böttiger, Ilgen und G. Hermann. — Eine beiläufige Aeusserung Wolfs in den Proleg. p. CIII hatte Böttiger schon 1795 zu seiner Abhandlung 'quid sit docere fabulam' (Opusc. p. 284 ff.) veranlasst. Er war der erste Alterthumsforscher, der sich mit Entschiedenheit auf Wolfs Seite stellte, und durch dessen Erläuterungen die aufs neue in Untersuchung gebrachte Frage, ob Homer in jener frühern Jugendperiode des Ionischen Griechenlands, wohin ihn das Alterthum zu versetzen pflegt, sich zur Aufbewahrung seiner Gesänge schon der Schreibkunst bedienen konnte, grösstentheils für beantwortet hielt. Es geschah dies ausser in der genannten Abhandlung (Opusc. p. 292) noch in einem sonst unbedeutenden Aufsatz in Wielands Teutschem Merkur 1796 St. 2. 3 S. 133—147. 310—328 [2]) „über die Erfindung des Nilpapyros und seine Verbreitung in Griechenland“, in welchem ein schon von Wood beiläufig geäusserter Gedanke, wonach das Papyros keine Aegyptische Erfindung, sondern eine Erfindung der unter Psammetich in Aegypten angesiedelten Griechen gewesen sein soll, ausführlich zu begründen versucht wird, ein Gedanke, der ohne den geringsten positiven Anhalt in irgend welchem Zeugniss rein in der Luft schwebt und an sich höchst unwahrscheinlich ist. Freilich hatte Böttiger, wie alle Gelehrte damaliger Zeit, von den Culturverhältnissen der Aegypter noch höchst unzureichende Vorstellungen. So hielt er es denn auch für ausgemacht, dass diese ihre Buchstabenschrift von den Phöniciern oder andern Semitischen Völkern entlehnt hätten,

1) An die obige Recension knüpft ein ganz werthloser und unklarer Aufsatz eines Ungenannten an in Wielands Neuem Teutschen Merkur 1796 S. 328 „Einige Zweifel über die in den Wolfischen Prolegomenis zum Homer aufgestellte Hypothese“.

2) Kl. Schriften arch. und antiq. Inhalts Bd. 3 S. 365 ff.

eine Annahme, von der gerade das Gegentheil richtig sein dürfte, denn dass die Phönizischen Lettern, auf denen unsre Alphabete fussen, der hieratischen Schrift der Aegypter entlehnt sind, ist neuerdings mehrfach behauptet worden.

Wichtiger war das Eintreten Ilgens für Wolfs Ansichten. Ilgen, damals Professor in Jena, veröffentlichte eine Goethe gewidmete Ausgabe der Homerischen Hymnen. In der Vorrede p. XXII erklärte er, er habe die Prolegomena Anfangs mit Misstrauen und Widerstreben zur Hand genommen, aber schon jetzt stimme er in der Hauptsache vollständig mit ihnen überein. Und in der That, der Einfluss der Prolegomena ist in dieser Vorrede auf Schritt und Tritt zu erkennen. Mit Unrecht, heisst es gleich zu Anfang, macht man den alten Griechen einen Vorwurf daraus, dass sie über die Lebensumstände ihres ältesten Dichters so wenig Zuverlässiges der Nachwelt überliefert haben, als habe es ihnen an Dankbarkeit oder der richtigen Erkenntniss seiner Grösse gefehlt. Daraus gehe blos hervor, dass sie das Werk des Dichters höher stellten, als seine Person. In der That konnten sie ihre Dankbarkeit gegen ihn auf keine bessere Weise an den Tag legen, als dass sie seine Gedichte auswendig lernten und durch das Gedächtniss auf die Nachwelt brachten. Der Umstand, dass wir die Homerischen Gedichte noch haben, nicht vermöge einer mittelmässigen Arbeit, wie sie das Abschreiben der Handschriften erfordert, sondern einer so grossen, wie sie das Gedächtniss beansprucht, bevor es so viele Tausend Verse in sich aufnehmen kann, beweist am besten, in wie grosser Achtung damals die Homerischen Gedichte gestanden haben. In jenen ältesten Zeiten sei zwischen den ältesten Dichtern eine so grosse Aehnlichkeit in Gedanken und in Worten gewesen, dass den Zuhörern der Gedanke einer dichterischen Individualität gar nicht aufgegangen sei. Jeder Dichter sei ihnen als ein unselbständiges Gefäss derselben göttlichen Begeisterung erschienen, jeder Aöde habe ihnen als Homeros, d. h. eben als Zusammenfüger, als Dichter gegolten. Nur so lasse es sich erklären, weshalb zwischen Homer und Pindar der Name kaum eines Dichters sicher überliefert wird (!), während es doch nicht wahrscheinlich sei, dass in jenem ganzen Zeitraum die heroische Muse verstummt sei,

oder dass die Natur, nach Hervorbringung des einen grossen Homer, sich von ihrer Anstrengung gleichsam erst habe erholen müssen. Da ferner die Dichter, nicht weniger als ihre Zuhörer, sich selbst für Werkzeuge derselben göttlichen Begeisterung hielten, so trugen sie auch eben deshalb keine Bedenken ein von einem andern begonnenes Werk wie ihr eignes in gleichem Geiste fortzusetzen. Daran, dass durch ein solches Verfahren die Einheit der Dichtung, ein Begriff, den sie wohl noch gar nicht hatten, oder die Einheit der dichterischen Individualität beschädigt würde, dachten sie dabei nicht; sie glaubten mit demselben Rechte das Werkzeug des Gottes werden zu können, mit welchem der es gewesen sei, der das Gedicht vor ihnen begonnen hatte, und Niemand fand ein Arges darin, auf diese Weise sich fremdes Gut zu Nutzen zu machen.

Am Schlusse dieser Vorrede (sie ist datirt vom 10. April) erwähnt Ilgen, dass er einige Conjecturen zu den Hymnen von seinem ehemaligen Schüler und jetzigen lieben Freund Hermann erhalten habe. Zu seinem Lobe fügt er hinzu: non prima nunc vice audietur a te, lector benevole, huius viri nomen: nam duo iam edidit insignis eruditionis specimina: de fundamento iuris puniendi, Lips. 1793, et de poeseos generibus, Lips. 1794. Atque, dum haec scribo, perfertur ad me liber eius de metris poetarum Graecorum et Romanorum, qui modo lucem vidit. A laude eius, etsi difficile est, abstineo, ne hoc, quod fieri solet interdum, agere videar, ut partem laudis ad me traham. Diese zuletzt genannte Schrift ist es bekanntlich gewesen, durch welche der damals 23jährige Leipziger Privatdocent den Grund zu seiner alsbaldigen Berühmtheit legte, so dass er schon nach wenigen Jahren unbestritten als der zweite Stern am Himmel der Deutschen Philologie betrachtet wurde. In diesem Buche aber schrieb er p. 92 von Wolf die schönen Worte: vir patriae, non saeculi more acer et strenuus, dum Homerum nobis eripuit, restituit, in denen er, wie I. Bekker sich ausdrückt, als der Wiederhersteller des Homer proclamirt wurde. Nicht minder anerkennende Aeusserungen über die Prolegomena finden sich in seiner 1801 erschienenen Schrift de emendanda ratione Grammaticae Graecae p. 38. 44. u. s. Noch wichtiger aber, um dies gleich hier zu erwähnen, war

seine 1806 erschienene Ausgabe der Hymnen, weil in ihr der erste Versuch gemacht wurde von der durch Wolf geschaffenen Grundlage aus, deren Richtigkeit als erwiesen angenommen wurde, in der Sache selbst, wenn auch blos andeutungsweise, einen Schritt weiter zu gehen.

Seitdem Wolf, sagt Hermann in der voraufgeschickten epistola ad Ilgenium p. VI sqq., uns den Homer nicht blos auf eine Art wiederhergestellt hat, kann man sich nunmehr auch einen klareren Begriff von der Kunst und dem Verfahren der Rhapsoden machen. Denn nothwendig muss ein aufmerksamer Leser Homers, der die Unähnlichkeit und Aehnlichkeit der Theile zu durchschauen gelernt hat, auch zugleich die Absicht und die Art und Weise begreifen, mit welcher die Verfasser dieser Gedichte verfahren sind. Durch das auswendiglernen und hersagen der Homerischen Gedichte hatten die Rhapsoden oder Homeriden eine grosse Vertrautheit mit der Dichtkunst sich erworben und machten von derselben bei ihren eigenen Arbeiten auf dreifache Weise Gebrauch. Sie ahmten den Homer entweder nach, oder sie erweiterten ihn und führten das von ihm gesagte mehr aus, oder sie interpolirten seine Gedichte. Die Nachahmung ging so weit, dass sie es für durchaus erlaubt hielten, ganze Verse und schöne Stellen aus Homers Gedichten zu wiederholen. Ein deutliches Beispiel der Nachahmung findet sich am Anfang des achten Buchs der Ilias, wo sich mehreres zusammengehäuft findet, was Homer oder ein andrer Dichter — Homerus enim de duobus is est, qui est antiquior — an anderen Stellen passender und bedeutungsvoller gesagt hatte. Ein Beispiel für die zweite Art der Erweiterung giebt der Götterkampf im 21. Buche der Ilias, der mit Recht von einigen getadelt ist. Er ist aber nichts weiter als die breit gezogene Erzählung dessen, was Homer in den herrlichen Versen angedeutet hatte, die wir XX, 56—74 finden. Die dritte Art anlangend, so hat man unter Interpolation nicht blos das Hinzufügen neuer Verse, sondern die durchgreifende Aenderung und Ueberarbeitung einer älteren Vorlage zu verstehen[1]). Diese Art der Interpolation ist sehr ausge-

1) *Interpolationem autem dico non modo quam nunc plerique intelligunt, quae est in adiectione novorum versuum, sed quam antiqui appellabant, cuius est omnino rem veterem nova specie induere.* p. VIII.

dehnt, aber nicht immer leicht zu erkennen. So ist die lange Rede des Nestor im elften Buche die Zuthat eines anderen Dichters. Sie enthält soviel auffallendes, nachlässiges, so viele ἅπαξ λεγόμενα, als kaum eine andre Stelle im Homer. Von diesen Interpolationen sind wieder andere zu unterscheiden, die auf Rechnung der Diaskeuasten kommen. Diese mussten vieles ändern, wegnehmen, hinzufügen, nicht blos um die verschiedenen Gedichte mit einander zu verbinden, etwaige Widersprüche zu beseitigen, sondern auch um mehrere Gedichte desselben Inhalts (also verschiedene Redactionen) mit einander zu verschmelzen. Hierher gehören namentlich zwei Stellen in der Ilias, zu lang und zu verwirrt, als dass sie hätten von einem Dichter verfasst werden können, der Kampf bei den Schiffen und die Patroklie. Beide Partien sind aus zwei oder mehreren Gedichten verschmolzen. In dem ersteren finden sich Verse, deren Verfasser offenbar von der von den Griechen erbauten Mauer nichts weiss, während der andere Dichter sie kennt. Ebenso finden wir in der Patroklie zwei verschiedene Erzählungen verbunden; nach der einen wird Patroklus vom Euphorbus, nach der anderen vom Hektor getödtet. An solchen Stellen muss sich der Kritiker damit begnügen, so weit als möglich die Spuren der einzelnen Theile aufzuweisen, niemals wird es ihm aber gelingen, die ursprüngliche Form derselben wiederherzustellen. Was von Homer, das gilt nun auch von den Hymnen, der Batrachomyomachie und der Theogonie Hesiods. Auch in diesen Gedichten finden sich störende Wiederholungen, Widersprüche und Stellen mit ganz verschiedenem Charakter der Darstellung. Durch gewaltsames Auswerfen von Versen lassen sich diese Uebelstände nicht beseitigen. Hier gilt es vielmehr, alles beizubehalten, das unächte für nicht minder ächt, als das ächte für unächt zu halten. Darauf wird dann von Hermann die Ansicht entwickelt, dass in der Theogonie und in den Hymnen für uns noch ein ganz besonders günstiger Umstand obwalte, um die Interpolationen von den ursprünglichen Werken des alten Dichters zu unterscheiden. Den ersten schriftlichen Aufzeichnern lagen nämlich verschiedene Recensionen und Bearbeitungen derselben Stücke vor. Das Gemeinsame derselben schrieben sie einmal hin, die übrigen Stücke aber

hintereinander, wobei freilich nicht vermieden werden konnte, dass einzelne Verse und Halbverse verloren gingen, und das Streben kleine Discrepanzen der Stücke zu tilgen, hier und da Aenderungen veranlasste. Diese verschiedenen Recensionen derselben Stücke nachzuweisen, ist nun aber Sache und Aufgabe des heutigen Kritikers. Im Proömium der Theogonie glaubte Hermann bekanntlich 7 verschiedene Recensionen nachweisen zu können, die er dann im weiteren angiebt, um zu seinem speciellen Gegenstand, der Kritik der Homerischen Hymnen, überzugehen.

Doch kehren wir zur Geschichte der Prolegomena zurück, so ist als nächstes Factum der Umstand zu melden, dass im folgenden Jahre (1797) eine zustimmende Recension derselben in Frankreich erschien, von Caillard in Millins Magaz. encycl. V. III St. 10 mit einer ziemlich genauen Angabe ihres Inhalts. Diese Recension veranlasste den ersten grösseren litterarischen Angriff auf Wolf durch St. Croix, den bekannten Französischen Archäologen. Er erschien auf Grund dieser Recension in demselben Journal, dann aber, nachdem sich der Verfasser das Original selbst verschafft und es gelesen hatte, in etwas erweiterter Gestalt als besonderes Buch unter dem Titel: Réfutation d'un paradoxe littéraire de Mr. Wolf sur les poésies d'Homère, Par. 1798, und wurde noch in demselben Jahre von einem Ungenannten ins Deutsche übersetzt [1]). Wenn demnach mehrfach behauptet

1) Leipz. 1798. In der Vorrede dieses Uebersetzers, der sich selbst als einen Dilettanten bezeichnet, findet sich eine naive Stelle, welche in recht anschaulicher Weise den eminenten Eindruck kundgiebt, welchen die Prolegomena auf die Zeitgenossen gemacht hatten: „Es muss in der That der Eifer gross sein, eine Reihe so scharfsinnig erregter Zweifel über einen Gegenstand, wo bestimmte Zeugnisse des Alterthums schweigen, oder sogar den Behauptungen des grossen Kritikers entgegenstehen, zu beantworten. Nur darf wohl dazu nicht, wie in der neuesten Philosophie, ein jeder seinen Kiel ansetzen. Es ist nicht genug, in den Classen nothdürftig Griechisch und Latein gelernt zu haben, um sich in eine Untersuchung der Art einzulassen, sowenig als der gemeine, übrigens wohl unterrichtete Christ über die Dogmen seiner Kirche, noch über ihre Geschichte, eine Stimme hat. Die Vielen müssen also fortfahren, ihren Homer zu lesen, wie der gemeine Christ seine Bibel zu seinem Frommen lesen, und in Schule und Kirche anhören muss, ohne sich weder um die Quellen der Genesis, noch um die Aechtheit der Offenbarung Johannis, noch überhaupt um die Integrität

worden ist, St. Croix habe die Prolegomena widerlegen wollen, ohne sie gelesen zu haben, so ist dies nicht ganz richtig.

Bekanntlich hat Wolf von St. Croix gesagt, er sei derjenige seiner Gegner gewesen, der es mit ihm am ehrlichsten gemeint habe. Gegen das geschlossene Gedankengebäude der Prolegomena, bei dem ein Stein künstlich an den andern gefügt ist, kommt natürlich das bescheidne Buch des gelehrten Franzosen nicht auf. Immerhin hat er das Verdienst einige Einwürfe gegen Wolf zuerst vorgebracht zu haben, die später nach Wolfs Tode, als sich die Homerische Frage schon in einem ganz anderen Stadium befand, von anderen, die das Buch ihres Vorgängers vielleicht nie gesehen hatten, in rechten methodischen Zusammenhang mit anderen Ergebnissen der Forschung gebracht, von Wichtigkeit und Bedeutung geworden sind. Auf die von Wolf allerdings blos angedeuteten, aber doch in ihrer ganzen Wichtigkeit geltend gemachten esoterischen Gründe, also auf die in den Gedichten vorhandenen Discrepanzen, lässt St. Croix sich gar nicht ein. Nachdem auch er bemerkt, dass das System des Hr. W. nicht ganz neu sei, plädirt er für das Alter der Schreibkunst in Griechenland, ohne welche er sich überhaupt keine civilisirten Völker denken kann, auch aus der Vollkommenheit der Homerischen Sprache. „Soviel Genie man auch dem Homer beilegen mag, so kann man ihn doch nicht als den Schöpfer seiner eignen Sprache betrachten. Aber gewiss ist es eben so unmöglich, dass sie zu dieser Vollkommenheit ohne den beständigen Gebrauch der Schrift gelangt sein sollte.“ Das ist freilich ein schwaches Argument. Etwas richtiges liegt in der Bemerkung auf S. 20: „den Ionischen Dialect ausgenommen, hatte Homer für keinen andern eine besondere Vorliebe: man sieht offenbar, er wollte sich eine allgemeine Sprache bilden, die den verschiedenen Völkern Griechischer Abkunft gleich verständlich und angenehm wäre“. Denn dass die Homerische

---

des ganzen Bibelwerks zu bekümmern. Nur der Wenigen Sache muss es bleiben, die Schicksale und Veränderungen so alter Werke, unabhängig von andern Rücksichten zu untersuchen. Das Studium des gelehrten Alterthums gilt zwar für keine Facultäts-Wissenschaft, aber es scheint dies immer mehr wirklich zu werden, und seiner Natur nach war es dasselbe schon längst“.

Sprache niemals gesprochen ist, sondern völlig den Charakter einer absichtlich gestalteten Kunstsprache, um nicht zu sagen Schriftsprache hat, ist nicht zu leugnen[1]). Noch wichtiger heisst es bald darauf: „Homer hatte sehr bald zu getreuen Nachahmern einen Archilochus und Stesichorus, und wurde überhaupt ein Muster, von dem es nicht erlaubt war, sich zu entfernen“. Die Anlehnung an die Homerische Sprache und zwar an einzelne Wendungen und Wortverbindungen derselben bei Archilochus, den Iambographen und ältesten Lyrikern ist unverkennbar, wenn auch bis jetzt noch viel zu wenig beachtet. Eine solche Anlehnung lässt sich aber bei Dichtern, die ihre Gedichte selbst schrieben und bei denen wir nicht die mindeste persönliche Beziehung zu angeblichen Rhapsodenschulen nachweisen können, unmöglich aus dem blos gelegentlichen Anhören rhapsodischer Vorträge, sondern nur aus der Kenntniss und dem Studium eines geschriebenen Exemplars erklären. Unbestreitbar richtig ist die Bemerkung auf S. 39: „Hr. W. scheint zu glauben, dass diese ältere Art zu schreiben der Fortpflanzung von Büchern ein grosses Hinderniss in den Weg legen müssen; und er ist der Meinung, dass die sogenannte Bustrophedon-Schrift nicht anders als sehr unbequem sein konnte. Allein die Gewohnheit machte sie ohne Zweifel eben so leicht, als so viele andere bei den Chinesen, Indern und übrigen Asiatischen Völkern üblichen Schreibungsarten, wie man unter anderen daselbst die Methode der parallelen Columnen (κιονηδόν) findet, deren die alten Griechen sich eben so oft als jener Bustrophedon-Schrift bedienten“. Ferner hat St. Croix sehr richtig erkannt, dass das späte Eintreten der Prosa bei den Griechen sicherlich noch durch ganz andere Gründe bedingt war, als durch die späte Bekanntschaft mit der Schreibkunst und die Einführung eines bequemen Schreibmaterials. S. 43: „Der Gebrauch der prosaischen Schreibart fand nur erst spät in Griechenland Eingang, weil die Bewohner dieses Landes, mit einer glücklichen Organisation ausgestattet, vielleicht mehr als andere Völker für die sanften und lebhaften Ausdrücke des Rhythmus und der Harmonie empfänglich waren“. S. 47: „Nach allem diesen schliesse ich, dass der langsame Gebrauch, den die Griechen von der

1) S. Bergk Griech. Litteraturgesch. I S. 462.

Prosa machten, nicht in den grösseren oder geringeren Schwierigkeiten, die ihnen die Buchstabenschrift in den Weg legte, sondern von ihrem herrschenden Geschmack für die poetische Harmonie herrührte; ein Geschmack, den die besten Prosaisten in ihren Schriften immer mit grosser Sorgfalt zu befriedigen suchten". Auf das Vorhandensein der cyklischen Gedichte schon in alter Zeit, die sich unmöglich hätten erhalten können, wenn sie der blosen mündlichen Ueberlieferung wären anvertraut gewesen, wird von St. Croix mit Recht hingewiesen, so verkehrt auch das Einzelne ist, was er über diese Gedichte zu sagen weiss. Ferner wird nach Dion. Halic. de Thucyd. iud. c. 5 das Vorhandensein uralter schriftlicher Tempel- und Stadtchroniken hervorgehoben, deren sich die ältesten Logographen seit dem Anfange des sechsten Jahrhunderts zu ihren eignen Arbeiten bedienten. Sicherlich beachtenswerth ist die Bemerkung auf S. 56: „wenn es nicht alte und allgemeine Meinung gewesen wäre, dass Homer geschrieben, so hätten die Einwohner von Chios ihn auf ihren Münzen nicht mit einem Buche in der Hand, und darauf gerichteten Augen, darstellen können". Gegen den vermeintlichen Wolfschen Beweis, dass Homer seine Gedichte für Zuhörer und nicht für Leser verfertigt habe, wird S. 57 bemerkt: „Freilich würden seine Gedichte viel dabei verloren haben, wenn sie blos wären gelesen worden; dies ist der Fall noch heutiges Tages; allein daraus lässt sich nicht darthun, dass er bei ihrer Verfertigung keinen andern Zweck vor Augen gehabt habe". Zum Schlusse wird die ästhetische Seite der Frage und die unleugbare Einheit der Handlung, der Anlage und der Charaktere betont, wobei sich denn freilich St. Croix nebenbei auf ziemlich zweifelhafte Autoritäten beruft. Immerhin ist es beachtenswerth, wenn er auf S. 67 schreibt: „Sollte es denn wohl möglich sein, dass die Charaktere der Helden in der Iliade, die mit so viel Kunst abgestuft, und so vollkommen nüancirt, vom Anfange des Gedichts bis zum Ende so wohl gehalten sind, von mehreren Händen entworfen wären? Der menschliche Geist liefert kein ähnliches Phänomen. Ueberdem heisst es die Eigenliebe von Dichtern wenig kennen, wenn man ihnen eine solche Apathie, oder eine solche Grossmuth zuschreiben wollte, dass sie ihre eignen Werke einem

andern auf Rechnung gesetzt und diesem ihren ganzen Ruhm aufgeopfert hätten: man würde annehmen müssen, dass sie von demselben Genius begeistert worden wären". In einer besonderen Beilage endlich wird zum Schluss darauf hingewiesen, dass mehrere der auf uns gekommenen Inschriften sicherlich beträchtlich über den Anfang der Olympiadenrechnung zurückgehen, und auch hierbei findet sich eine gute Bemerkung in folgenden Worten enthalten: „Wenngleich eine Inschrift nachgemacht und erneuert ist, so wird sie dem ungeachtet dadurch nicht sogleich apokryphisch. Man hatte im Alterthum die Gewohnheit, solche Inscriptionen, die fast verloschen, oder durch die Zeit verderbt waren, wieder neu einzugraben, indem man blos die Schriftzüge, die ausser Gebrauch gekommen waren, änderte".

Dass St. Croix' Widerlegung in Deutschland einen besonderen Eindruck gemacht hätte, ist mir nicht bekannt. Wolf hatte einmal die skeptische Richtung seiner Zeitgenossen für sich, wie nicht minder deren verkehrte, ja überspannte Ansichten von der poetischen Kraft einfacher, aber genialer Naturvölker — Ansichten, in denen man unschwer die Nachwirkungen Rousseaus erkennt. Da konnten einzelne Einwürfe, die viele wichtige Punkte ganz unerörtert liessen, auch wenn sie an und für sich ganz richtig waren, nicht durchdringen. So hatte denn auch die Schrift des Freiburger Theologen L. Hug, „die Erfindung der Buchstabenschrift, ihr Zustand und frühster Gebrauch im Alterthum. Mit Hinsicht auf die neuesten Untersuchungen über den Homer, Ulm 1801", welche in vielen Stücken der St. Croixschen Arbeit überlegen ist, schon darum, weil sie ihren Angriff auf einen Hauptpunkt concentrirt, im Ganzen keinen bessern Erfolg. Die Annahme, dass Homer seine Gedichte nicht selbst geschrieben habe, setzte sich immer mehr fest, mit ihr auch die darauf gebauten Wolfschen Consequenzen.

Hug schliesst zunächst aus drei Umständen, aus der gleichen Benennung der Schriftzeichen, aus der gleichen Anordnung in ihrer Abfolge und der Aehnlichkeit der Gestalt, dass das Phönicische und Griechische Alphabet, bevor die Hellenen eigne Zeichen dazuthaten, vollkommen eins gewesen sind, und schliesst daraus weiter, dass die Griechen die Buchstaben, auf was immer für eine Weise, von den

Phöniciern erhalten haben. Dieses alte Alphabet, glaubt er, sei von Phöniciern in Aegypten erfunden, oder nach Aegyptischem Vorgange nachgebildet, und gebe kurze Linearumrisse für ursprünglich vollständigere Zeichnungen von Dingen, die mit dem betreffenden Laute anfingen. Ueber das Material, dessen sich die Phönicier in alter Zeit zum Schreiben bedient, gebe das Wort Sepher für Buch Aufschluss, welches auf ein Wurzelwort mit der Bedeutung schaben oder scheeren zurückgehe und Nebenbildungen habe in der Bedeutung Haut, Decke von Fellen, und Scheeren. Man schrieb also bei ihnen auf ein geschabtes Stück Haut. Auch die Ionier nannten ja nach Herodot von alten Zeiten her die Bücher nur Felle, weil man, als die Byblos noch seltener war, auf Häute der Schafe und Ziegen, also auf eine Art Pergament schrieb. Die Byblospflanze selbst war indessen sehr früh unter den Griechen bekannt und wurde schon in den Zeiten des Trojanischen Kriegs, wenigstens nach Homers Schilderung zu verschiedenen Zwecken verwandt. Odysseus hatte in seinen Schiffen schon βύβλινα ὅπλα, die wohl schwerlich durch den Aegyptischen Handel in seinen Besitz gekommen waren. „Das Wort, mit welchem sie nachher ein Buch bezeichneten, war also mehrere Jahrhunderte vor Amasis in der Sprache, durch welchen die Griechen die Nilotische Byblos zuerst in besserer Zubereitung und Menge bekommen haben sollen. Wenn die Pflanze früher gekannt, benutzt und bearbeitet wurde, von welcher ein Buch seinen Namen hat, so ist es wenigstens eine starke Zumuthung, wenn wir uns überreden sollen, das Buch habe nur von der Nilotischen, die lange nachher in Umlauf kam, seinen Namen erhalten können.“

Von S. 42 ab wendet sich Hug im besondern den Verhältnissen des Griechischen Alterthums zu, und geht hier aus vom Zeitalter des Solon. Aus ihm liegen uns mehrere Data vor, welche beim ersten Anblick den damaligen Zustand der Schreibkunst allerdings als einen sehr niedrigen erscheinen lassen. Allein man müsse sich hüten, diese Daten falsch aufzufassen und ihnen grössere Beweiskraft beizulegen, als sie in der That haben. Die Axones und Kyrbeis, auf denen Solon der Ueberlieferung zufolge, seine Gesetze dem Volke ausstellte, waren sehr schwerfällig. Daraus lasse

sich aber nicht schliessen, dass man im Privatgebrauch nicht schon längst einer bequemeren Schreibweise sich bedient habe[1]). Die Hermen des Hipparch waren auf die Bildung und Belehrung des Landvolkes berechnet. Das hatte doch nur Sinn, wenn auch unter den Bauern in Attika es einige gab, denen die Buchstabenschrift nicht ungeläufig war. „Sie dürfte aber in einem Staate wohl lange vorhanden gewesen sein, bis sie sich auf das Land zerstreute, unter Pflanzern und Ackersleuten Aufnahme fand, oder nur Aufmerksamkeit erwarb, von den Vorkehrungen zum Unterrichte nichts zu reden, die dazu nothwendig waren.“ In den Tagen des Solon beginnt bei den Griechen allerdings erst die Prosa. Dies erklärt sich aber nicht daraus, dass man vorher nicht schreiben konnte, oder erst damals ein bequemeres Schreibmaterial erhielt, sondern dass bisher alle Wissenschaften in den Händen der Dichter lagen, dem ausgesprochnen und ganz einzigen Schönheitsgefühl der Griechen völlig entsprechend. So schloss sich denn auch die damals entstehende Prosa dem Geist der Dichtkunst auf das engste an. Sicherlich hatte man vor Einführung der Prosa keine wissenschaftlichen Werke, überhaupt keine strenge Wissenschaft, daraus folgt aber nicht im mindesten, dass überhaupt keine Wissenschaft existirte, und überhaupt nichts von Büchern und schriftlichen Aufzeichnungen vorhanden war. „Es ist auch nicht nöthig, um das Alterthum im Besitz eines Buches zu denken, dass man diesem Gedanken auch den Zusatz beifüge, es müssen wohl alle Sterblichen geschrieben haben. Wahrscheinlich war diese Kunst das Antheil von Wenigen, und die Anzahl derer, die sie übten, war vielleicht nicht

1) Ross in Jahns Jahrb. 1854 S. 533: „Wenn die Gesetze des Solon auf den hölzernen ἄξονες und κύρβεις noch βουστροφηδόν geschrieben waren, so war dies nicht mehr die allgemeine Schreibweise der Zeit (wie hätte auch Solon seine Elegien βουστροφηδόν schreiben sollen?), sondern es war nur ein Ausfluss des Eigensinns, oder, wenn man lieber will, der Verehrung für das herkömmliche, überlieferte und altväterische, womit die Athener in ihren amtlichen Schriften und öffentlichen Urkunden an dem alten Attischen Alphabete festhielten, lange nachdem Ionische und Dorische Nachbarn ein vollkommneres Alphabet, eine bequemere Rechtschreibung und durchgehends linksläufige Schrift angenommen hatten. Nur langsam und widerstrebend gaben die Athener ihre veraltete Schreibweise auf u. s. w.“

grösser, als heut zu Tage die der Zeichnungsverständigen, oder derjenigen, welche malen; aber diese genügten, um manches Buch zu Stande zu bringen.“ Aus der Zeit vom Beginn der Olympiaden an waren übrigens so viele Gedichte zum Theil von grösserem Umfange bis auf die Zeiten des Solon und Pisistratus herabgekommen, dass die Annahme, alles dieses sei lediglich durch das Gedächtniss einige Jahrhunderte hindurch fortgepflanzt, zur reinen Absurdität wird. Wenn aber Aeschylus in den Sieben gegen Theben, also bei Schilderung einer Begebenheit, die hinter dem Trojanischen Krieg zurückliegt, die Schilde der Heerführer mit geschriebenen Devisen geschmückt sein lässt, er, der im Zeitalter der Pisistratiden geboren war, so konnte er dies unmöglich thun, wenn erst in jener Zeit die Schrift im Europäischen Griechenland eingeführt war.

Darauf geht Hug auf das Zeitalter des Lykurg zurück. Wenn Lykurg seine Gesetze nicht geschrieben hat, so folgt daraus so wenig etwas für das Nichtbekanntsein der Schrift zu seiner Zeit in Sparta, als sich etwa aus dem Gebrauch des eisernen Geldes bis auf Lykurg folgern lässt, dass Niemand in Sparta die edleren Metalle gekannt habe. Pausanias berichtet von einer Menge Spartanischer Inschriften, die weit über das Zeitalter der Perserkriege zurückreichen. Ja, wir haben selbst noch Denksteine, die nahe an Lykurg hinaufzugehen scheinen, wenn anders die Entdeckungen Fourmonts Glauben verdienen, was allerdings Hugs Ansicht ist. Er sucht daher den Beweis zu führen, dass Fourmont, wie die ganze Beschaffenheit der von ihm edirten Steine zeige, kein absichtlicher Falsarius war, dass er dagegen mehrfach in jüngerer Zeit, daher auch in jüngerer Orthographie angefertigte Copien älterer Vorlagen für diese selbst nahm. Hierbei macht er noch auf den Umstand aufmerksam, dass Polybius IV, 33 auf das Zeugniss des Kallisthenes gestützt die Inschrift anführt, durch welche im zweiten Messenischen Kriege die unglücklichen Besiegten ihre Dankbarkeit gegen die Arkader zur ewigen Erinnerung auf Marmor aufgezeichnet hatten. Hat es aber mit den Fourmontschen Inschriften seine Richtigkeit, steht es wenigstens fest, dass man in der Zeit der Messenischen Kriege im Peloponnes die Schreibkunst kannte, dann ist auch in der

That kein Grund vorhanden, die Ueberlieferung zu verwerfen, wonach Lykurg von seinen Reisen nach Asien die Gedichte Homers, die er bei den Nachkommen des Kreophylus kennen gelernt hatte, nach Sparta brachte. Diese Ueberlieferung geht auf den gelehrten und angesehenen Heraklides Ponticus in den Fragmenten seiner Politeia zurück. Dass Lykurg von den Homerischen Gedichten Abschrift genommen, berichtet erst Plutarch, aber doch sicherlich auch aus alter Quelle, nicht blos weil er es sich so dachte, und in der That, meint Hug, ist dies wahrscheinlicher, als dass er sie selbst auswendig gelernt, oder Rhapsoden, welche sie auswendig konnten, mit nach Sparta gebracht habe, von deren Ankunft in Sparta in jener Zeit wir doch nicht die mindeste historische Spur haben.

Von S. 85 ab wendet sich Hug zur Betrachtung der Homerischen Gedichte selbst. Er entwickelt die durchgehende planmässige Einheit der Handlung der Ilias, die Bezugnahme der Theile auf einander, die jede Möglichkeit einer späteren Zusammensetzung aus ursprünglich selbständigen nicht in Bezug auf einander gedichteten Gesängen ausschliesse (dabei werden einige treffende Bemerkungen über die Zugehörigkeit der Dolonie zum Ganzen gemacht) und erklärt sich für völlig ausser Stande zu begreifen, wie ein so vollendetes, bis in das kleinste Detail durchgearbeitetes Kunstwerk ohne Hülfe der Schrift von einem Manne habe concipirt und durchgeführt werden können, und wie es blos mündlich habe erhalten werden können. Besonders schlagend aber tritt ihm diese Unmöglichkeit bei dem Schiffskatalog entgegen. Und so vermuthet Hug, dass die Homerischen Gedichte wohl in der Hauptsache von Anfang an schriftlich aufgezeichnet gewesen und wie mündlich, so auch schriftlich, wenngleich nur stückweise weiter verbreitet seien, bis sie durch des Pisistratus wesentlich kritische Thätigkeit in die beiden noch jetzt vorhandenen, ihrer ursprünglichen Form und Anlage entsprechenden Corpora zurückgebracht und Jedermann zugänglich gemacht wurden. Für Homer aber war gerade die Schreibkunst das Mittel, etwas grösseres als alle Menschen vor ihm zu Stande zu bringen. Daher sein Ruhm von Anfang an. Mit ihm beginnt das Zeitalter der Epopöen und bald erhielt Griechenland eine Menge Ge-

dichte, die von nicht geringerem Umfange und in einem ähnlichen Plane verfasst waren. Dieses Zeitalter aber ist ohne Schreibkunst gar nicht zu denken.

So weit etwa verdienen Hugs Ausführungen Beachtung. Denn wenn er im weiteren die Ueberlieferung von Palamedes in Schutz nimmt und mit einer bedenklichen Interpretation des bekannten im Stobäus enthaltenen Euripidesfragmentes die Behauptung aufstellt, dieser Mann habe zu den Consonantzeichen der alten Phönizischen Schrift Vocalzeichen dazugethan, oder vielmehr die für den Griechischen Mund unbrauchbaren gutturalen Consonantzeichen des Phönizischen Alphabets zuerst als Vocalzeichen verwandt, und wenn er dann von Cadmus und dessen muthmasslicher Einwanderung aus Aegypten spricht, so kann man ihm auf dieses Gebiet pragmatischer Mythenbetrachtung, bei welcher die ganze Untersuchung allen festen Boden unter ihren Füssen verliert, nicht folgen. Unstreitig aber hat Hug das Verdienst, und zwar unabhängig von St. Croix, dessen Schriftchen ihm erst in die Hände kam, als seine Abhandlung bereits im Druck so gut wie vollendet war, gewichtige Gründe aufgestellt zu haben, aus denen hervorging, dass Wolf die Verwendung der Schreibkunst zu litterarischen Zwecken unter den Griechen viel zu spät angesetzt hatte, während sie in der That nachweislich bis zu den Anfängen der Olympiadenrechnung zurückgeht, ein Umstand, der allerdings erst viel später durch Nitzsch und Welcker gebürend zur Geltung gebracht, gegenwärtig überhaupt gar nicht mehr zu bestreiten ist. Fürs erste aber blieb Hug mit seinen Einwänden so gut wie unbeachtet.

Sechstes Capitel.

Wenn es überhaupt noch eines äusseren Umstandes zu den im bisherigen geltend gemachten Gründen bedürfte, um uns zu erklären, wodurch Wolfs Ansichten über die Entstehung der Homerischen Gedichte zu den herrschenden, und Decennien hindurch bis nach seinem Tode ausschliesslich gültigen wurden, so wäre ein solcher im Erscheinen der Heynischen Ilias gegeben, einerseits in der Art, wie Heyne

selbst hier auf Wolfs Seite trat, andrerseits in der Art, wie seine Leistung von Wolf und dessen Freunden auf das schonungsloseste angegriffen wurde. Daran konnte sich jeder, der über die Homerische Frage mitreden wollte, ohne unbedingt zu Wolfs Fahne zu schwören, ein warnendes Beispiel nehmen, welch böses Schicksal von Seiten der Kritik ihm selbst beschieden war. Haben wir schon im bisherigen Verlauf unsrer Darstellung zu zeigen Gelegenheit gehabt, dass auch persönliche Motive, Anmassung, Rechthaberei und verletzte Eitelkeit bei der Geschichte der Prolegomena mit im Spiele gewesen sind, so dürfen wir uns nicht wundern, zu guterletzt auch noch mit dem Terrorismus litterarischer Kameraderie Bekanntschaft zu machen.

Im J. 1802 liess Heyne endlich seine seit fast einem Menschenalter angekündigte und erwartete [1]) Ausgabe nicht des ganzen Homer, aber doch der Ilias, in 8 respectabeln Octavbänden erscheinen. Für seinen Ruhm kam diese Ausgabe mindestens um ein Decennium zu spät. Zehn Jahre früher würde man den unverkennbaren Fleiss Heynes willig anerkannt, das mancherlei gute und nützliche, was er in seiner Ausgabe bot, mit überschwenglichen Lobeserhebungen gefeiert und als geniale Leistung eines geistreichen Mannes gepriesen haben. Für ein Publicum dagegen, welches durch Wolfs Prolegomena, setzen wir dazu durch seine Ausgabe der Leptinea, mit einemmale gelernt hatte, an eine philologische Leistung ganz andere Anforderungen zu stellen, als die ältere Generation sich je hatte einfallen lassen, welches seit kurzem durch Gottfried Hermann an philosophische Schärfe und Klarheit in Behandlung grammatischer Dinge gewöhnt war [2]), konnte die Heynische Arbeit nicht mehr genügen, ja es war nicht einmal mehr in der Lage, ihr gerecht zu werden. Dennoch hatte Heyne, was er überhaupt leisten konnte, auch in dieser Ausgabe geleistet. Die Aufgabe selbst, die er sich gestellt hatte, war eine höchst grossartige, und er hat, wie sein Biograph mit Recht sagt, ihrer Lösung einen bedeutenden Theil seines Lebens, seiner Kräfte und

---

1) S. oben die Anmerkung zu S. 43.

2) 1801 de emendanda rat. Gr. Gr. 1802 die Anmerkungen und Excurse zu Viger.

seiner Studien gewidmet. Heyne wollte den Dichter erklären mit Benutzung alles dessen, was über Homer Aufklärung geben konnte, und mit Berücksichtigung aller Gesichtspunkte, die für die Erklärung des Autors überhaupt in Betracht kommen konnten. So findet man denn in seiner Ausgabe mit ihren Anmerkungen, Observationen und Excursen (im Ganzen 53!) von allem etwas: Kritik, Erklärung, reale wie ästhetische, Mythologie, Antiquitäten, Grammatik, alles ist von ihm gleichmässig berücksichtigt. Von allem und für alles findet man nicht blos etwas, sondern viel und vielerlei, darunter viel neues, anregendes und selbständiges. Wer freilich an einen Interpreten die Anforderung stellt, an jeder Stelle seines Commentars die Resultate, oder wenigstens Theile eigner monographischer Forschung zu geben, der kann natürlich auch Heynes Arbeit gegenüber nicht blos behaupten, sondern auch mit Leichtigkeit nachweisen, dass von allem, was durch ihn behandelt ist, nichts erschöpfend und erledigend, ja eigentlich nichts wahrhaft gründlich und eingehend behandelt ist. Aber ein solcher stellt Anforderungen an einen Interpreten, die in der That unerfüllbar sind. Er thäte besser die Arbeit des Commentirens überhaupt als ihrer Natur nach oberflächlich und compilatorisch von vornherein zu verwerfen. Ebenso muss derjenige mit Heyne unzufrieden sein, der in einem Commentar überwiegend, oder sagen wir geradezu ausschliesslich, die formale oder reale Seite der Interpretation vertreten wünscht. Aber auch er legt an die Beurtheilung der Arbeit einen falschen Massstab und sein Urtheil muss nothwendig einseitig und ungerecht, wenigstens unbillig ausfallen. Heyne hat sich in seiner Zeit, bei dem ganz unvollkommenen Zustande Homerischer Specialforschungen eine Aufgabe gestellt, an deren Lösung sich seitdem keiner wieder gewagt hat, trotzdem dem Interpreten gegenwärtig eine wahrhaft erdrückende Fülle von Specialuntersuchungen zu Gebote steht, und er hat sie in höchst anerkennenswerther Weise gelöst. Allerdings ist zuzugeben, dass er auch innerhalb der Schranken der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, vielfach gründlicher, umsichtiger und klarer hätte arbeiten können. Es ist ferner zuzugeben, dass sein Commentar fast durchgehend in einem zum Theil auffallend saloppen Latein

geschrieben ist. Aber doch wird noch heutzutage Niemand seine Ausgabe in die Hand nehmen, ohne in ihr manches interessante und brauchbare und noch keineswegs nach Gebühr beachtete zu finden. Denn bei allen seinen Schwächen war Heyne ein geschmackvoller und gelehrter Mann, für die realen Fächer der Philologie mit guter Divinationsgabe und einem recht gesunden Blick, wenn man will, Instinct begabt.

Aber wohl selten hat es die journalistische Kritik so schonungslos einen berühmten Mann fühlen lassen, dass er eigentlich seinen Ruhm überlebt habe, als gerade ihn. Dass es unwürdig, ja eigentlich schändlich sei, einen hochverdienten 73jährigen Greis bei einer so umfangreichen und doch von Jahre langem Fleiss unwidersprechlich zeugenden Arbeit von der vornehmen Höhe der Wissenschaft herab, die man doch in der That erst ihm verdankte, wie einen stümperhaften Schulknaben und jämmerlichen Anfänger herunterzuputzen, scheint man dabei vollständig übersehen zu haben. Misbilligende Stimmen des Publicums blieben nicht aus, aber es waren die der Freunde und Anhänger Heynes und sie drangen nicht durch, auch konnten sie geschehenes nicht wieder ungeschehen machen.

Voss, Heynes erbitterter Feind, in Verbindung mit Wolf, der es Heyne nicht vergessen konnte, dass er ihn als Student etwas vornehm abgetrumpft hatte, und Eichstädt, dem es angenehm war, wenn eine Grösse der rivalisirenden Nachbar-Universität gestürzt wurde, schrieben in der Jenaer Litteraturzeitung eine vernichtende Recension der Heynischen Ausgabe, die es geradezu darauf ablegte, der Heynischen Philologie in den Augen der Zeitgenossen mit kritischen Keulenschlägen den Todesstoss zu versetzen[1]). Allerdings steht diese Recension in ihrer Art geradezu einzig da. Sie geht durch 16 Nummern der Zeitung und umfasst 122 Quartspalten! Nachdem die Arbeit gleich von vornherein als blose Compilation bezeichnet ist, wird in drei ausführlichen Abtheilungen über Kritik, Worterklärung und Sachkenntniss des Herausgebers zu Gericht gesessen, und

1) Ueber den Antheil dieser drei Männer im Einzelnen s. Voss Antisymbolik II S. 100 ff.

an Heyne, was man so sagt, kein guter Faden gelassen. „Es erregt herbe Empfindungen," so schliesst die Recension, „dass ein Mann von sehr glücklichen Anlagen, die schon vor 40 Jahren einen Ruhnkenius aufmerksam machten, von weit umfassender Belesenheit, von nicht gemeiner Weltkenntniss, von kluger Beurtheilung der Zeitbedürfnisse, dem stillen Anbau der veredelnden Musenkünste, wozu sein Lehramt ihn weihte, eine geräuschvolle Wirksamkeit durch Deutschland und durch Europa vorzog; — dass er eine berichtigende und erklärende Ausgabe Homers, die wahrlich Lust und Liebe zum Ding, unverdrossene Forschbegierde, wachen Blick, lauteren Wahrheitssinn und behagliche Ruhe von aussen und von innen verlangt, mitten im Getümmel vielseitiger Geschäfte, zerstreut und unmuthig, durch Bemerkungen des erhaschten Augenblicks, durch flüchtige Auszüge aus den Schätzen der Bibliothek, und durch Umgehung dessen, was nicht also sich bemerken und ausziehen liess, fertigen zu können sich zutraute" — und zum Schluss wird vor unvorsichtigem Gebrauch des mit Pomp erschienenen Buches wie vor einer Ilias κακῶν gewarnt.

Welches Aufsehen damals diese Recension in ganz Deutschland machte, lässt sich denken. Voss schildert es in der Antisymbolik II S. 103 in drolliger Weise und mit sichtlichem Behagen: „In allen Gegenden war das Gespräch die Recension! die lange Recension! Wer hätte das gedacht von dem Allgepriesenen! dem Lehrmeister Deutschlands und Europas! Bei Kundigen und Gerechten war Wohlgefallen an Fleiss, an würdigem Ton, an Wahrhaftigkeit, bei andern stiller Verdruss, dumpfes Murren, verbissnes Geseufz über Groll und Bosheit; bei einigen auch unlösliche Schadenfreude. Ein Professor aus Göttingen erzählte lächelnd, ein Schalk habe dem armen Heyne die Recension an die Hausthüre genagelt, und der grosse Mann habe geweint"[1]).

---

1) Am würdigsten nahmen sich die Goth. gel. Zeitungen 1803 St. 44 S. 375 des arg verunglimpften Heyne an. Sie hatten schon in St. 2 S. 9 ff. eine anerkennende Recension der Ilias gebracht. In einer späteren Numer desselben Jahrgangs versuchten sie mit den Waffen der Ironie gegen die Jenenser zu Felde zu ziehen. Eine Correspondenz auf S. 568 bringt die Nachricht, dass Heyne selbst Verfasser der Recension sei, welche in der Jenaer A. L.-Z. so viel Aufsehen gemacht.

Der positive wissenschaftliche Gehalt dieser Recension, denn Berichtigungen Heynischer Irrthümer sind doch noch nicht als Bereicherung der Wissenschaft anzusehen, steht übrigens zu ihrer Ausführlichkeit in keinem Verhältniss. Das werthvollste an ihr sind entschieden Vossens antisymbolische Bemerkungen und der Nachweis der bodenlosen Halbheiten, Widersprüche und Unklarheiten, in welche sich Heyne mit seiner Neigung zur allegorischen Erklärung und seiner Annahme verborgner Philosopheme bei der Interpretation des Dichters verwickelt. Werthvoller im Grunde war daher die Recension im Juliheft der Leipziger Litteraturzeitung desselben Jahres St. 1—4, als deren Verfasser Gottfried Hermann gilt. Ihr ganzer Ton ist ein viel würdigerer und massvollerer. Zwar wird es auch hier offen ausgesprochen, dass Heyne den Anforderungen, die man zur Zeit an eine wissenschaftliche Bearbeitung der Ilias stellen müsse, nicht genügt habe, aber es wird dieser Umstand mit der Schwierigkeit der Aufgabe, dem hohen Alter und den mannichfachen Geschäften des Herausgebers entschuldigt, die Arbeit selbst als ein ausgezeichneter Beweis von Heynes rastloser Thätigkeit anerkannt und als verdienstlich bezeichnet. Das wichtigste, wodurch sich die Heynische Ausgabe vor anderen auszeichne, sei unstreitig die Einführung des Digamma. Aber feste Grundsätze, nach denen Heyne bei seiner Aufnahme verfahren, überhaupt gründliche Untersuchungen über die Natur und den Gebrauch dieses Buchstabens bei Homer liessen sich nicht nachweisen. Und gerade diesem Mangel sucht nun der Recensent durch zusammenhängende, sehr ins Einzelne gehende eigne Aufstellungen

---

Die meiste Sensation habe diese Nachricht von der Selbst-Recension bei Heynes gelehrten Freunden in England hervorgebracht. „Sie, welche auch die Gegner des grossen Mannes wohl kennen, versäumen nicht, sowohl in ihren literarischen Clubbs, als in Briefen an auswärtige Bekannte den political and cunning trick of the very learned Dr. Heyne zu bewundern.“ Gut gemeint, aber schwach. Wie mag wohl Voss sich ins Fäustchen gelacht haben, als er dies zu lesen bekommen hat. Weiteres über die Angriffe auf Heyne findet man nach Heeren in der Bibl. für red. Künste Bd. 4. 5. Ich habe sie nicht zu Gesicht bekommen. Leider auch nicht die Recension der Heynischen Ilias von Schweighaeuser in Archives littér. de l'Europe. Par. 1804. T. II p. 89 ff. sowie eine andere in Edinburgh review II, 308 ss.

abzuhelfen. Diese Aufstellungen waren für jene Zeiten unstreitig sehr werthvoll[1]), gegenwärtig freilich, wo wir uns an der Hand der Sprachvergleichung über diesen Buchstaben weit besser belehren können, haben sie ihre Bedeutung verloren. Für Heyne aber musste die Anerkennung seiner Bemühungen um Wiedereinführung des Digamma um so werthvoller sein, als die Jenenser Kritiker nur mit achselzuckendem Hohn darauf hingewiesen hatten. Was würden diese Herren wohl zum Bekkerschen Homer von 1858 gesagt haben! Dass auch der Leipziger Recensent eine artige Reihe von Fehlern, Versehen, Flüchtigkeiten und Widersprüchen der Heynischen Arbeit nachgewiesen hat, versteht sich von selbst. Das spashafteste darunter ist jedenfalls seine Entdeckung, dass Heyne am Ende seiner Note zu N 21 mit den Worten '*vide notam ad v.* 21' diese Note selbst citirt. Fürwahr ein ganz eigner und in seiner Art einziger Fall! Nur Schade, dass hier der Recensent im Irrthum ist. Denn Heynes Observationen sind von den Noten verschieden, und so konnte er ganz gut bei seinen im sechsten Bande befindlichen Observationen zu einer Stelle auf seine im zweiten Bande seiner Ausgabe befindlichen Noten zu derselben Stelle zurückverweisen[2]).

Wolfs grenzenlose Erbitterung gegen Heyne, die man sich fast versucht fühlt als boshafte Rachsucht zu bezeichnen, war übrigens weder durch die Strafbriefe, so nannte man sein Pamphlet im Kreise seiner Freunde, noch durch die Jenaer Recension, an der er mitgeholfen hatte, befriedigt. Statt sich an der steigenden Anerkennung, welche seinen eignen Ansichten mehr und mehr zu Theil wurde, genügen zu lassen, war er kleinlich genug, noch einige Jahre später einen seiner Schüler, I. Bekker, auf Heyne loszuhetzen. Denn dass dieser seine Recension der 1804 in zwei Bänden erschienenen kleineren Heynischen Ausgabe der Ilias vom J. 1806 geradezu in Wolfs Auftrage geschrieben hat, hat er späterhin im Vorwort seiner Homerischen Blätter, Bonn 1863, in denen diese Recension wieder abgedruckt ist, mit

1) Als solche auch anerkannt von A. Giese über den Aeolischen Dialekt, Berl. 1837 S. 182.

2) Auf diesen Sachverhalt machen zu Heynes Gunsten die Goth. gel. Zeitungen 1803 No. 78 S. 664 aufmerksam.

edler Offenheit selbst eingestanden. „Die Recension von Heynens kleiner Ilias ist eines Studenten Arbeit, der seine jugendliche Keckheit, gleich unbefangen, bald gegen ein Schulhaupt wandte, wenn es durch schlotterichten Zweifelmuth den Ernst der Wissenschaft gefährdete, bald gegen eine Facultät, wenn sie durch Vorschreiben eines Studienplanes die akademische Freiheit beschränkte. Den Muth gehoben, den Eifer gespornt durch die Ehre sein kritisches Bestreben in allerbester Gesellschaft zu bethätigen, zweifelte der zwanzigjährige desfacedor de agravios y sinrazones keinen Augenblick, ob er in seinem Rechte sei mit dergleichen Polemik, um so weniger als sie meist aufgetragen, immer aber gebilligt und belobt wurde von dem Mann, den er noch mit vollem Fug unbedingt verehrte, von seinem Meister und Gönner F. A. Wolf. Dessen Widersacher, den hochverdienten Heyne, kannte er nur aus grammatischen Leistungen, den vielseitigen von Einer, und der schwachen, Seite.“ Freilich ist das Sündenregister, welches hier nochmals Heynen vorgehalten wird, ganz erstaunlich und doch gab Bekker in seiner Recension des Wolfschen Homer v. J. 1809 an manchen Stellen noch eine reichliche Nachlese.

Seine zusammenhängende Ansicht über das, was man die Homerische Frage nennt, gab Heyne ausführlich im achten Bande seiner grösseren Ausgabe p. 770 ff., ganz am Schluss in einem zweiten Excurs zum 24. Buche, de Iliade universa et de eius partibus, rhapsodiarumque compage, mit dem Motto aus Epicharm: νᾶφε καὶ μέμνας' ἀπιστεῖν, ἄρθρα ταῦτα τῶν φρενῶν, nachdem er bereits im ersten Excurs S. 765 Wolfs unerwartet schroffes Auftreten gegen ihn[1]) in edler, würdiger Weise berührt hatte. Unstreitig kam ihm dabei der citirte Homervers: ἀλλὰ τὰ μὲν προτετύχθαι ἐάσομεν ἀχνύμενοί περ — recht von Herzen. In diesem zweiten Excurs werden nun die Wolfschen Ansichten einfach als die richtigen angenommen, nur dass Heyne manches als proble-

1) *Non praevideram virum doctissimum hoc* — nämlich seine gelegentliche Aeusserung einer von ihm schon längst bemerkten Discrepanz des Tones in den letzten sechs Büchern und an vielen sonstigen Stellen des Gedichts von dem Hauptstock des Ganzen — *in tam malam partem interpretaturum esse, ut omnis officii et necessitudinis, quae inter nos erat, immemor indignis modis in me inveheret.*

matisch und ungewiss hinstellt, was in den Prolegomenen im Tone apodiktischer Gewissheit hingestellt war, wie er denn überhaupt in seinen Behauptungen äusserst behutsam und vorsichtig auftritt und dem Leser wiederholt einschärft, dass von Gewissheit auf diesem Gebiete bei dem gänzlichen Fehlen wirklich historischer Zeugnisse keine Rede sein könne. Die ganze Arbeit macht übrigens den Eindruck, als hätte Heyne gefühlt, dass er mit ihr zu spät käme und ihr gar nicht gewachsen sei, und als habe ihn eine Ahnung davon beschlichen, dass Wolfs boshafte Briefe noch nicht das bitterste seien von dem, was ihm beschieden. In der That, wer es weiss, wie übel man Heyne mitgespielt hat, der kann nicht ohne gewisses Mitleid lesen, wenn er zum Schluss der Einleitung dem Leser hoch und theuer versichert, dass er weit entfernt sei, seine Meinung als unumstössliche Wahrheit hinzustellen, sie Jemand aufdrängen zu wollen, oder gegen andre Ansichten polemisch aufzutreten, und dann in folgenden Worten seine gewaltige Furcht vor den unhöflichen Herrn Recensenten verräth: *obtestari tamen me viros doctos per communes litteras, ut, si haec digna esse iudicent, quae impugnent ac refellant, ut ne ingenua et honesta litterarum studia per contumeliose dicta et scurriles sarcasmos, dum sibi faceti esse videntur, dehonestent, nec, dum aliorum nomini detrahere volunt, ipsi suae laudi et litterarum nostrarum dignitati detrahant; illiberale esset, si quis mihi invidiam facere vellet; tantum enim abest, ut quicquam novare et paradoxa sectari velim, ut potius antiqua, eaque veriora, quaestione rite constituta et ad capita sua revocata, firmare studeam:* ἀλλὰ πίθεϲθε καὶ ὔμμεϲ, ἐπεὶ πείθεϲθαι ἄμεινον." Von Wolf aber wird im weiteren Verlauf der Abhandlung an verschiedenen Stellen, namentlich aber auf S. 812. 829 mit der grössten Anerkennung und Achtung gesprochen. Damit gestand Heyne freilich öffentlich ein, dass die Rolle eines philologischen Dictators bereits in andere Hände übergegangen sei. Diese höfliche Apostrophe an die Herrn Recensenten hat dem armen Heyne nichts genützt. Er wurde, wenn auch nicht wegen seiner Abhandlung über die Homerische Frage, so doch wegen seiner Homerischen Arbeiten überhaupt, wie bereits gemeldet, grimmig mitgenommen. Fünf Jahre später kam er nochmals auf diesen Punkt

zurück. Als 1807, vier Jahre nach Herders Tode, eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgt wurde, gab Heyne die auf das Alterthum bezüglichen Aufsätze Herders mit einer Einleitung heraus. Darin lesen wir folgendes: „Homer, ein Günstling der Zeit, ist noch immer das Gesündeste, Einsicht- und Geschmackvollste, was über Homer geschrieben ist, mag der Aufsatz Andern in Beziehung auf Gelehrsamkeit und in mehreren anderen Rücksichten nachstehen, so viel man will. Die Ansicht geht nicht vom kleinen Einzelnen aus; es ist der Ueberblick eines geniereichen Mannes, aus einem höheren Standpunkte genommen; Grenzen, Umfang, Erleuchtung, helle, dunkle Partien, Absonderung und Unterscheidung stellen sich auf einen Blick dar; und nun geht man mit dem Begriff vom Ganzen in die einzelnen Gefilde über; natürlicherweise sieht man nun Vieles ganz anders; in der Schrift selbst aber ist es blos angedeutet. So urtheilen wir noch, bei aller anderweitigen Verschiedenheit unsrer Ansichten in mehreren einzelnen Dingen. Herder fügte späterhin mehrere andere vortreffliche Einsichten in seiner Abhandlung „Homer und das Epos“ bei; aber der edle Mann zog sich aus dem Kampfe zurück, da er sich unwürdig behandelt sah. Indessen, wer, weil er unritterliche Waffen gegen sich gebraucht sieht, den Kampf aufgiebt, ist noch nicht besiegt. Der Streit über Homer, sowie er ist geführt worden, bleibt immer ein Fleck der Deutschen Litteratur unsres Zeitalters. Was würde erst geworden sein, wenn man von der anderen Seite sich ähnliche Waffen erlaubt hätte! Der Wahrheit sind wir aber auch um keine Linie näher gekommen, vielmehr davon abgekommen; und wäre sie auch erreicht worden, so wäre durch Verlust des sittlichen Gefühls und der Achtung des besseren Publicums für die Litteratur und den gelehrten Stand der erhaltene Gewinn gar sehr vermindert.“

Wie bereits gesagt, geht Heyne davon aus, dass uns historische Zeugnisse über Homer und seine Gedichte aus dem Alterthum so gut wie gänzlich fehlen. Die Erwähnung des blinden Sängers aus Chios im Hymnus auf Apollo V. 168 ff. rührt nicht von Homer selbst her, sondern ist jüngeren Ursprungs und beruht auf einer Localtradition von zweifelhafter Glaubwürdigkeit. Sehr ungewiss ist das, was

über die Homeriden auf Chios berichtet wird. Nicht minder die Nachricht, dass Lykurg die Kunde von den Homerischen Gesängen nach Sparta gebracht habe. Als Gewährsmann wird Heraklides Ponticus angegeben. Ueber die nächsten 300 Jahre wissen wir gar nichts. Die Nachrichten über die Bemühungen der Pisistratiden und Solons wie den Vortrag Homerischer Rhapsodien sind gleichfalls sehr unbestimmter Art. Positive Thatsachen lassen sich aus alter Zeit blos zwei anführen. Die eine ergiebt sich aus den Homerischen Gedichten selbst. Es gab Sänger, Aöden, welche Gedichte epischen Inhalts zur Lyra oder Cithara bei festlichen Gelagen vortrugen. Diese Gedichte behandelten einzelne Erzählungen, einzelne hervorragende Thaten der Heroen und Götter. Die Gedichte hatten wohl auch unter sich verwandten Inhalt, wie diejenigen, welche von den listigen Anschlägen und Schicksalen des Ulysses handelten; solche Gedichte liessen sich leicht zu einem grösseren Ganzen vereinigen. Zweitens kennen wir aus der Vorsolonischen Zeit eine Anzahl epischer Dichter, welche andere Gegenstände, als die in Ilias und Odyssee behandelten, als Stoff nahmen, so dass sich ein gewisser, nicht blos Troischer, sondern überhaupt mythischer Cyclus von Gedichten bildete. Diese Gedichte gehen der Blüthe der lyrischen und dramatischen Poesie vorauf und fallen zum Theil in die ersten Olympiaden. Die erste positive Erwähnung Homers haben wir bei Pindar. Dann folgen Herodot und Thucydides. Aus diesen Erwähnungen können wir aber nur entnehmen, dass sie Ilias und Odyssee als Werke Homers kannten, aber nicht mit welchem Rechte und auf welche Autorität hin sie dieses thaten. Auch durch Plato's zahlreiche Anführungen Homerischer Verse und seine sonstigen Aeusserungen über den Dichter kommen wir nicht weiter. Thatsache ist, dass Homer zu seiner Zeit die Grundlage des höheren Unterrichts ausmachte, und dass er Gemeingut der Litteratur auf allen ihren Gebieten war.

Bei diesem Mangel an historischen Zeugnissen öffnet sich nun für Wahrscheinlichkeits-Hypothese ein weites Feld, die theils von der Beschaffenheit der Gedichte selbst, theils von äusseren Umständen, die zu ihrer Erklärung beitragen können, auszugehen hat. Dabei hat man sich zu hüten,

mit irgend welchen Vorurtheilen und vorgefassten Meinungen an die Untersuchung heranzugehen, andrerseits sich genau die Bedingungen und Verhältnisse der Zeiten klar zu machen, in welche jene Gedichte gehören, um von hier aus den Standpunkt für eine richtige Interpretation derselben zu gewinnen.

Der Inhalt der Ilias lässt sich auf doppelte Weise bestimmen. Einmal nach den Einleitungsversen. Danach bildet der Zorn des Achill den Inhalt des Gedichts. Mit Hektors Tödtung hat dieser Zorn sein Ende. Demnach erscheinen die beiden letzten Rhapsodien als ungehörig (Wolf, Proleg. p. CXVIII). Der Inhalt lässt sich aber auch aus dem Gedichte selbst bestimmen. Danach bildet nicht der Zorn des Achill denselben ausschliesslich, vielmehr die Trennung Achills vom Heere der Griechen, die Kämpfe und Bedrängnisse der Achäer, Achills Rückkehr zu den Seinen. Von diesem erweiterten Gesichtspunkt der Handlung aus gehören die beiden letzten Rhapsodien allerdings mit zum Ganzen. Erst durch sie kömmt die Handlung wirklich zum Abschluss. Die Bestimmung des Inhalts nach dem Gedichte selbst ist aber nach Heyne die natürlichere und richtigere. Denn wollte man des Dichters eigene Einleitungsworte dazu benutzen, um etwa die beiden letzten Gesänge lediglich ihretwegen ihm abzusprechen, so würde man ihm die Gültigkeit eines Gesetzes auferlegen, das wohl für ihn gar nicht vorhanden war. Innerhalb des allgemeinen Rahmens lässt sich nun eine Gliederung des Gedichts nach einzelnen Abschnitten der Handlung leicht erkennen. Dabei wird hervorgehoben, dass im letzten Theile von Buch zwanzig an vieles neue und auffällige, wie namentlich im Götterkampfe, der offenbare Spuren einer anderen Entstehung und eines verschiedenen Geistes als die übrigen Theile des Gedichts an sich trage, dem aufmerksamen Leser entgegentreten. Die einzelnen Theile des Gedichts werden von den Alten aus vor- und nachalexandrinischer Zeit vielfach unter besonderen Namen citirt, die mit den Namen, welche sie seit der Eintheilung der Ilias in 24 Rhapsodien durch die Alexandrinischen Grammatiker haben, nicht überall stimmen. Ueber die Gründe und Grundsätze ihrer Eintheilung, sowie den Gegensatz zu den bisherigen Eintheilungen des Gedichts

fehlt es uns jedoch wieder an allen und jeglichen Nachrichten. Der gesunde Menschenverstand lehrt einen jeden, dass in einem Gedichte, welches durch das Gedächtniss überliefert, von den Rhapsoden vorgetragen, dann im alten Alphabet aufgeschrieben und in den Schulen gelesen wurde, von dem man einzelne Rhapsodien in Händen hatte, während das Ganze nur von wenigen gekannt und gelesen wurde, dass in einem solchen Gedichte nothwendig im Verlauf mehrerer Jahrhunderte Interpolationen, Aenderungen und Verderbnisse aller Art Platz finden mussten. Aber die Tradition lässt uns darüber völlig in Stich. Wir wissen nicht das mindeste über die Zeit, in welcher die ersten schriftlichen Aufzeichnungen des Gedichts stattfanden. Es ist anzunehmen, dass erst die eine oder die andere Rhapsodie, dann mehrere aufgezeichnet wurden. Aber wie verfuhr man dabei, nach welchen Grundsätzen constituirte man den Text? Nach der Uebereinstimmung mehrerer Rhapsoden, oder nach der Autorität eines einzelnen? Offenbar mussten die Rhapsoden in dem, was sie aus dem Gedächtniss vortrugen, in manchen Versen und ganzen Stellen doch sehr von einander abweichen. Begnügte man sich ferner mit der Herstellung eines Exemplars, oder wurden mehrere aus dem Munde verschiedener Rhapsoden von verschiedenen aufgeschrieben? Von alle dem wissen wir nichts, daher können wir auch nichts bestimmtes über den älteren Zustand der Homerischen Gedichte aufstellen. Dass wir aber den Homer noch ganz so haben, wie ihn die Alexandrinischen Grammatiker hergestellt hatten, ist unzweifelhaft.

Dass die Homerischen Gedichte in früherer Zeit einzeln durch Rhapsoden vorgetragen wurden, von denen der eine diese, der andere jene Rhapsodie gelernt hatte und aus dem Gedächtniss vortrug, ist bekannt. Darin kömmt das ganze Alterthum überein, dass die Gedichte in den älteren Zeiten nicht gelesen, sondern aus dem Gedächtniss vorgetragen wurden, mit einer Art dramatischer Action. So trugen die Dichter und so trugen andere ihre Gedichte aus dem Gedächtniss vor. Demnach ist anzunehmen, dass auch Homer seine Gedichte nicht anders als durch öffentlichen Vortrag bekannt gemacht hat. Und das wird von den Alten auch selbst überliefert, auch in Betreff des Hesiod. ῥαψῳδῆσαι

δέ φησι πρῶτον τὸν Ἡσίοδον Νικοκλῆς heisst es in den Scholien zum Pindar. Noch später rhapsodirte Xenophanes seine Gedichte, Diog. Laert. II, 46. Führt uns ja Homer selbst Od. θ 500 seinen Demodokus als einen rhapsodirenden Sänger vor. Diejenigen Leute, welche nach Homer die von ihm gehörten Gedichte dann selbst vortrugen, hiessen Homeriden und Rhapsoden. Dass beide Namen im Ganzen identisch waren, sieht man noch aus Plat. Phaedr. p. 252 C. Nach einer Ueberlieferung der Chier gab es bei diesen ein Geschlecht der Homeriden, welche von der Familie des Dichters herstammen sollten (in dieser Beziehung fand die Tradition jedoch Widerspruch, indem man den Namen auch anders erklärte, Harpocr. v. Ὁμηρίδαι), seine Gedichte als Erbschaft besassen und sie vortrugen. Zu ihnen gehörte Cinäthus um Ol. 69, über welchen die Hauptstelle in den Pindarischen Scholien ist. In der That eine merkwürdige Ueberlieferung, wenn sie richtig ist, dass diese Familie sich mehr als 500 Jahre erhielt und den Namen und den Ruf des Dichters auf die Nachwelt brachte. Dieser Cinäthus ging nach Syrakus und trat hier als der erste Rhapsod auf. Die erste Erwähnung der Homeriden findet sich bei Akusilaus, dem ungefähren Zeitgenossen des Cinäthus (Harpocr. l. c. Sturz fragm. Acus. p. 61). Demnächst bei Pindar Nem. II, 1, wo er sagt, sie hätten die Sitte, gewöhnlich mit einem Proömium auf Zeus anzufangen. Von diesen Homeriden werden die Worte ῥαψῳδεῖν und ῥαψῳδός gebraucht, und Rhapsoden nannte man auch andere, die ohne zum Geschlecht der Homeriden zu gehören, von ihnen die Homerischen Gedichte empfingen und sie dann vortrugen. Pindar nennt die Homeriden ἀοιδοὺς ῥαπτῶν ἐπέων, unter ῥαπτὰ ἔπη kann aber nichts andres verstanden werden als carmina composita, contexta verbis ad metri legem iunctis. So sind der Dichter, der seine eigenen Gedichte vorträgt, und der, welcher die Gedichte eines andern vorträgt, beides ῥαπτῶν ἐπέων ἀοιδοί, also ῥαπτῳδοί oder ῥαψῳδοί und die andern Etymologien dieses Wortes, von der Thätigkeit des Zusammenstückelns fremder Gedichte, oder von ῥάβδος, dem Stab, den sie beim Vortrag in der Hand hielten, eine Vorstellung, die wohl auf den bekannten Vers in der Theogonie des Hesiod zurückgeht, und deren Spur sich wohl schon in Pind.

Isthm. 4, 66 findet, sind abzuweisen. Gleichbedeutend mit ῥάπτειν ἔπη ist wohl ὁμηρεῖν von ὁμοῦ und ἄρειν, zusammenfügen, und es lässt sich vermuthen, dass der Name Homer selbst davon abgeleitet ist, wie denn wahrscheinlich auch die Sage von Homers Blindheit der andern Bedeutung des Wortes Ὅμηρος ihren Ursprung verdankt.

Aus dem, was wir nun ausserdem bei Ath. XIV p. 620 C über das rhapsodiren auch andrer Dichter ausser Homer lesen, sowie aus der Nachricht des Diodor XIV, 109 über die Rhapsoden, welche der Tyrann Dionys Ol. 98, 1 zum Vortrag seiner eignen Gedichte nach Olympia schickte, folgert nun Heyne, der Gebrauch Gedichte vorzutragen sei im Alterthum ein so stehender gewesen, dass eine Erwähnung desselben inbetreff der Homerischen Gedichte als gar nichts besonderes anzusehen sei, und fügt daran den merkwürdigen Ausspruch, auch nach der Schrift und der schriftlichen Abfassung der Homerischen Gedichte in jenen Zeiten könne gar nicht gefragt werden, da ja die Gedichte andrer Dichter eben so wenig aufgeschrieben wurden. Die Frage nach der Erfindung der Schreibkunst stehe mit der Frage nach dem Alter der Homerischen Gesänge in fast gar keiner Verbindung, geschweige dass sie als Ausgangspunkt der Untersuchung zu betrachten sei. Die Erfindung ging einem häufigen Gebrauch um viele Jahrhunderte voraus. In ihrer Anwendung hatte sie sich auf Erz und Steine beschränkt, bis ein handlicheres Material erfunden wurde. Die Nachricht des Pindarischen Scholions, dass die Homeriden die Homerische Pœsie ἐκ διαδοχῆς vorgetragen haben, wird von Heyne in Verbindung gebracht mit der bekannten Stelle des Diogenes über Solon. Zu der dort gegebenen Erklärung des ἐξ ὑποβολῆς wird bemerkt, man könne einfacher sagen, ein Rhapsod sei im Vortrag einzelner Theile des Gedichts auf den andern gefolgt, weil es keinen gab, der das ganze Gedicht im Gedächtniss hatte. Die Rhapsodien wurden eben einzeln vorgetragen, wobei es freilich vorkommen konnte und musste, dass man mehrere Rhapsodien verwandten Inhalts mit einander verband, was dann auf die weitere Erfindung führen musste, aus mehreren unter einander verbundenen Rhapsodien eine Art Corpus herzustellen. Späterhin verfiel die Rhapsodenkunst, die Rhapsoden selbst wurden

verächtlich, wie man aus Xenophon und Plato entnehmen kann. Doch hatten einzelne auch damals noch unter der älteren Generation ein dankbares Publicum, wie sich aus Plat. legg. II p. 658 D ergiebt. Man muss nach alledem die Rhapsoden verschiedener Zeiten wohl unterscheiden. Zuerst hiessen die Dichter selbst Rhapsoden, welche ihre Gedichte vortrugen, dann die, welche die Gedichte andrer aus dem Gedächtniss vortrugen, daneben aber auch ihre eigenen, weiter wurde das Geschäft der Rhapsoden eine Art dramatischer Kunst, zuletzt sank es zur handwerksmässigen Declamation herab.

Ebenso unleugbar wie es nun ist, dass die Ilias aus einzelnen Theilen besteht, ebenso unleugbar ist es auch, dass diese Theile planmässig und mit grosser Kunst zu einer Einheit der Handlung verbunden sind. Dabei ist jedoch zuzugeben, dass sich manche Partien finden, die mit der Haupthandlung in keinem nothwendigen, ja wohl in gar keinem nachweislichen Zusammenhang stehen, und dass andrerseits andre Partien nur zu dem Zwecke angebracht sind, um eine vorhandene Lücke auszufüllen und gleichsam ein Bindeglied abzugeben. Das Vorhandensein solcher Commissuren hat schon Wolf Prolegg. p. CXXX sq. richtig bemerkt, und sie auf Rechnung eines späteren Zusammenfügers gesetzt. Es entsteht nämlich hierbei die Frage, ob die Zusammenfügung der Theile vor den Theilen vorhanden war, oder ob die Theile früher existirten, bevor sie zu einer Einheit zusammengefügt wurden[1]). Es lässt sich nämlich eine dreifache Art denken, wie die Ilias entstanden sei. Erstens, das ganze Epos, wie wir es noch jetzt haben, ist gleich so von Anfang an und von seinem ersten Urheber angelegt worden (versteht sich blos im Kopf und auf mündliche Fortpflanzung berechnet). Zweitens, es wurde die epische Handlung nach ihren Hauptumrissen im Geiste entworfen, dieser Entwurf aber später durch Einfügung von Theilen weiter ausgeführt. Drittens, es gab im Alterthum verschiedene Gedichte desselben Inhalts, die einzeln verbreitet und vor-

1) p. 802: *extiteritne haec compages partium ante partes, an partes extiterint prius quam in compagem coagmentatae fuerint.* Der Sinn dieses wunderlich ausgedrückten Dilemma ergiebt sich sofort aus dem folgenden.

getragen wurden, aus denen dann später, auf einer fortgeschrittneren Stufe der Griechischen Cultur, ein glückliches Genie das uns vorliegende Epos geschickt zusammengefügt hat.

Gegen die Wahrscheinlichkeit der ersten Annahme spricht eigentlich alles. Das Gedicht vereinigt in sich eine vollendete Kunst mit bewundernswerther Einfachheit und Anmuth. Dass diese Vereinigung durch einen Geist zu einer Zeit zu Stande gebracht worden, wo es noch gar keine geistige Cultur in Griechenland gab, wo der erst kürzlich von den Doriern eroberte Peloponnes noch unter dem Drucke von Barbarei und Rohheit sich befand, wo auch im übrigen Griechenland noch alle Verhältnisse ärmlich und dürftig waren, wo auch die Ionier an der Kleinasiatischen Küste kaum die ersten Keime zu ihrer späteren Blüthe gelegt hatten, — das ist unglaublich. Welche Aufgabe ferner für jenen ersten Dichter ein Werk von solchem Umfang, mit seinen zahlreichen Episoden, lediglich im Gedächtniss zu entwerfen und festzuhalten. Misslicher wäre es, diese Annahme zu verwerfen, wenn sie sich auf ein bestimmtes historisches Zeugniss stützte. Aber sie beruht lediglich auf der völlig kritiklosen Annahme der Zeiten, in denen Ilias und Odyssee zuerst als Ganze bekannt wurden, in welchen Zeiten man kein Bedenken trug, demselben einen Homer noch eine ganze Menge andrer höchst verschiedenartiger Gedichte beizulegen.

Die zweite Annahme einer Urilias (um gleich hier einen Ausdruck zu gebrauchen, der erst mehrere Decennien später zur Bezeichnung der in Rede stehenden Sache erfunden wurde), die Annahme also, dass der ursprüngliche Dichter ein Gedicht von mässigem Umfange entworfen habe, welches dann später theils durch Erweiterung und Ausdehnung der ursprünglich einfachen Handlung, theils durch Einflechtung von Episoden auf seine jetzige Grösse gebracht wurde, ist nach Heyne zwar auf den ersten Anblick wahrscheinlicher als die erste, erweist sich jedoch bei näherer Betrachtung als schwierig und in der That unwahrscheinlicher. Denn in diesem Falle müsste man entweder glauben, der erste Urheber habe ein Werk entworfen, welches doch keineswegs dem Geist und den Fähigkeiten jenes Zeitalters entsprach,

indem er im Geiste voraussah, dass eine einheitliche Handlung durch mannichfache Zuthaten bereichert und erweitert zu einem bewundernswerthen vollkommenen Kunstwerk vollendet werden könne, oder man müsste andrerseits annehmen, ein einfacher durch die Erzählung eines einzigen Ereignisses abgeschlossner Inhalt sei durch die Uebereinstimmung und fortgesetzte Arbeit vieler Talente im Lauf der Jahrhunderte um die Zusätze bereichert worden, dass daraus dieses vollendete Epos entstanden wäre. Das wäre aber ein ganz wunderbarer Vorgang ohne alle Analogie.

So bleibt denn die dritte Annahme als die wahrscheinlichste übrig, dass ursprünglich selbständige Lieder erst später durch einen geistvollen Mann zu einer Einheit zusammengefügt sind. Diese Annahme entspricht erstens der alten Tradition, welche berichtet, dass ursprünglich blos einzelne Rhapsodien vorgetragen wurden. Sie passt zweitens zu dem, was wir aus Ilias und Odyssee über den Vortrag solcher einzelnen Gedichte oder Rhapsodien verwandten Inhalts aus dem Troischen Sagenkreise entnehmen können. Sie passt endlich zum Wesen des menschlichen Geistes, der überall vom einzelnen zum zusammengesetzten, vom unvollkommenen zum vollkommeneren fortschreitet. Immerhin war auch so ein bedeutendes Genie dazu erforderlich, um zu bemerken, dass eine Reihe verwandter Gedichte zu einer grösseren Einheit sich verbinden liess und eine solche Einheit durchzuführen, die vielleicht erst nach mancherlei verschiedenen Versuchen mehrerer zu Stande kam. Als das hervorragende Genie, dem wir eine solche Einheit verdanken, ist nun Homer zu betrachten. Und wenn schon die Alten es erkannt hatten, dass die Odyssee nicht das Werk desselben Dichters sei, der die Ilias gedichtet, warum soll man da nicht auch vermuthen dürfen, dass auch die einzelnen Theile dieser Gedichte von verschiedenen Verfassern herrühren?

Es fragt sich nun, in welche Zeit mag diese Vereinigung der einzelnen Lieder zu einem Ganzen fallen? Offenbar vor die Zeiten des Herodot, der Ilias und Odyssee als fertige Epen kennt. Aber allzuweit dürfen wir auch nicht über ihn zurückgehen. Denn eine so geistreiche Erfindung passt schwerlich in so dunkle, aller litterarischen Cultur

baare Zeiten, wie sie vor Beginn der Olympiadenrechnung thatsächlich vorhanden waren. Nun bieten sich uns zwei Zeitpunkte dar, in denen eine bestimmte Erwähnung der Homerischen Gedichte geschieht, die Zeit des Lykurg, und die Zeit des Pisistratus, seiner Söhne und des Solon. Nach gewöhnlicher Annahme wird Homer ins Jahr 907, Lykurg um 884, also kaum ein Menschenalter nach Homer gesetzt. Die Nachricht aber, wonach Lykurg die ganze Poesie Homers nach Griechenland gebracht hat, welche er von dem Exemplare des Kreophylus oder seiner Nachkommen abgeschrieben habe, ist fabelhafte Erdichtung späterer Zeiten. Sie geht zurück auf die Angabe des Heraklides in den Politien und findet sich erweitert bei Ael. V. H. XIII, 14 und bei Plutarch im Leben Lykurgs p. 41 E. Kreophylus galt im Alterthum als Gastfreund und Genosse des Homer (Plat. rep. X p. 600 B). Strabo XIV p. 946 A nennt ihn einen Samier, der den Homer gastlich aufgenommen und von ihm Οἰχαλίας ἅλωσις als Geschenk empfangen habe, welches Gedicht andre wieder dem Kreophylus selbst beilegten. Eine Samische Localsage scheint also der Erzählung zu Grunde zu liegen. Jedenfalls sei bei ihr viel in Abzug zu bringen, und Heyne hält es höchstens für wahrscheinlich, dass Lykurg auf der Rückkehr von seinen Reisen nach Kreta und Asien, die eine oder die andere Rhapsodie, überhaupt eine Kenntniss der Homerischen Gedichte mitgebracht habe, die bald wieder in Vergessenheit gerieth.

Ist schon die Art und Weise, in der sich Heyne mit der Erzählung von Lykurg abfindet, als höchst oberflächlich zu bezeichnen, so ist dies noch weit mehr der Fall in Betreff der Ueberlieferung über Pisistratus. Die Angaben des gleichnamigen Platonischen Dialogs über Hipparch, des Dieuchidas über Solon, des Cicero, Pausanias und Josephus über Pisistratus werden zusammengeworfen und daraus das Resultat gewonnen, dass im sechsten Jahrhundert die Homerischen Rhapsodien nach Athen gebracht und hier öffentlich vorgetragen wurden. In diese Zeit möge dann auch die allmäliche Vereinigung der einzelnen Rhapsodien zu zwei Epen zu setzen sein. Vielleicht, dass dem Cinäthus bei diesen Bemühungen ein besonderer Antheil zuzuweisen sei. Erleichtert wurden dieselben durch die allgemeinere Ver-

breitung der Schreibkunst, welche auch in jene Zeiten fällt, sowie die Einführung der zum Schreiben zubereiteten Thierhäute aus Ionien. Für das genauere im einzelnen wird auf Wolfs Prolegomena verwiesen. Den von ihm gewonnenen Resultaten fügt jedoch Heyne noch einige besondere Bemerkungen hinzu.

Im Zeitalter der Pisistratiden erwachte das geistige Leben der Athener wie nach langem Schlafe zu um so rascherer Blüthe. Die Griechen in Asien, Sicilien und Italien waren ihnen in dieser Hinsicht schon voraufgegangen. Die lyrische Poesie stand bereits auf ihrer Höhe. Die Anfänge der dramatischen Kunst waren von Sicilien nach Attica verpflanzt worden. In diesen Zeiten konnte auch ein glückliches Genie sich finden, welches die eigenthümliche Natur des epischen Gedichts erkannte und danach die Rhapsodien, die man schon vorher mit einander zu verknüpfen pflegte, zu einem Ganzen ordnete. Fassen wir jedoch die litterarischen Zustände Ioniens in jener Zeit ins Auge, so bekommen die Verhältnisse ein andres Aussehen. Dort gab es schon lange vor Solon ausgezeichnete Dichter. Zunächst die Cykliker, welche alte Mythen, darunter die des Troischen Sagenkreises, in Epen behandelten und welche bis an die Zeiten der ersten Olympiaden hinaufreichen. Unter ihnen Arktinus, Lesches, Stasinus, Agias, dann Pisander von Kamirus um Ol. 33. Um Ol. 30 fällt mit Terpander die Blüthe der Lyrik durch Alkman, Alcaeus, Sappho. Archilochus aber reicht noch höher bis Ol. 20—27 hinauf. Im Zeitalter der Pisistratiden finden wir die Namen eines Stesichorus, Ibykus, Anakreon, Simonides, daneben Thales und Pherecydes. Findet sich denn nun in Ionien keine Spur der Homerischen Gesänge? Wo staken denn dort seine Rhapsodien? Hier tritt das lückenhafte unsrer Kenntnisse und Ueberlieferungen in Betreff der alten Litteratur klar zu Tage. Was über den Vortrag und das Aufschreiben der Rhapsodien überliefert ist, bezieht sich auf Athen. Wie es mit den cyklischen und lyrischen Gedichten der Ionier gehalten ist, wissen wir nicht. Ein früherer Gebrauch der Schreibkunst auch zu litterarischen Zwecken bei den Ioniern ist unzweifelhaft. Was aus ihren Schriften geworden ist und wie sie sich bis zum Alexandrinischen Zeitalter erhalten haben, ist

uns völlig unbekannt. Unabweislich scheint aber die Annahme, dass in der Zeit, in welcher die Troischen Sagen, welche dem Gegenstande der Ilias voraufliegen und folgen, in verschiedenen Gedichten behandelt wurden, die Ilias entweder schon vorhanden war, oder wenigstens die Erfindung, die Rhapsodien in ein Corpus zu sammeln, sich scharfsinnigen Geistern von selbst dargeboten hatte. Was man so in Ionien bereits versucht hatte, wurde dann in Attica zu strengerer Vollendung gebracht. So vermuthet denn Heyne, dass die Rhapsodien schon früher in Ionien schriftlich aufgezeichnet wurden, dass aber das Gefüge der Ilias und Odyssee erst im Zeitalter der Pisistratiden zu Stande gekommen sei.

Man könnte nun gegen diese Ansicht einwenden, wenn die Ilias eine Vereinigung ursprünglich verschiedener Gedichte ist, dann müsste sich auch eine nennenswerthe Verschiedenheit des Ausdrucks und der Darstellung (sententiarum) nachweisen lassen. Das ist richtig. Aber erstens darf nicht übersehen werden, dass die älteren epischen Dichter sich in ihrer Ausdrucksweise ungemein glichen. Es lag das zum Theil in der Natur des Ionischen Dialektes selbst, seitdem dieser einmal zur poetischen Erzählung verwandt wurde, stehende Formeln und Gedanken boten sich hier dem Dichter von selbst dar. Dies musste um so mehr geschehen, weil die Dichter ihre eigenen und fremden Gedichte, zum Zweck des freien Vortrags, im Gedächtniss mit sich herumtrugen, und sich ihnen demnach immer dieselben Ausdrücke, Bilder, Gleichnisse und dichterischen Wendungen bei ihren eigenen Arbeiten darboten. Zweitens ist zwischen den einzelnen Theilen der Ilias allerdings eine ziemliche Verschiedenheit in der Darstellung wahrzunehmen. Der Charakter der ersten Bücher stimmt keineswegs genau zum Mauerkampf und zur Erzählung vom Angriff der Troer auf das Lager. Wieder verschieden ist die Patroklie und die Erzählung von den Thaten Achills; auf den abweichenden Ton endlich der letzten Bücher ist schon mehrfach aufmerksam gemacht.

Ueber die weiteren Geschicke der Homerischen Gedichte von Pisistratus ab bis auf die Alexandriner, und die Bemühungen der Alexandrinischen Kritiker im einzelnen verweist Heyne einfach auf Wolfs Prolegomena: omnia ista

diligentissime digessit, et de meritis grammaticorum Alexandrinorum in Homerum copiosissime disputavit in Prolegomenis suis: quae qui adierit, mea non desiderabit. In einem weiteren Abschnitte wird noch über Homer als den Verfasser der Ilias gesprochen. Auch hier, sagt Heyne, lassen sich verschiedene Fragen aufwerfen. Hat ein Dichter sämmtliche Rhapsodien verfasst? Hat er alle, oder mehrere, einzeln zu verschiedenen Zeiten verfasst? Hat er sie selbst zu einem Corpus vereinigt? Etwa, nachdem er bereits einzelne derselben veröffentlicht hatte? Hat er gleich von Anfang an ein ganzes Gedicht entworfen und dies entweder als solches, oder in seinen Theilen vorgetragen? Oder hat es verschiedene Verfasser der Rhapsodien gegeben? War der vornehmste unter ihnen Homer, und ist dieser Name blos späterhin auch auf die andern übertragen? Man mag sich nun hinsichtlich dieser Fragen entscheiden wie man will, immer bleibt die Ilias ein uraltes und vortreffliches Gedicht, ihr Verfasser, oder ihre mehreren Verfasser die geistvollsten Leute. Soweit aber Heynes Ansicht über die Beantwortung der von ihm hier aufgeworfenen Fragen sich nicht schon aus seiner bisherigen Deduction entnehmen lässt, wird sie im weiteren nicht gegeben. Vielmehr wird blos gezeigt, dass alle Nachrichten der Alten über Homer, wie sie in den einzelnen Lebensbeschreibungen enthalten sind, müssige Fabeleien späterer Zeiten sind, dass das Alterthum selbst über Homer und die Zeit seiner Gedichte so wenig etwas bestimmtes gewusst hat, als wir. Da indessen Homer stehend als ein Ionier bezeichnet wird, so muss er jedenfalls nach der Ionischen Wanderung gelebt haben, und es empfiehlt sich an der Zeitbestimmung festzuhalten, welche Herodot II, 53 über ihn gegeben hat. Ziemlich unvermittelt tritt endlich zum Schluss die Behauptung auf, dass als Homer dichtete, er schon vielfach ältere Gedichte über einzelne Begebenheiten aus dem Troischen Sagenkreise vorfand, und aus ihnen das auswählte, was zu einander und zu einem zu schaffenden grösseren Gedichte passte. Daher erkläre sich die verhältnissmässig hohe Ausbildung der Ionischen Sprache in seinen Werken.

Dies wäre im Ganzen die Quintessenz der Heynischen Ansichten über die Homerische Frage. Wir sehen daraus,

dass seit seiner Bekanntschaft mit Woods Essay und Villoisons Scholien sich bei ihm selbständig Ansichten gebildet hatten, die mit den Resultaten der Wolfschen Prolegomena übereinstimmten, so dass er, als dies Buch erschienen war, in den meisten Punkten das wiederzufinden glaubte, was er selbst bereits im Stillen gedacht und gemuthmasst hatte. Kein Wunder daher, dass im Laufe der nächsten Jahre ein näheres Eingehen auf die Homerische Frage Heynen in der Hauptsache zu einer völligen Uebereinstimmung mit Wolf brachte. Die Homerischen Gedichte sind ohne Hülfe der Schreibkunst entstanden und Jahrhunderte lang blos mündlich durch Rhapsoden fortgepflanzt worden. Erst im Zeitalter des Pisistratus wurden sie zu zwei grossen Epen vereinigt und schriftlich fixirt. Namentlich in der Ilias sind zahlreiche Spuren vorhanden, welche auf eine ursprüngliche Verschiedenheit der Theile schliessen lassen. Dass die Gedichte aber in ihren ersten Anfängen bis auf Pisistratus grossen Veränderungen ausgesetzt waren, leuchtet ein.

So weit stimmen beide Gelehrte in der Hauptsache völlig überein. Vergleicht man aber Heynes Excurse mit Wolfs Prolegomenen im Einzelnen, so tritt Heynes geistige Inferiorität grell genug zu Tage. Dass Homers Gedichte ursprünglich nicht geschrieben sind, also das jüngere Alter der Schrift in Griechenland und ihre späte Verwendung zu litterarischen Zwecken, steht für Heyne von vornherein fest, und somit hat er sich gleich Anfangs den Weg zu einer vorurtheilsfreien Erörterung der in Frage kommenden Probleme verrannt. Weist er doch die Frage nach dem Alter der Schreibkunst als selbstverständlich geradezu von der Hand, in der Meinung, dass sie für die eigentliche Homerische Frage von gar keinem Belang sei. Ganz anders Wolf. Er beweist eingehend und mit sorgfältiger Erwägung aller für und wider vorgebrachten Momente das jüngere Alter der Schrift, und dieser Beweis bildet bei ihm das vermeintlich sichere Fundament zu seiner weiteren Deduction, auf die Art aber, wie er diesen Beweis zu Stande gebracht, weiss er sich fortwährend nicht wenig zu Gute[1]). Und hierin hat Wolf ganz Recht gethan. Denn erweist sich in

1) Vgl. besonders Wolfs Vorl. über Gesch. der Griech. Litt. von Gürtler S. 152.

der That die Annahme von der jüngeren Verbreitung der Schreibkunst in Griechenland als unhaltbar, so fällt damit die weitere Annahme von Rhapsodenschulen zur kunstmässigen Fortpflanzung der Homerischen Gedichte, sowie die Nothwendigkeit die vorhandene Einheit der Gedichte auf Rechnung einer späteren Ueberarbeitung zu setzen, zusammen. Die Gedichte, wie sie uns vorliegen, von etwaigen Interpolationen, Einschaltungen und sonstigen Verderbnissen abgesehen, treten mit einemmale in die Zeit vor der Olympiadenrechnung zurück. Für das nicht wegzuleugnende Vorhandensein zahlreicher Widersprüche und Discrepanzen im Einzelnen ist eine andre Erklärung zu suchen als die aus der Annahme einer jahrhundertelangen blos mündlichen Ueberlieferung sich darbietende, und die Angabe von der Redaction der Homerischen Gedichte durch Pisistratus kann unmöglich den Sinn haben, den Wolf in ihr gesucht und gefunden hat. Daher auch die Unmöglichkeit der Wolfschen Hypothese vom Ursprung der Homerischen Gedichte mit Erfolg beizukommen, so lange man nicht gezwungen war, eine frühere Bekanntschaft der Griechen mit der Schreibkunst und deren Verwendung auch zu litterarischen Zwecken anzunehmen. Eine solche Nöthigung ist aber für die Wissenschaft erst lange nach Wolfs Tode allmälich und in verschiedenen Stufen der Erkenntniss eingetreten. So macht denn die ganze Untersuchung bei Wolf von vornherein den Eindruck der strengsten methodischen Behandlung. Wir haben einen festen Ausgangspunkt und ein festes Ziel, das Nichtvorhandensein der Schreibkunst und die Redaction des Pisistratus. Bei Heyne dagegen wird man den Eindruck eines, wenn auch nicht oberflächlichen, so doch vielfach unsicheren Geredes ins Blaue hinein nicht los. Dazu kommt bei ihm noch eine auffallende Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit in der Behandlung der positiven Beweisstellen und die offenbare Scheu, der Sache bis auf den letzten Grund zu gehen. Wolf will ferner mit seiner Ansicht Recht haben und den Leser überzeugen. Daher die unendliche Feinheit der schriftstellerischen Diathese in den Prolegomenen. Bewusst oder unbewusst lässt Wolf alles das bei Seite, oder räumt es geschickt hinweg, was ihn in seinem Gange aufhalten könnte. Nur so erklärt sich sein auffälliges Ignoriren

der Cykliker und der ältesten Lyriker, welche nicht blos den Gebrauch der Schrift zu litterarischen Zwecken beweisen, sondern auch einen fertigen, geschriebenen Homer voraussetzen. Auf die Cykliker geht Wolf eben nur in soweit ein, als sie ihm mit dem bei ihnen vorausgesetzten Nichtvorhandensein einer epischen Einheit, wobei er kyklisch mit kyklographisch verwechselt, zu seiner Untersuchung passen. Heyne hat die Wichtigkeit dieses Umstands sehr wohl bemerkt, er spricht sie deutlich aus, aber es hat ihm an Muth oder Consequenz des Denkens gefehlt, daraus ein stichhaltiges Argument gegen die Pisistrateische Redaction zu entnehmen. Von dem eigentlichen ungelösten Rest seiner Untersuchung und ihrer Achillesferse hat Wolf mehr oder weniger ein Bewusstsein gehabt. Wer ist denn nun eigentlich Homer, worauf gründet sich sein Verdienst und sein berühmter Name? Soll sich Homer als Individuum völlig verflüchtigen? War er der bedeutendste unter den Verfassern der Einzellieder? Woher kommt denn gerade seine alle anderen verdunkelnde Berühmtheit? War er der Ordner und Redactor? Dann hätte doch eigentlich Pisistratus statt seiner genannt werden müssen. Auf alle diese Fragen geben Wolfs Prolegomena so gut wie keine Antwort. Aber er hütet sich auch durch ihr Aufwerfen den Leser erst aufmerksam zu machen. Seine Ansicht von Homer, als dem Verfasser einer Urilias, ist in den Prolegomenen eigentlich nicht ausgesprochen. Heyne dagegen fühlt die Wichtigkeit auch dieses Problems, er wirft die in Rede stehenden Fragen alle auf, aber beantwortet keine einzige. Wie unzulänglich ist z. B. das, was er gegen die Wahrscheinlichkeit einer Urilias vorgebracht hat. Man sieht überall, er verzichtet darauf, eine eigne entscheidende Ansicht aufzustellen und durchzuführen, und bei seinen falschen Prämissen von der Schreibkunst war dies in der That auch nicht möglich, er will überhaupt blos mitreden, um nicht durch längeres Schweigen den Verdacht zu erregen, als verstehe er nichts von der Sache, oder als habe er sich nicht gehörig um sie gekümmert, er, das bisherige Haupt Deutscher Philologie. Aber gerade dadurch, dass Heyne dieselbe Sache weniger gut vertritt als Wolf, wird der Leser auf ihre Schwächen auch bei der meisterhaften Behandlung des letzteren aufmerksam.

Verdient machte sich Heyne durch seine Darstellung eigentlich blos um seine Schüler. Diese konnten nun auch mitreden. Der hässliche Streit zwischen Wolf und Heyne schien durch das unleugbar feine und tactvolle Auftreten des letzteren aus der Welt geschafft und auf das Niveau einer mehr zufälligen Privatfehde herabgedrückt zu sein. Es wäre dies ja auch in der That der Fall gewesen, hätte nicht Wolf mit seinem Anhange diese neuste Heynische Arbeit geradezu zum Ziele seiner erbittertsten Angriffe gemacht. Vorläufig aber durften Heynes Schüler ungestraft auf Wolfs Seite treten, oder wenigstens seinen Ansichten beipflichten, ohne zu befürchten, ihren Lehrer dadurch zu verletzen. Lag es doch jetzt offen vor Jedermanns Augen, dass beide in der Hauptsache vollkommen einig waren, ja man konnte sagen, dass Heyne Wolfs Ansichten zwar nicht berichtigt oder weitergeführt, aber doch durch Eröffnung einiger nicht unwichtiger Nebengesichtspunkte bereichert hatte. Und so geschah es denn auch. Hatte schon A. Matthiae in seinen Heyne gewidmeten Animadversiones in hymnos Homericos, Lips. 1800 wenn auch nur bedingungsweise die nach Hemsterhuys' Vorgange von Wolf in den Prolegomenen ausgesprochne Ansicht adoptirt, wonach unsre Homerischen Hymnen eine Sammlung von Proömien zu Rhapsodenvorträgen sind, ohne jedoch dabei Wolfs Verdienste um die Homerische Forschung besonders hervorzuheben, so finden wir das hier versäumte um so eifriger nachgeholt in der in mehr als einer Hinsicht interessanten Vorrede zu J. G. Schneiders Ausgabe von Orpheus Argonautica vom J. 1803. Der Verfasser vertritt hier die ihm von Heyne mitgetheilte Ansicht über diese Schrift, wonach dieselbe das Product eines Dichters der Alexandrinischen Periode ist, welcher ältere Argonautengedichte benutzte, aus ihnen das auswählte, was ihm für seine Zwecke passend schien, ohne dass es ihm gelungen wäre, damit ein Werk aus einem Gusse zu schaffen, und der es sich angelegen sein liess, in der Sprache den Ton der vermeintlichen, oder wirklich alten Poesie des Orpheus nachzuahmen.

Schneider hofft an verschiedenen Stellen seines Commentars im einzelnen Belege für die Richtigkeit dieser seiner Ansicht gegeben zu haben, und derselben dadurch auch bei

solchen Gelehrten Eingang zu verschaffen, die bis jetzt noch andrer Meinung seien, an deren Urtheil ihm aber viel gelegen sei. Zu ihnen rechnet er vor allen Wolf, welcher ihm brieflich mitgetheilt hatte, dass er das Orphische Gedicht so lange für sehr alt und weit über die Alexandrinische Zeit zurückreichend halten müsse, bis ihm aus bestimmten Thatsachen, namentlich geographischer Art, das Gegentheil bewiesen sei. Gerade Wolfs Beifall zu erlangen, würde ihm besonders angenehm sein, da er so grossen Scharfsinn und so viel Urtheil in der Unterscheidung verschiedener Verfasser der Homerischen Gedichte bekundet habe. Denn dass eine solche anzunehmen sei, habe Wolf in seinen Prolegomenen deutlich genug ausgesprochen, wenn er auch seine Ansicht nicht auf alle Bücher ausgedehnt und im Einzelnen durchgeführt habe. Von der Richtigkeit derselben habe er sich selbst aber kürzlich bei Durchlesung der Heynischen Ilias in so hohem Grade überzeugt, dass er nicht blos von hoher Bewunderung für Wolfs kritische Sagacität erfüllt sei, sondern überhaupt nicht begreifen könne, wie Jemand noch im Stande sei, sich ihrer Richtigkeit zu verschliessen, statt auf der von Wolf eröffneten Bahn mit eignen Forschungen und Untersuchungen weiter zu gehen. Darauf theilt Schneider das mit, was er bei der Lectüre des Dichters bemerkt und sich aufgeschrieben hatte, noch bevor der letzte Band der Heynischen Ausgabe in seine Hände gefallen war, wo er dann zu seiner grossen Freude fand, dass sein eignes Urtheil fast überall mit den von seinem verehrten Lehrer gegebenen Andeutungen übereinstimmte.

Dass der Katalog im zweiten Buche viele spätere Einschiebungen von fremden Händen habe, das lasse sich schon aus dem Urtheil der alten Schriftsteller entnehmen. Die ersten neun Bücher habe er sonst ohne Anstoss gelesen, sie scheinen ihm einen Verfasser zu haben, oder wenigstens haben zu können. Das zehnte Buch dagegen sei das kraft- und saftlose Product eines matten Geistes. Wer es fertig bekommen es dem neunten Buche anzuschliessen, möge dies nun Pisistratus oder ein noch späterer gewesen sein, der habe weder irgend eine Rücksicht auf die in der Einleitung angekündigte Absicht des Dichters genommen, noch scheine er überhaupt einen Begriff von der Zusammengehörigkeit

der einzelnen Gesänge als Theile eines Ganzen zu einem einheitlichen Plane gehabt zu haben. Wolle man die Stellung der Dolonie mit der schlaflosen Nacht des Agamemnon rechtfertigen, so müsse man doch zugeben, dass der Geist und die Sprache des ganzen Gedichts einen andern Verfasser bekunde. Im elften Buche, meint Schneider, erkennt jeder wieder mit Leichtigkeit den Verfasser der ersten neun Bücher. Aber das zwölfte Buch ist wieder von demselben oder einem eben so albernen Dichter verfasst als das zehnte. Er beginnt sein Gedicht mit einer dem Plane des Ganzen völlig fremden Erzählung, einer späteren Belagerung der Achäer. Er spricht von einem Wall und einer von den Griechen viel sorgfältiger gemachten Befestigung des Lagers, als dies im vorhergehenden Buche gesagt und überhaupt bei der Kürze der Zeit möglich war. Hektor erscheint in diesem Buche seinen Worten nach als ein ganz andrer als sonst, viel leidenschaftlicher und fast unmenschlich. Dazu kommt die Verschiedenheit der Sprache und viele andre Anzeigen eines andern Ursprungs. Das vierzehnte Buch ist abgesehen von einigen später aufgeflickten Lappen, wie v. 30—40, 317—327, 376. 7, wieder besser und vielleicht von demselben Verfasser, dem wir die ersten neun Bücher mit dem elften verdanken. Ueber das funfzehnte Buch schweigt Schneider. Das sechzehnte scheint ihm von v. 487 an einen verschiedenen und schwächeren Dichter zu verrathen, auch in den folgenden Büchern vermisst er den Verfasser der ersten Bücher der Ilias. Im 18. 19. 21. 22. aber findet er entschieden das alberne Machwerk eines Nachahmers. Der kindische Götterkampf ist lächerlich, noch anstössiger ist Achills Kampf mit dem Flussgott [1]).

In der Odyssee erkennt man sofort einen Dichter einer viel späteren Zeit und ein in Erfindungen und Sitten fort-

---

1) p. XXXII: in libro vero decimo octavo, nono, vicesimo primo et secundo imitatoris ingenium ineptum plane agnoscere coepi, cuius inventa absurda nugacesque sermones interdum mirari video interpretes, aliis plane offensos reperio. Pugnantes inter se pueriliter deos videre licet; at Achillis cum fluvio pugna lectori serio stomachum movet; nec miror equidem Platonem e re publica a se constituta dimittentem harum nugarum auctorem, velut hominem civium honesti et pulcri studiosorum societate plane indignum.

geschrittneres Culturleben. Die Theile des vortrefflichen Gedichts sind mit bewundernswerther Kunst zu einem Ganzen verbunden. Verschiedene Hände der Diaskeuasten hat Schneider blos an zwei Stellen zu erkennen vermocht. Die eine ist die bereits von Wolf namhaft gemachte δ 620 ff., welche so schlecht mit dem vorhergehenden Theile des Buchs verbunden ist, dass der Leser im unklaren bleibt, ob uns der Dichter den Telemach noch am gastlichen Tisch des Menelaus oder bereits zu Hause unter den Freiern seiner Mutter vorführen will. Im letzten Buche scheint dem Verfasser der Geist völlig ausgegangen zu sein, so dass er bei der Erzählung vieler Punkte theils wegen seiner unpassenden Kürze, theils wegen der Dunkelheit der Darstellung die Erwartung des Lesers völlig unbefriedigt lässt. Der Anfang dieses Buches aber bis v. 203 enthält ein dem Plane des Dichters vollkommen fremdartiges, in Sitten, Vorstellungen und der Sprache dem Zeitalter der Homerischen Poesie durchaus widersprechendes Einschiebsel. Zum Schlusse bemerkt Schneider, wenn er die Sprache der Ueberbleibsel Ionischer Dichter und Prosaiker mit der Homerischen in beiden Gedichten vergleiche, so scheine ihm diese wenig oder nichts zu haben, was mehr auf Ionischen Boden als auf den Peloponnes und Attica als ihre Heimath führe. Er wundre sich daher nicht, dass einer Ueberlieferung zufolge Aristarch und Dionysius Thrax als Homers Heimath Attika angesehen haben.

Diese letztere wunderliche Bemerkung ist wohl als ein ungeschickter Ausdruck des Gedankens zu betrachten, dass der Homerische Dialekt unmöglich als eine ältere Vorstufe des Ionischen Dialekts anzusehen ist. Vielmehr ist es eine zu dichterischen Zwecken künstlich geschaffene Schriftsprache, etwa so wie der sogenannte Attische Dialekt, auch kein eigentlicher Dialekt, sondern eine Schriftsprache ist. Die übrigen Bemerkungen über die Verschiedenheiten im Ton und in der Darstellung der einzelnen Rhapsodien, sind an und für sich nicht ganz unrichtig, aber viel zu allgemein gefasst und darum ohne Beweiskraft für das, was sie im Grunde beweisen sollen. So, wie sie gegeben waren, konnten sie höchstens als Anregung zu weiteren Untersuchungen dienen, nicht aber selbst auf wissenschaftliche Bedeutung

Anspruch erheben. Dasselbe gilt freilich auch von dem, was Ilgen und Hermann über Homerische Interpolationen bemerkt hatten. Schon hier macht sich die Unsitte geltend, aus unvollständig beobachtetem Thatbestande, nach den blosen Eindrücken des subjectiven Gefühls, ja ohne sichere Grundlage zu logisch bündigen Schlüssen, scheinbare Resultate zu gewinnen, die dann ohne weiteres im Tone apodiktischer Gewissheit für Thatsachen ausgegeben und als solche weiter benutzt werden. Kein Dichter der Welt steht in einem Werke grösseren Umfangs überall auf gleicher Höhe der Leistung. Ueberall wechseln gelungene Glanzpunkte mit minder gelungenen ab. Während hier die dichterische Begeisterung in höchster Vollendung uns entgegentritt, kehrt sie vielleicht schon auf den nächsten Seiten auf das Niveau dichterischer Alltäglichkeit zurück. Verschiedenheiten im Ton der Erzählung und der Sprache verschiedener Theile eines Werkes können niemals irgendwie genügendes Beweismaterial dafür abgeben, dass wir es mit Werken verschiedener Verfasser zu thun haben, sie beweisen höchstens, was im Grunde selbstverständlich ist, aber selbst das nicht immer, dass sie von demselben Verfasser in Zwischenräumen behandelt sind. Zunächst aber legen sie dem Interpreten die Frage vor, ob sie nicht vom Dichter beabsichtigt, d. h. durch die Verschiedenheit der von ihm zu behandelnden Situationen und Verhältnisse bedingt sind, denn wie der Maler, so muss auch der Dichter in seinem Werke überall für die gehörige Vertheilung von Licht und Schatten und somit auch für Abwechslung des Tones sorgen. Wie in der Prosa, so giebt es auch in der Poesie verschiedene Ideen oder Grundformen der Darstellung, und wie sich die höchste Vollendung rednerischer Darstellung in der geschickten Beherrschung sämmtlicher Ideen und der rechtzeitigen Verwendung der einzelnen am gehörigen Orte bekundet, so findet etwas ähnliches natürlich auch in der erzählenden Darstellung des epischen Dichters statt. Subjective Geschmacksurtheile tadelnder Art haben immer ihr missliches. Sie können selten auf allgemeine Anerkennung rechnen. Will man dafür einen recht augenfälligen Beleg haben, so vergleiche man I. Bekkers Abhandlung 'über den Anfang der Odyssee' in den Homer. Blätt. S. 99 ff. mit dem, was

Lehrs in der zweiten Ausgabe seines Aristarch p. 419 ff. dagegen gesagt hat. Noch viel bedenklicher aber ist es, derartige Geschmacksurtheile in unberechtigter Weise von einzelnen Stellen über ganze Rhapsodien auszudehnen. Es giebt im Homer nicht eine einzige Rhapsodie, an der man nicht im Einzelnen hie und da dieses oder jenes auszusetzen fände, aber auch keine einzige, die gänzlich zu verwerfen wäre und das generelle Prädicat matter oder gar schlechter Poesie verdiente. Und doch ist die neuere Homerkritik mit der Ertheilung dieses Prädicats sehr freigebig gewesen, kein Wunder daher, dass sich über einzelne Partien bisweilen ganz diametral entgegenstehende Geschmacksurtheile vorfinden. Während also Schneider im 18. Buche ohne weiteres das alberne Machwerk eines Nachahmers findet, kann derselbe Lehrs p. 429 gerade für die Schönheit dieses Buches in seiner wunderbaren Innerlichkeit nicht genug des Lobes finden. Man lese selbst seine herrlichen, tiefempfundenen Worte nach. Bleiben wir aber bei dem bis jetzt vorliegenden Materiale stehen, so sind es dieselben Bücher, in denen Schneider den Verfasser der ersten Bücher vermisst, ja in denen er entschieden das alberne Werk eines Nachahmers findet, welche Wolf, wie wir gleich hören werden, zu derselben Zeit für stürmischer und poetischer, also doch jedenfalls für schöner erklärt hat, als die früheren. Da steht einem denn allerdings buchstäblich der Verstand still!

Siebentes Capitel.

Dass die philologischen Studien seit dem Erscheinen der Wolfschen Prolegomena in Deutschland einen raschen Aufschwung genommen haben, und dass in Folge dessen Wolf als der eigentliche Begründer der neueren Alterthumswissenschaft zu betrachten ist, ist bekannt. Eine nähere Darlegung dieses Umstandes ist jedoch nicht dieses Ortes. Eben so bekannt ist es, dass seitdem Homer auf allen Gebieten dieser Wissenschaft in den Vordergrund der Studien gestellt wurde. Merkwürdigerweise geschah aber für die Homerische Frage selbst lange Zeit so gut wie nichts. Der nächste Grund dieser für uns jetzt auffälligen Erscheinung ist natürlich darin zu suchen, dass man die Homerische

Frage so zu sagen als Wolfs eigentliche Domäne betrachtete und nun abwarten wollte, was dieser scharfsinnige Mann im einzelnen noch leisten würde. Hatte er ja noch vieles in Aussicht gestellt, einen zweiten Band der Prolegomena, Mittheilung der inneren Kriterien für Verschiedenheit der Verfasser in Ilias und Odyssee, die Zusammenstellung des kritischen Apparats zum Homer, eine ausführliche Geschichte des Textes und der Interpretation der Homerischen Gedichte und noch manches andere.

Von allen diesen Versprechungen hat nun aber Wolf bekanntlich keine einzige eingelöst und gehalten. Mit der Vorrede zu der 1804 bei Göschen in Leipzig erschienenen neuen Ausgabe der Ilias hatten Wolfs litterarische Leistungen für Homer ein Ende. So schätzbar dieselbe wegen der in ihr enthaltenen diorthotischen Grundsätze ist, welche Wolf darlegt und ja auch thatsächlich in seiner Ausgabe befolgt hat, so wenig enthält sie für die Homerische Frage. Blos Klagen darüber, dass die von ihm in den Prolegomenen angeregten Untersuchungen im Ganzen so wenig Anklang gefunden. Seinem Buche seien wenig Leser zu Theil geworden, welche die darin vorgetragenen Ansichten nicht falsch aufgefasst und verdreht hätten, noch weniger, welche sich bei seiner Lectüre ihrer alten Vorurtheile hätten entschlagen können und den dunkeln Weg durch abgelegene Partien des Alterthums nicht gescheut hätten, keiner endlich, der ihn selbst eines besseren und den Anforderungen historischer Wissenschaft mehr entsprechenden belehrt, widerlegt oder gezeigt hätte, dass und worin seinerseits ein Irrthum begangen sei. Unter denen, die als Gegner seiner Ansicht aufgetreten, hätte sich Niemand auf die eigentliche Hauptsache der ganzen Untersuchung eingelassen. Die letztere Behauptung Wolfs war nun allerdings nicht ganz richtig. Billigerweise konnte er nur verlangen, dass man sich an das hielt, was er in den Prolegomenen wirklich gesagt, nicht aber an das, was er im allgemeinen blos angedeutet hatte. Von dem aber, was er wirklich gesagt hatte, was sammt und sonders die exoterische Seite der Frage betraf, war unzweifelhaft die von ihm adoptirte und mit neuen Gründen unterstützte Ansicht, dass Homer seine Gedichte nicht aufgeschrieben habe, die Hauptsache, obenein von ihm

selbst wiederholt dafür erklärt. Auf diese Annahme waren aber die Angriffe von St. Croix sowie Hug gerichtet gewesen, freilich mit unzulänglichem Erfolge. Erst wenn man diese Hauptsache zugab, ergab sich die Annahme einer kunstmässigen Fortpflanzung durch Sänger- und Rhapsodenschulen, von denen das Alterthum nichts weiss, als unabweisbar, und erst dann hatte Wolf Recht mit seiner Behauptung, dass die epische Einheit, wie sie in der heutigen Ausdehnung der Gedichte zu Tage tritt, nichts ursprüngliches sein könne. Wenn er übrigens an dieser Stelle seiner Vorrede sagte „in votis habebam, ut gravis et difficilis causa, novis rationibus in disceptationem adducta, a gravibus et nulla cupiditate corruptis iudicibus severe cognosceretur, a quibus confirmatus deinde singula argumenta explicarem, aut in rectiorem viam deductus et contrariis rationibus revictus errores ipse meos palam atque aperte deponerem", so konnte man, da die bisherige confirmatio Wolf nicht zu genügen schien, eine derartige deductio und revictio aber dermalen nicht zu erwarten stand, schon mit ziemlicher Sicherheit entnehmen, dass er von selbst nichts weiter sagen und die ganze Sache auf sich würde beruhen lassen.

Und so geschah es denn. Auch in den nach Wolfs Tode herausgegebenen Vorlesungen über die vier ersten Gesänge der Ilias und über Geschichte der Griechischen Litteratur finden wir nur seine aus den Prolegomenen bekannten Ansichten im Tone dogmatischer Gewissheit wiederholt, aber nur unwesentlich erweitert oder berichtigt. In den ersteren (sie sind zu Anfang dieses Jahrhunderts an der Universität Halle gehalten, und wurden aus einer von J. Conrad v. Orelli genommenen Abschrift Bern 1830—32 durch L. Usteri in zwei Bänden herausgegeben) wird von vornherein die ältere und neuere d. h. Wolfsche Vorstellungsart über den Dichter und seine Gesänge unterschieden. Dass die Erfindung der Schriftstellerei 700 Jahre vor Christo gehöre und nicht älter sei, sei in den Prolegomenen ausgemacht. Dagegen habe Prof. Hug geschrieben. Aber man dürfe nicht glauben, dass in einer Nation gleich mit Erfindung der Buchstabenschrift auch Bücher geschrieben wurden. Das hatte aber Hug auch keineswegs behauptet. Die Griechen, fährt Wolf fort, hatten dies selbst nicht gethan bei Gesängen, da es

ihnen ganz todt hätte scheinen müssen bei dem natürlichen Vortrag, an den sie gewöhnt waren. Die Absicht, etwas der Vergessenheit zu entreissen, konnte bei den Griechen gar nicht Statt finden, da alles täglich wiederholt wurde. Auch war das Gedächtniss bei den Griechen und allen früheren Völkern unglaublich stark (S. 6). Weiter heisst es, dass unsre Homerischen Gesänge nicht von einem Sänger herrühren können, ergebe sich aus der in den Gedichten selbst vorhandenen Diversität. Mangel an Schreibkunst und dergleichen wäre gar kein Grund, dass es nicht von Einem sein könnte, aber wer das ganze gut lesen kann, muss diese Diversität finden. Die ersten Gesänge der Ilias haben weit mehr Ruhe und Natürlichkeit als die letzten, die letzten vom achtzehnten Buche an sind weit stürmischer und poetischer. Ganz umgekehrt ist es bei der Odyssee, wo vom sechzehnten Buche an die Gesänge oft schal sind. Aber auch nicht aus gleicher Zeit können sie sein, denn die Sprache hat Verschiedenheiten. Diese esoterischen Gründe aber sind weit wichtiger als die exoterischen, die in den Prolegomenen auseinandergesetzt sind (S. 11). Dass der Schluss der Odyssee sich von allen übrigen Büchern sehr unterscheidet, und erst der späteren Hesiodischen Periode angehört, war schon vorher bemerkt (S. 5). Spuren der sogenannten Urilias kann man höchstens auf S. 8 finden, wo es heisst: „So aus dem Stegreif entworfene Gesänge sind aber unsre nicht; sie sind mit Nachdenken entworfen, und zwar, was die Ilias betrifft, gewiss grösstentheils zwischen 1000 und 900 v. Chr. entstanden, aber fortsetzungsweise gemacht nach Massgabe der schon bekannten Geschichte, welche schon andre behandelt hatten“.

Das alles ist doch aber höchst unbedeutend. Nicht viel mehr geben die Leipz. 1831 von Gürtler herausgegebenen Vorlesungen über Geschichte der Griechischen Litteratur. Am wichtigsten in ihnen ist wohl der Passus auf S. 151: „Wenn ich die Ideen über Ungleichheit zusammennehme, so muss ich gestehen, dass, gesetzt es gäbe keine Nachrichten, ich urtheilen müsste: diese Werke müssen von vier und fünf Menschenaltern sein, nicht aus einem Zeitalter, nicht von einem Verfasser, sondern dass Homer den Grund legte, besonders zur Ilias, und dass andere in grossen Con-

tinuationen fortfuhren. Diese Continuationen muss man sich so denken, dass in der Ilias und Odyssee drei bis vier grosse Continuationen sind. So ist der Schluss der Odyssee von einem andern Sänger gesungen; in der Ilias giebts grössere".

Wolf hat nach seiner letzten Iliasausgabe — 1817 wurde sie einfach wiederholt — noch zwanzig Jahre gelebt und in dieser ganzen Zeit nichts mehr für Homer gethan. So blieb denn die Homerische Frage in dem ersten Viertel unsres Jahrhunderts thatsächlich auf dem Punkte stehen, auf welchen sie durch Wolf am Schluss des vorigen gebracht war. Nennenswerthe Leistungen anderer für diesen Theil der Homerischen Studien sind aus diesem Zeitraum daher nur wenige vorhanden. Es wurde gerade so viel geschrieben, dass man sah, dass sich die engeren Kreise der Philologen für die angeregten Probleme zur Zeit noch interessirten. Auf einem einzigen, allerdings nicht unbedeutenden Punkte erfuhren Wolfs Ansichten eine Berichtigung. Von zwei Seiten aus wurden seine esoterischen Andeutungen durch Herbeischaffung neuer Thatsachen erweitert, ohne dass dies gerade zu weiteren Resultaten geführt hätte. Von zwei anderen Seiten aus wurde ein Versuch gemacht Wolfs Ansichten zu modificiren, indem man mit Festhaltung der Einheit bemüht war grössere Interpolationen aus den Homerischen Gedichten auszuscheiden, ein Standpunkt, den späterhin Nitzsch, wenngleich von wesentlich anderer Grundlage aus, zu dem seinigen gemacht hat, und der noch bis zu dieser Stunde von den namhaftesten Gelehrten vertreten wird. Endlich fehlte es nicht an Versuchen Wolfs Ansichten für das grössere Publicum zu popularisiren.

Eine Berichtigung gab 1807 Heinrich in Kiel, ein Schüler Heynes, in seiner wortreichen Diatribe de diasceuastis Homericis. Unter Diaskeuasten nämlich verstand Wolf, wie wir gesehen haben, die vermeintlichen Ordner der mündlich überlieferten, nunmehr aber schriftlich aufgezeichneten Rhapsodien zu einem Ganzen, die sich bei ihrer Arbeit nächst der Tilgung von Widersprüchen zur Herstellung eines glatten Zusammenhangs allerlei Auslassungen und Zusätze eigner Erfindung erlaubten, deren Thätigkeit eigentlich erst für die Zeit nach Pisistratus bis in das Alexandrinische Zeit-

alter angenommen wurde. Heinrich dagegen zeigte, dass nach dem Sprachgebrauch der Alten ein Diaskeuast nicht einen Ordner vorhandener Theile, sondern einfach einen Interpolator des bereits fertig vorliegenden Textes durch ungehörige Einschiebsel bezeichnet. Damit wurde in der That nicht blos die von Wolf gebrauchte Terminologie berichtigt. Die Sache ist seitdem gründlicher behandelt worden von Lehrs Aristarch S. 349 (S. 334 der 2. A.), dessen Ansichten Nitzsch Hist. Hom. II p. 60 beipflichtet[1]), und so braucht sich kein Homeriker Sorge zu machen, wenn es ihm nicht gelingt, die bereits ganz selten gewordene Diatribe Heinrichs zu Gesicht zu bekommen und selbst zu lesen. Dass die Homerischen Gedichte in der Zeit von Pisistratus bis auf die Alexandriner, von Veränderungen der Lesart abgesehen, sowie von dem Zusatz oder Ausfall einzelner Verse, keine weiteren Veränderungen erlitten haben, wird gegenwärtig wohl von Niemand bezweifelt.

Erweitert wurden Wolfs esoterische Andeutungen zunächst durch einen seiner Schüler, den viel versprechenden, aber leider auf einer Reise nach Griechenland früh verstorbenen Dänen Koës, in seiner 1806 in Kopenhagen erschienenen Commentatio de discrepantiis quibusdam in Odyssea occurrentibus, einer überarbeiteten Promotionsschrift. Alles was sich auf die äusseren Momente der Frage nach der ursprünglichen Gestalt der Homerischen Gedichte beziehe, also die besonderen Fragen nach dem Alter der Schreibkunst in Griechenland, nach der alten Art die Gedichte zu entwerfen und vorzutragen, nach den Rhapsoden als den alleinigen Depositären derselben, nach den Verdiensten des Solon und Pisistratus um Sammlung und Ordnung der epischen Gedichte — alles das sei von Wolf in den Prolegomenen in erschöpfender und unwiderlegbarer Weise behandelt — ea doctrinae copia et ingenii acumine disputata sunt, ut nil fere desideres, neque rationibus contra eius sententiam allatis ullo modo commovearis. Dagegen fehlen noch die inneren Momente, bei denen es sich um die Beschaffenheit der Gedichte selbst handelt, um ihre Einheit und die in ihnen vorhandenen Widersprüche. Ein Beitrag zu dieser

1) Vgl. auch Baumgarten-Crusius zu Müllers Hom. Vorschule S. 72.

Seite der Frage, zugleich eine Bestätigung dessen, was Wolf in den Prolegomenen p. CIX—CXXXVIII angedeutet hatte, soll nun hier gegeben werden.

Koës nimmt an, die Odyssee sei die nachträgliche Vereinigung mehrerer ursprünglich selbständiger und von verschiedenen Verfassern herrührender Stücke zu einem Ganzen. Die vier ersten Bücher hängen abgesehen von der προέκθεσις und dem Schluss des vierten Buches, welcher die glückliche Heimkehr Telemachs nach Ithaka berichtet, unter sich aufs schönste zusammen, aber sie stehen in mehrfachem Widerspruch mit den folgenden Büchern. Telemachs Abwesenheit von zu Hause war ursprünglich nur auf kurze Zeit, auf höchstens zwölf Tage berechnet. Erst wenn er dann noch nicht zurückgekehrt sei, soll Eurykleia die Mutter von seiner Abreise benachrichtigen, falls sie nicht vorher ihn vermisst (β 373 ff.). Auch hatte er Gründe, nur kurze Zeit von Ithaka wegzubleiben, auf deren einen wenigstens auch Nestor γ 313 ff. ihn hinweist. So sehen wir ihn denn auch δ 594 ff. einen längeren Aufenthalt in Sparta ausschlagen, damit seine in Pylos auf ihn wartenden Gefährten nicht ungeduldig werden. Thatsächlich aber bleibt er, wie wir aus ν ersehen nach Berechnung der dazwischen liegenden Zeit 28 Tage in Sparta. In dieser Rhapsodie theilt ferner Athene auffallenderweise dem Odysseus mit, Telemach sitze r u h i g in Sparta, und im Anfange von ο muss ihn die Göttin in der That erst an die Heimkehr erinnern. Und als Telemach den Menelaus ο 68 ff. um seine Entlassung bittet, antwortet dieser so, als habe Telemach von seiner Rückkehr vorher noch gar nicht gesprochen, ja er hält es für möglich, dass dieser etwa noch eine längere Vergnügungsreise durch Griechenland machen wolle. In den dazwischen liegenden Büchern ist aber von einer längeren Abwesenheit Telemachs nirgends die Rede, ja in ρ, wo Telemach mit Bezugnahme auf das in γ und δ erzählte über den Verlauf seiner Reise Bericht erstattet, behauptet er schnell zurückgekehrt zu sein.

Derartige Widersprüche in der Chronologie finden sich aber auch sonst noch. Eumäus erzählt der Penelope ρ 513, er habe den Fremdling 3 Tage und 3 Nächte bei sich gehabt. Nun verstreichen aber von Ende ν bis ρ vier Tage und Nächte, man müsste denn annehmen, der Tag, den

Odysseus in ξ bei Eumäus zubringt, sei derselbe Tag, an welchem Telemach in ο den Menelaus verlässt und nach Pherä kommt, so dass Athene in derselben Zeit sich nach Sparta begiebt, in welcher Odysseus zu Eumäus kommt. Nimmt man dies vorläufig an, so kommt Odysseus nach ν 93 ff. am Morgen des in ξ beschriebenen Tages nach Ithaka. Folglich verlässt ihn Athene am Morgen. Als sie aber in ο nach Sparta kommt, ist es noch Nacht. Ist nun aber der Tag, an welchem Telemach den Menelaus verlässt, derselbe Tag, der in ν und ξ beschrieben wird, so ist offenbar Athene ungefähr in derselben Zeit nach Sparta gelangt, in welcher Odysseus in Ithaka landete, kurz vor Tages Anbruch, dies widerspricht aber dem, was wir in ν über die Unterredung zwischen Athene und Odysseus lesen, nachdem der Tag bereits angebrochen ist. Diese Widersprüche in der Chronologie, meint Koës, sind nun daher gekommen, dass die Rhapsodien von Telemachs an sich nicht langem Aufenthalt bei Menelaus mit einer andern Rhapsodie von Odysseus Rückkehr in die Heimath zu einer Einheit verknüpft sind.

Was nun die einleitenden Worte des ersten Buches anbetrifft, so können sie natürlich nicht als Einleitung zu der Erzählung in den vier ersten Büchern betrachtet werden, aber auch nicht als Einleitung zur ganzen Odyssee, wie sie uns jetzt vorliegt, jedenfalls veranlassen sie uns nicht, die Bestrafung der Freier, überhaupt etwas von dem zu erwarten, was nach des Odysseus Ankunft in der Heimath, also in der ganzen zweiten Hälfte des Gedichts sich zuträgt. Demnächst ist die doppelte Götterversammlung in α und ε zu Anfang anstössig. Die zweite ignorirt die erste vollständig. Athene spricht so, als wäre von der Befreiung des Odysseus unter den Göttern noch gar keine Rede gewesen, und die Worte des Zeus v. 22—24 lassen sich auf keine frühere Stelle zurückbeziehen. Wir haben es hier eben mit der Einleitung zu einem ursprünglich selbständigen νόστος des Odysseus zu thun, aus dem sich dann die Erzählung des Odysseus bei den Phäaken wieder als selbständiger Theil abhebt, wenngleich dieser Umstand sich nicht mit directen Widersprüchen belegen lässt. Auch die letzten 12 Bücher bilden scheinbar ein zusammenhängendes Ganze, und doch finden sich auch in ihnen mehrfache Spuren,

die uns auf eine gegentheilige Annahme führen. Wenn Odysseus in π, wo er die Vorbereitungen zum Freiermord trifft, dem Telemach befiehlt die Waffen aus dem Gemach in den Thalamos zu tragen, wenn aber die Freier danach fragen sollten, ihnen zu sagen, er thue es, damit dieselben nicht durch den Rauch beschädigt würden und die Freier nicht etwa in der Trunkenheit sich mit ihnen verletzten, und dann v. 295 ff. weiter befiehlt, zwei Schwerter mit zwei Speeren und zwei Schilden für sie beide zurückzulassen, so ist es sehr auffällig, dass auf diesen Umstand im Anfange von Rhapsodie τ, wo die Waffen wirklich in den Thalamos getragen werden, keine Rücksicht genommen wird und dies nicht geschieht.

Auch sonst finden sich manche Widersprüche, aus denen sich auf die ursprüngliche Nichtzusammengehörigkeit der einzelnen Partien ein Schluss machen lässt, und zwar auch innerhalb der letzten Bücher. μ 389 ff. will Odysseus den Zorn und die Klagen des Helios im voraus von der Kalypso gehört haben, und zwar soll es diese wieder vom Hermes erfahren haben. Aber in ε kommt Hermes offenbar zum erstenmale zu Kalypso und sagt ihr nichts davon, wie auch Kalypso in η dem Odysseus nichts von dem erzählt, was ihr Hermes mitgetheilt haben könnte. — v. 397 ff. (vgl. 189 ff.) wird Odysseus von Athene in einen unscheinbaren alten Bettler verwandelt, um unerkannt von allen das Werk der Rache vollführen zu können. Nur auf einen Augenblick erhält er, um von Telemach erkannt zu werden, seine wahre Gestalt wieder, π 172 ff., kehrt aber sogleich in die Verwandlung zurück. In den folgenden Büchern behält Odysseus diese durch Verwandlung erhaltene Gestalt bei, wird aber trotzdem an seiner Narbe erkannt. In ψ 156 ff. giebt ihm Athene seine ursprüngliche Gestalt nicht zurück, sie lässt ihn blos in seiner gegenwärtigen schöner und stattlicher aussehen. Auch so erkennt ihn Penelope nicht, so wenig wie Laertes im letzten Gesange, bevor er die Narbe gesehen hat. Philoetius aber sagt υ 194 Odysseus gleiche an Gestalt einem königlichen Manne, und nach ψ 95. 115 ff. erkennt Penelope ihren Gatten blos deshalb nicht, weil er schmutzig aussieht und schlechte Kleider anhat. Davon, dass Odysseus wirklich verwandelt ist und zwar in einen

unschönen Greis, also seine ursprüngliche Gestalt erst von Athene zurückerhalten muss, weiss der Verfasser der letzten Bücher, etwa von c an, offenbar nichts. Er denkt sich den Odysseus lediglich durch seine zwanzigjährige Abwesenheit und in Folge der mancherlei Mühsale, die er während derselben erlitten, unkenntlich geworden [1]). — Nach den Worten des Tiresias in λ 117, sowie der Athene in ν 378 haben die Freier der Penelope bei ihrer Werbung Brautgeschenke gegeben. Aus c 274 ff. dagegen geht hervor, dass sie keine Geschenke gegeben haben, und dass gerade darin mit das Ungebürliche ihrer Werbung besteht, über das auch anderwärts geklagt wird. — Wenn Telemach in π 81 dem Odysseus verspricht, ihn hinschicken zu wollen, wohin er begehrt, so stimmt das schlecht mit β, wo er ohne Dazwischenkunft der Athene nicht einmal für sich ein Schiff erhalten konnte. — Was Odysseus ρ 442 ff. dem Antinous über seine früheren Schicksale erzählt, ist etwas ganz andres, als was er dem Eumaeus in ξ erzählt hatte, und doch bekommt Eumaeus, der Feind der Lüge, auch diese zweite Erzählung zu hören und hört sie gleichmüthig mit an. So erzählt auch Odysseus τ 180 ff. der Penelope etwas ganz andres, als was er dem Eumaeus erzählt hatte, und doch musste er annehmen, dass dieser seine frühere Erzählung der Penelope bereits hinterbracht habe. — Was Eurykleia υ 135 ff. dem Telemach über die Art und Weise sagt, wie Odysseus von Penelope aufgenommen sei, stimmt durchaus nicht zu der thatsächlichen Schilderung dieser Aufnahme in τ. — In ξ 104 erzählt Eumaeus dem Odysseus, dass sein Herr elf Ziegenherden habe, die von edlen Männern besorgt würden. Von ρ an aber erscheint Melanthius, der oberste dieser Ziegenhirten, durchgängig als Bösewicht, und ρ 246 werden sämmtliche Ziegenhirten als schlecht bezeichnet. — Nach den Schilderungen der Unterwelt in κ 493. λ 218 ff. sind die Todten im Hades wesenlose Schatten, die erst, wenn sie Blut getrunken haben, wieder auf kurze Zeit Erinnerung erhalten und in Folge dessen den Odysseus erkennen und mit ihm sprechen können. Dagegen hat Agamemnon in

1) Vgl. über diesen Punkt: Kirchhoff über einige Motive der Handlung im zweiten Theile der Odyssee, in Jahns Jahrb. 1866 S. 1 ff.

seiner Unterredung mit Achill in ω, auch ohne dass er Blut trinkt, genaue Erinnerung der Vergangenheit. Nicht minder auffällig ist es, dass er den zwar gestorbenen, aber zur Zeit noch nicht begrabenen Amphimedon erkennt und sich mit ihm des längeren über frühere Begebenheiten unterhält. Denn wollte man etwa sagen, die Schatten können auch ohne Blut zu trinken mit einander verkehren, so ist dagegen zu erinnern, dass der Todte, so lange er noch nicht wirklich beerdigt ist, als völliger Schatten noch gar nicht betrachtet werden kann, wie denn auch demgemäss der noch nicht bestattete Elpenor in λ, auch ohne Blut getrunken zu haben, den Odysseus erkennt und sich mit ihm über vergangenes bespricht.

In ähnlicher Weise wurde einige Jahre später das Vorhandensein zahlreicher Widersprüche auch in der Ilias nachgewiesen durch F. A. W. Spohn in seiner Abhandlung de agro Trojano in carminibus Homericis descripto, welche 1814 als Anhang zur Leipziger Ausgabe von Porsons Adversaria erschien. Derartige Widersprüche, wie sie Wolf in Betreff des Pylaemenes nachgewiesen hat, finden sich mehrere.[1] Abgesehen von solchen Fällen, in denen sich die Identität der Person nicht feststellen lässt — wie bei Thoon: Thoon der Sohn des Phaenops wird E 152 von Diomedes getödtet. Auch Odysseus tödtet Λ 422 einen Thoon. M 140 findet sich wieder ein Thoon unter den Trojanern, welche mit Asios das Griechische Lager stürmen, endlich tödtet Antilochus einen Thoon N 545, doch kehrt die Bezeichnung als Sohn des Phaenops an den letzteren Stellen nicht wieder — so werden im Schiffskatalog blos Schedius, der Sohn des Iphitus und sein Bruder Epistrophus als Führer der Phocier erwähnt. Ersterer fällt P 307, aber ein Führer der Phocier Namens Schedius war bereits O 515 gefallen, wo er freilich der Sohn des Perimedes heisst. Meges, der Sohn des Phyleus, ist nach B 627 der Führer der Dulichier, nach N 692, O 519 dagegen Führer der Epeier. Diomedes hat nach Θ 195 einen Harnisch, den Hephaestus selbst gemacht hat. Aber die Waffen, die er mit Glaucus vertauscht Z 230 ff., waren

1) Vgl. L. Friedländer über die kritische Benutzung der Homerischen Homonymie in Jahns Jahrb. 1855 S. 537 ff.

sämmtlich von geringerem Werth, dass aber Glaucus Waffen von Hephaestus verfertigt gewesen seien, wird nirgends berichtet. Diomedes wird Ξ 28 von Paris so verwundet, dass der Pfeil den Fuss durchbohrt und in der Erde stecken bleibt. Verwundet ermuntert er die Griechen Ξ 129 ff., hinkend kommt er zur Versammlung T 47, aber zwei Tage darauf nimmt er wohlbehalten und mit gutem Erfolg an den Spielen Theil Ψ 290 ff. Aehnliches gilt von Odysseus und Agamemnon.

Zahlreiche Widersprüche finden sich nun auch hinsichtlich der Topographie der Troischen Ebene, wie dies Wolf selbst in den Prolegomenen p. CXXXIV n. 99 bereits angedeutet hatte. Die Stadt Ilios liegt hoch auf einer Anhöhe, zu der man hinauf und von der man herabsteigt, nach Υ 216 liegt sie dagegen in der Ebene. Kassandra ist Ψ 700 nach Pergamum der am höchsten gelegenen Burg von Troja hinaufgestiegen und erblickt von hier aus zuerst den mit Hektors Leiche zurückkehrenden Priamus. Aber nach Z 243 ff. wohnt sie bereits mit den übrigen Gliedern der königlichen Familie auf Pergamum. Wir haben uns Troja als grosse, weitläufig gebaute Stadt zu denken, in Sonderheit liegt Pergamum mit den Tempeln der Götter und den Palästen der Königsfamilie vom Skaeischen Thore ziemlich weit ab (Z 390 ff.). Nichts destoweniger vernimmt Andromache, welche im Palast ihres Gatten am Webstuhl sitzt, X 437 ff. die Stimme der auf dem Skaeischen Thore wehklagenden Hekabe. Dicht vor dem Skaeischen Thore steht eine hohe, dem Zeus geheiligte Buche (Z 237. I 354. Λ 170). Φ 549 ff. dagegen ist die Buche von der Stadt soweit entfernt, dass das ganze vor Achill fliehende Heer der Trojaner dazwischen Platz hat. Aehnlich verhält es sich mit dem wilden Feigenbaum. Z 433 befindet er sich dicht bei den Mauern der Stadt. Damit stimmt im ganzen X 145. Eine ganz andere Lage dagegen und zwar mitten in der Ebene hat er Λ 166. Das Grabmal des Ilus liegt Ω 349 am Skamander, Λ 371 dagegen ziemlich weit von diesem Flusse entfernt. Ja noch mehr. Als die Trojaner jenseits des Skamander sich in der Nähe des Griechischen Lagers festgesetzt hatten, geht Hektor ein wenig zurück und beruft am Ufer des Skamander die Aeltesten der Troer zu einem Kriegsrathe, Θ 490 ff. Da-

gegen wird dieser Kriegsrath K 415 am Grabmal des Ilus abgehalten, folglich muss dasselbe als jenseits des Skamander befindlich gedacht werden. Die Ebene, die sich von dem Ufer des Meeres bis zum Skamander erstreckt, ist sandig. Auf dem Sande stehen die Schiffe A 486, Sand befindet sich vor den Schiffen Φ 202, Ψ 15. 853, vor denen an anderen Stellen Seetang und Strauchwerk wächst, aber B 467 ist diese Ebene mit Blumen bedeckt. Ueber das Terrain, auf welchem Patroklus bestattet und die Leichenspiele zu seiner Ehre gefeiert werden, bleiben wir völlig im Unklaren. Nirgends lesen wir, dass Achill und die Griechen die Thore des Lagers verlassen und jenseits des Grabens Platz genommen haben. Ausserdem beweinen die Myrmidonen den Patroklus in der Nähe von Achills am Meere gelegenem Zelt. Hier sollte man meinen, ist auch sein Leichnam bestattet und sind die Spiele veranstaltet worden. Aber Ψ 365 verbietet uns an den Raum zu denken, der zwischen den Schiffen und den Zelten liegt, da aber die Mauer sich dicht vor den Schiffen befindet, so ist auch zwischen den Zelten und der Mauer kein Raum für die Spiele. Ψ 359, 464 ist die Scene fernab von den Schiffen, mitten in der glatten Ebene. Die wettrennenden fahren Ψ 365 rasch weit ab von den Schiffen, aber 374 kehren sie wieder zum grauen Meere zurück. Kurz, der Verfasser von Ψ weiss nichts von der Mauer, welche das Lager der Griechen umgiebt, während sie in Ω wieder zum Vorschein kommt. Die Schiffe des Ajax stehen K 113, Λ 7 auf dem äussersten linken Flügel, N 679 ff. dagegen in der Mitte, während hier Idomeneus vor seinen auf dem linken Flügel befindlichen Schiffen kämpft. Ψ 69—92 bittet der Schatten des Patroklus den Achill, seine Gebeine in einer Urne beizusetzen, die ihm einst seine Mutter Thetis gegeben habe. Dies geschieht v. 226—256. Patroklus' Gebeine werden aus der Asche gesammelt, in der Urne beigesetzt und über dieser wird für den Augenblick ein niedriger Hügel errichtet, den dereinst die Griechen höher machen sollen, wenn erst des Achilles Gebeine zu denen seines Freundes gesellt sein würden. Im letzten Gesange der Odyssee erhalten wir nun die ausführliche Beschreibung von Achills Bestattung. Zwar werden hier seine Gebeine mit denen seines Freundes ver-

mischt, aber von dem Grabhügel des Patroklus und dessen Erhöhung, wie sie Achill gewünscht hatte, ist weiter keine Rede, und jetzt erst bringt Thetis eine Urne, die sie einst vom Bacchus erhalten hatte, um in ihr die Gebeine der beiden Freunde zusammen beizusetzen.

Solche Widersprüche, wie sie von Koës und Spohn in Odyssee und Ilias nachgewiesen sind, giebt es nun bekanntlich noch weit mehrere. Meist sind es kleine Discrepanzen in Ort und Zeit und Nebenumständen der erzählten Begebenheiten, die man beim Lesen, wenn man sie nicht absichtlich aufsucht, gar nicht gewahr wird. Dahin ist auch das plötzliche Auftauchen und eben so plötzliche Verschwinden poetischer Motive zu rechnen, denen, wenn sie einmal gebraucht sind, dann keine weitere Folge gegeben wird. Bisweilen sind sie aber auch tiefergehend, und sobald sie einmal bemerkt sind, für den Leser allerdings störend. Aus derartigen Widersprüchen geht nun für Koës und Spohn die ursprünglich selbständige Abfassung einzelner Rhapsodien und Gesänge durch verschiedene Dichter hervor, denn erst durch deren nachträgliche Vereinigung zu einem poetischen Ganzen seien die Widersprüche in das Gedicht hineingekommen. Oder richtiger gesagt, die Widersprüche sind ihnen willkommene Indicien zur Bestätigung der früher bereits feststehenden Ansicht von der ursprünglichen Abfassung der Gesänge durch verschiedene Dichter und deren nachträgliche Vereinigung zu einem Ganzen. Denn Koës und Spohn lehnen sich einfach an den Standpunkt der Wolfschen Prolegomena an. Dass die Gedichte ursprünglich nicht schriftlich aufgezeichnet seien, steht ihnen fest, ebenso ihre blos mündliche Ueberlieferung durch Rhapsoden, die in den älteren Zeiten selbst Dichter waren, endlich ihre Zusammenfügung zu einem Ganzen erst durch Pisistratus. Auch wenn keine Widersprüche in Ilias und Odyssee sich fänden, würden ihnen alle diese Ergebnisse doch noch feststehen, aber dass sie sich finden, ist ihnen eben ein willkommenes Indicium dafür, dass verschiedene Zeiten und Hände an dem gearbeitet haben, was wir jetzt Homerische Poesie nennen.

Sieht man aber von den Wolfschen Voraussetzungen ab, so können diese Widersprüche an sich betrachtet für die Verschiedenheit der Verfasser natürlich nicht das mindeste

beweisen. Wird ein grösseres episches Gedicht — zugegeben dass dies überhaupt möglich sei — durch Verschmelzung ursprünglich getrennter und auf einander nicht berechneter Theile zu einem Ganzen gewonnen, so werden Widersprüche im einzelnen unvermeidlich sein. Ebenso werden sich Widersprüche leicht einschleichen, wo die ursprüngliche Continuität durch Interpolation gestört ist. Aber sie finden sich auch in epischen Dichtungen, welche unzweifelhaft von einem Dichter herrühren und bei denen jeder Gedanke an nachträgliche Verschmelzung ursprünglich heterogener Bestandtheile oder umfangreicher Interpolationen abzuweisen ist, und zwar in epischen Dichtungen sowohl älterer als neuerer Zeit. Beispielsweise finden sich Widersprüche und zwar der seltsamsten Art bei Virgil und Dante. König Aeolus hält nach Aen. I, 50 ff. die Winde und Stürme in sicherem Verschluss, um sie, wenn es von ihm verlangt wird, frei zu lassen und zurückzurufen. Aber nach IV, 245 ist es Merkur, der mit seinem Zauberstabe die Winde in Bewegung setzt. Als Aeneas unmittelbar nach dem Tode seines Vaters Anchises bei Dido eintrifft, ist es der siebente Sommer, seit er nach der Zerstörung Trojas zu Land und Wasser umherirrt (I, 735). Er verweilt bei Dido den ganzen Winter hindurch (IV, 193). Im nächsten Jahre finden wir ihn auf Sicilien, wo er Spiele zu Ehren seines vor einem Jahre verstorbenen Vaters veranstaltet, und siehe, wir befinden uns V, 626 erst am Ausgang des siebenten Sommers seit Trojas Zerstörung. Als Aeneas Carthago verlässt, wehen günstige Westwinde (IV, 562). Auf der Fahrt selbst sind jedoch die Fluthen vom Nordwind gedunkelt (V, 2). Gegen Abend erhebt sich ein Sturm aus Westen (V, 20). Widerstandslos überlassen sich ihm die Trojaner, aber schon im nächsten Augenblicke sind es wieder günstige Westwinde, die ihre Schiffe in einen Sicilischen Hafen einlaufen lassen. Wo bleibt da die Nautik? Nun waren die Trojaner vor Tagesanbruch von Carthago ausgelaufen. Gegen Abend bricht das Gewitter über sie herein mit Sturm und tiefer Dunkelheit. Palinurus sieht die Unmöglichkeit ein, weiter nach Italien zu steuern. Sie wollen daher die Schiffe dem Winde überlassen, auch glaubt er, dass die Küste von Sicilien nicht weit sei — si modo rite memor servata remetior astra. Will man nach dem

Stand der Sterne eine Gegend bestimmen, in der man sich auf dem Meere befindet, so muss man die Sterne sehen können. Augenblicklich war aber der Himmel stockfinster, folglich Sterne an ihm nicht sichtbar, auch waren sie vorher nicht sichtbar gewesen, da der Sturm und das Dunkel der Nacht zugleich hereingebrochen sind. Oder sollen wir etwa dem Dichter die Absurdität zuschreiben, dass er den Palinurus zur augenblicklichen Orientirung sich an eine astronomische Beobachtung erinnern und auf sie berufen lässt, die er etwa vor Jahr und Tag in dieser Gegend gemacht hat?

Was Dante anbetrifft, so möge es mir nochmals vergönnt sein eine interessante Stelle aus einem neueren, diesem grossen Dichter gewidmeten Buche für meine Zwecke zu benutzen[1]): „Dante ist an der Schwierigkeit, die Todten zu schildern, in einer Weise gescheitert, welche einen Leser von lebhafter Phantasie oft unangenehm berühren muss. Die Schatten haben sämmtlich eine heisere leise Stimme: dass Dante am Leben ist, erkennen sie an seinen lauten Reden (Hölle 18, 52); dennoch sind sie im Stande zu singen, zu schreien, zu heulen, zu bellen. Dantes Freund Casella singt so wunderbar schön, dass Alle entzückt sind, die es hören. Ihr Körper ist ein unbestimmtes Etwas und Nichts, der Einbildungskraft ganz unfassbar. Den Strahlen der Sonne (am Läuterungsberge) bietet ihr Leib, und selbst ihre Kleidung keinen Widerstand: die Schatten werfen keinen Schatten, so dass Dante erstaunt ist

als nur vor mir alleine
ich einen Schatten auf der Erd' erblickte
(Fegef. 3, 20).

Sie sind so völlig wesenlos, dass Dante im dritten Kreise der Hölle über eine Ebene schreitet, auf der eine Menge von Sündern am Boden liegen, und sein Fuss tritt so leicht durch ihre Leiber, als wäre der Weg vollkommen frei. Dennoch fühlen sie natürlich Frost und Hitze und Wunden und die andern Martern der Hölle. Auch vermag Dante einen dieser körperlosen Verdammten dadurch zu quälen,

---

1) Dante Alighieri, sein Leben und seine Werke von Hartwig Floto, Stuttgart 1858 S. 128. 129 (150. 151). Vgl. meinen Aufsatz in Pädag. Revue 1858 Bd. 49 S. 94 ff.

dass er ihm das Haar zerzaust. Wie Virgil am Läuterungsberge seinen Landsmann, den Troubadour Sordello erblickt, umarmen sie einander und bleiben lange in dieser Stellung; aber weiter aufwärts, da Statius, der liebliche Dichter, ihm die Knie umfassen will, erinnert ihn Virgil, dass er etwas Unmögliches versucht:

Nicht so, mein Bruder,
So du wie ich, wir sind ja beide Schatten.

Und Statius erwidert, dass er in der Ueberraschung Virgil vor sich zu sehen ganz ihren Zustand vergessen:

Unser Nichts kam ganz mir aus dem Sinn,
Ich that mit Schatten wie mit festen Dingen.

Dante will seinen Freund Casella umarmen, aber er vermag es nicht; dreimal versucht er es, allein seine Arme fahren mitten durch den Schatten hindurch und kehren zur Brust zurück. Aber von Virgil wird Dante ohne Mühe getragen.“

Es wäre eine ebenso interessante als wichtige Aufgabe zu untersuchen, ob es überhaupt epische Dichter giebt, die sich von Widersprüchen in untergeordneten Dingen ihrer Erzählung vollkommen frei zu halten vermocht haben. Lachmann hat es bekanntlich vom Dichter des Parcival behauptet. Zugegeben, dass seine Behauptung richtig ist, so darf dabei nicht übersehen werden, dass Wolfram seinen Deutschen Lesern blos die Umdichtung zweier Französischer Vorlagen giebt. Dieser Umstand ist wichtig, weil die Widersprüche einen psychologischen Grund haben. Bei Virgil, Dante und anderen kommen sie wohl lediglich daher, dass die Dichter die anschauliche Grundlage dessen, was sie schildern, sich in der Phantasie selbst entworfen haben. Ein Phantasiebild hat aber bei aller vermeintlichen Bestimmtheit und Deutlichkeit der Anschauung immer irgendwie schwankende, verschwimmende Umrisse, die bei einer Reproduction des Bildes in späteren Zeiten, also auch im weiteren Verlauf der Erzählung, sobald neue Elemente der Vorstellung dazwischen getreten sind, nur zu leicht zu einer Verschiebung und irgend welcher Entstellung desselben führen können, ja es kann schon bei fortgesetzten Versuchen ein und dasselbe Phantasiebild in Worte zu kleiden, sich ein Widerspruch ganz unbemerkt gleichsam unter der Hand einschleichen. Arbeitet aber der Dichter nach einer be-

stimmten Vorlage, so dass er mehr als Umdichter oder Uebersetzer zu betrachten ist, so fällt damit für ihn eine naheliegende Veranlassung zu Widersprüchen von selbst weg. Dasselbe wird der Fall sein, wenn der Dichter von der angedeuteten Schwierigkeit Phantasiebilder unverrückt festzuhalten ein Bewusstsein hat und in Folge dessen vor Fehlern auf seiner Huth ist. Je weniger ein Dichter daher unter dem Einfluss conventioneller poetischer Regeln steht, je originaler und selbständiger er ist, je mehr er ungestört den Eingebungen seines Genius und dem bunten Spiele seiner Phantasie sich hingiebt, desto eher werden vielleicht Widersprüche in die Einzelheiten seiner Darstellung sich einschleichen. Auch wenn ein Dichter in grösseren Zwischenräumen arbeitet, vielleicht nach längerer Unterbrechung den Faden der Dichtung wieder aufnimmt, so ist die Gefahr in Widersprüche zu gerathen, für ihn natürlich eine grössere. Arbeitet er nun gar erst einzelne Scenen aus, die ihm allmälich zum Ganzen sich zusammenschliessen, so werden derartige Widersprüche fast unvermeidlich sein. So können denn unter Umständen Widersprüche, die sich in einer grösseren epischen Dichtung vorfinden, ein Indicium dafür abgeben, dass das Werk von dem Dichter nicht aus einem Gusse geschaffen, sondern ihm allmälich entstanden ist, aber zu positiven Schlüssen und Folgerungen werden sie uns nie berechtigen, weder wo sie vorhanden sind, noch wo sie fehlen.

Nicht minder misslich als mit den Widersprüchen, sobald sie zum Beweis einer ursprünglichen Verschiedenheit der Verfasser dienen sollen, steht es nun aber mit allen andern Kriterien, die man bis jetzt zur Unterscheidung der früheren oder späteren, der ächten oder unächten Partien der Homerischen Gedichte aufgestellt hat. Dass die sämmtlichen Rhapsodien durchweg ein und dieselbe Form und Farbe der Darstellung an sich tragen, hat auch Wolf nicht in Abrede gestellt, s. Prolegg. p. CXXXVIII. Nichts desto weniger glaubte und behauptete er, genauere und eingehendere Untersuchungen über Sprache und Metrik der einzelnen Bücher, sowie über die mythologischen und geographischen Vorstellungen würden einem scharf blickenden Auge da, wo uns jetzt eine täuschende Gleichförmigkeit entgegentritt,

sichere Spuren ursprünglicher Verschiedenheit aufdecken, und auf die Resultate dieser Untersuchungen sei ein grösseres Gewicht zu legen als auf die ganze exoterische Seite der Homerischen Frage. Aber er selbst hat derartige Untersuchungen nicht angestellt, und sein Glaube hat sich als trügerisch erwiesen. Wohl entdeckt man Verschiedenheiten in Ton und Farbe der Darstellung zwischen den einzelnen Büchern, trotz aller sonst unleugbaren Gleichförmigkeit, aber diese erklären sich doch meist aus der Verschiedenheit der vom Dichter behandelten Situationen. Man entdeckt auch hin und wieder sprachliche Verschiedenheiten, aber sie sind meist zufälliger, geringfügiger Art, und wenn es schon sehr gewagt ist, aus ihrem Vorhandensein auf verschiedene Verfasser zu schliessen, so ist es völlig unmöglich mit wirklichen, stichhaltigen Gründen die betreffenden Partien einer früheren oder späteren Periode der Sprachbildung zuzuweisen. Kein Wunder daher, dass bei den bisherigen Versuchen, die verschiedenen Zeitalter der Homerischen Poesien zu bestimmen, die mittelst des einen Kriteriums scheinbar gewonnenen Resultate den Ergebnissen eines andern Kriteriums durchaus widersprechen, eben weil die Kriterien an sich ungeeignet waren [1]). Obenein gehen diejenigen Forscher, die auf derartige Verschiedenheiten ein grosses Gewicht legen, fast immer von der Voraussetzung einer unbedingten Gleichmässigkeit und Gleichförmigkeit der Sprache im sogenannten Homerischen Zeitalter aus, zu der wir durch nichts berechtigt sind. Ganz ebenso verhält es sich aber mit der verlangten Gleichmässigkeit in mythologischen oder geographischen Dingen. Es ist willkührlich und eigentlich lächerlich, sich den Homer als den Dichter eines kindlich gläubigen Zeitalters vorzustellen, der weil er selbst an die Realität seiner Götter und Heroen fest geglaubt habe, kein Schwanken in seinen Vorstellungen über sie haben könne. Vielmehr steht er den überkommenen Sagen mit voller dichterischer Freiheit und Selbständigkeit gegenüber, und giebt ihnen vielfach ein ganz neues Gepräge, wie es den Zwecken

1) Beachtenswerth ist das, was Sengebusch, der im übrigen den Lachmannschen Standpunkt vertritt, in dieser Hinsicht bemerkt hat in Jahns Jahrb. 1854 S. 257.

seiner Dichtung entspricht, Schwankungen und Widersprüche in mythologischen Dingen können uns deshalb bei ihm nicht befremden. Es ist in der That ein ganz richtiger Gedanke, den Creuzer[1]) ausgesprochen hat, dass Homer in der Art, wie er gewisse Mythen, die ihm unzweifelhaft bekannt waren, entweder gar nicht, oder nur mit ein paar Worten berührt, entschiedene Reflexion, viel Einsicht in priesterliches Wissen und viel Ueberlegung darüber verrathe, was sich in einen ritterlichen Volksgesang schicke und was sich nicht schicke. Noch weniger ist es thunlich, dem Homer eine systematisch genaue Geographie aufzuzwängen, noch dazu bei der Schilderung offenbar mythischer Localitäten, und wo einmal eine Verschiedenheit der Ansicht über den oder jenen Punkt sich geltend macht, darum gleich von den Vorstellungen einer früheren oder späteren Zeit zu sprechen. Ob Homer in seinen mythologischen oder geographischen Vorstellungen sich gleich bleibt oder nicht, können wir doch eben nur aus seinen Gedichten selbst lernen, nicht aber dürfen wir mit der Voraussetzung, dass er sich in ihnen gleich bleiben müsse, an sie herantreten und sie im einzelnen danach beurtheilen.

Ein weiteres Eingehen auf diese Punkte ist jedoch nicht dieses Ortes, und ohne genauste Berücksichtigung der esoterischen Seite der Homerischen Frage überhaupt unthunlich. Für diese Seite hat ja aber Wolf selbst blos geringe Andeutungen gegeben und über blose Andeutungen ist man

---

1) Briefe über Homer und Hesiod von G. Hermann u. Fr. Creuzer, Heidelb. 1818 S. 6. 121 ff. Sonst enthalten diese Briefe nichts auf die Homerische Frage bezügliches. Creuzers Standpunkt in derselben erfahren wir durch K. Fr. Hermann in den Heidelberger Jahrbüchern 1831 S. 999. Auf ihn hatten die Prolegomena von Anfang an einen überwältigenden Eindruck gemacht, ohne dass er darum später in seiner Verehrung gegen Heyne irre geworden wäre. Man vergleiche seine Lebensskizze S. 30 f. Interessant ist ein von Creuzer mitgetheilter Brief von Guizot vom 5. Juni 1812. Guizot, damals noch Professor, wollte Vorlesungen über Griechische Litteraturgeschichte halten und erkundigte sich dazu bei Creuzer über die neusten Arbeiten der Deutschen auf diesem Gebiete. Da heisst es denn unter anderem: j'aurai à traiter, en commençant, la question de Wolf sur Homère. Je suis fort enclin à penser comme lui; cependant il y a des choses qui m' embarassent. A-t-on écrit dernièrement chez vous quelque chose de bon à ce sujet?

auch bis zu seinem Tode in der Homerischen Frage nicht hinausgegangen. Zwar versuchte zwei Jahre darauf derselbe Spohn einen weiteren Schritt in seiner Commentatio de extrema Odysseae parte inde a rhapsodiae ψ versu 297 aevo recentiore orta quam Homerico, Lips. 1816[1]), in welcher er das von Wolf adoptirte Verwerfungsurtheil des Aristophanes und Aristarch über den Schluss der Odyssee mit Gründen zu unterstützen suchte, allein es ist ihm nicht gelungen wirklich das zu beweisen, was er hat beweisen wollen. Man kann ihm zugeben, dass die besagte Schlusspartie der Odyssee manches entbehrliche enthält, wie die zweite Nekyia, ferner dass die Schilderung vielfach matt und farblos, anderwärts hastig und viel zu skizzenhaft ist, ein Vorwurf, der sich übrigens gegen viele Partien der zweiten Hälfte der Odyssee erheben lässt, dass sie auch in einzelnen Punkten mit den Erzählungen der früheren Bücher in Widerspruch steht. Allein da Spohn mit Wolf die Odyssee als die nachträgliche Vereinigung ursprünglich selbständiger Partien betrachtet, so könnte auch diese Partie von einem minder begabten Dichter gleichzeitig mit den übrigen verfasst sein. Was er aber im einzelnen als auf eine spätere Zeit hinweisend beibringt, ist, soweit es das Sachliche betrifft, viel zu unbedeutend, als dass sich aus so dürftigem Material so weit reichende Schlüsse gewinnen liessen, und leidet an den bereits gerügten unberechtigten Grundvoraussetzungen einer unerlässlichen Gleichförmigkeit der mythologischen und geographischen Vorstellungen im Homerischen Zeitalter: soweit es aber sprachlicher Art ist, meist handelt es sich dabei um ἅπαξ εἰρημένα[2]), ist es ohne rechte Beweiskraft. Daher ist es auch Spohn nicht gelungen, seinem Verwerfungsurtheil allgemeine Gültigkeit zu verschaffen. Zwar erklärt A. Kirchhoff ψ 297 bis ω 548 mit ihm übereinstimmend für das späteste Stück der ganzen Dichtung und erklärt es ausdrücklich für ein Stück aus einem Gusse

---

1) Die ersten 82 Seiten dieser Schrift geben eine verbesserte Wiederholung der bereits 1815 erschienenen dissertationis de extrema parte — pars prior.

2) Wie wenig ἅπαξ εἰρημένα für kritische Fragen überhaupt in Betracht kommen können, zeigt Friedländer in seiner Abhandlung im Philol. VI S. 228 ff. Vgl. denselben in der Kürze in J. J. 1859 S. 592.

(Jahns Jahrb. 1865 S. 15), aber schon B. Thiersch Urgestalt der Odyssee S. 95 ff. vertheidigte die Aechtheit der Scene zwischen Laertes und Odysseus ω 212—380 und hielt wie viele andere Rhapsodien der Odyssee auch den Schluss des ganzen blos für interpolirt, und diesem Urtheil haben sich die meisten neueren Homerkritiker angeschlossen. Schwankend urtheilt Nitzsch in der Sagenpoesie S. 129 ff. In den Beiträgen S. 420 f. hält er auch diesen Theil der Odyssee blos für unzweifelhaft stark interpolirt. Bergk Gr. Litt. I S. 720 ff. hält den Schluss der Odyssee und zwar schon von ψ 241 an allerdings für das Werk eines späteren Nachdichters, und zwar eines solchen, der die ganze Odyssee im wesentlichen bereits so abgeschlossen vorfand, als sie uns jetzt vorliegt, aber in der Scene zwischen Odysseus und Laertes soll offenbar ein älteres Lied zu Grunde liegen, welches der Fortsetzer wohl ziemlich unverändert seiner Arbeit einverleibte. Für die Aechtheit gerade dieser Partie tritt auch der neuste Odysseekritiker ein, der zugleich mit Recht bemerkt, dass bei ψ 296 unmöglich der Schluss der Odyssee sein könne[1]).

Soviel über die Erweiterung der esoterischen Andeutungen Wolfs durch Herbeischaffung neuer Thatsachen. Der Versuch seine Ansichten zu modificiren ging von einem Engländer aus. Im Jahre 1808 war nämlich in London eine ganz seltsame Ausgabe der Ilias erschienen, von dem früheren Parlamentsmitgliede und nachmaligen Conservator am Britischen Museum, Richard Payne-Knight, sonderbar, indem sie sich dem Titel zufolge vermass, die Ilias in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen. Wie sonderbar diese Ilias sich ausnahm, das mögen die ersten Verse zeigen:

Μηνιν αϜειδε, θεα, πηλεϜιαδαϜ' αχιλεϜοc
ολομενηv, Ϝη μυϜρι' αχαιϜοιc' αλγε' εθηκεν
πολλας δ' ιφθιμοϜc πcυϜχαc αϜιδι προϊαπτcεν.

Diese Ausgabe war nach vornehmer Englischer Manier nur in 50 Exemplaren gedruckt worden, so dass sie nach wenigen Jahren als bibliographische Curiosität von Liebhabern eifrig gesucht und das Stück in Auctionen mit 7 Pf. Sterl.

1) E. Kammer die Einheit der Odyssee nach Widerlegung der Ansichten von Lachmann-Steinthal, Koechly, Hennings und Kirchhoff dargestellt, Leipz. 1873. S. 740 ff.

und darüber bezahlt wurde. Ziemlich umfangreiche Prolegomena gaben Rechenschaft über des Herausgebers Standpunkt in der Homerischen Frage und das von ihm befolgte kritische Verfahren. Diese Prolegomena wurden stark begehrt und kamen zum nochmaligen Abdruck im Classical Journal 1813 Vol. VII. VIII. Die Deutschen erhielten einen besondern Abdruck derselben durch Ruhkopf Leipz. 1816, der sich durch dessen Besorgung kein geringes Verdienst zu erwerben glaubte. Eine zweite Auflage seiner Ilias mitsammt den Prolegomenen in Quartformat für den gewöhnlichen buchhändlerischen Vertrieb besorgte dann Payne-Knight wenige Jahre vor seinem Tode, London und Paris 1820. Eine Recension dieser monströsen Ausgabe lieferte Dissen in den Gött. Gel. Anz. 1821 St. 192 (Kl. Schr. S. 277), in welcher sie sachgemäss als das bezeichnet wird, was sie ist, als eine baare litterarische Lächerlichkeit.

Wenn nämlich irgend ein Satz der Wolfschen Prolegomena für die Wissenschaft unbedingte Gültigkeit hat, so ist es der, dass wir bei der Constituirung des Homerischen Textes schlechterdings über die von den Alexandrinern geschaffene Grundlage nicht zurückgehen können. Lehrs' Forschungen über Aristarch haben diesen Satz aufs glänzendste bestätigt. Es war daher ein unglücklicher Einfall Heynes, es dennoch mit Hervorholung des Digamma zu versuchen. Doch war er wenigstens verständig genug, es nicht in den Text zu setzen. Bekkers Vorgehen mit dem Digamma hat Befremden erregt und von keiner Seite Zustimmung gefunden. Payne-Knights Versuch aber, die ganze Homerische Orthographie auf Grund ganz seltsamer grammatischer Combinationen über die Gestalt der ältesten Griechischen Sprache zu reformiren, war eine dilettantische Grillenhaftigkeit, wie deren vielleicht nur ein Engländer fähig ist. Der grösste Theil von Payne-Knights Prolegomenen ist völlig ungeniessbar. Nur die ersten Paragraphen sind verständig und enthalten beachtenswerthe Gedanken, die in einer Geschichte der Wolfschen Prolegomena nicht übergangen werden dürfen, um so weniger, als es die erste Homer betreffende Schrift eines Ausländers war, in welcher die neuen Ansichten von Wolf und Heyne berücksichtigt und wenigstens in einigen Punkten gebilligt wurden.

Payne-Knight erklärt nämlich die Nachrichten von einer Redaction der Homerischen Gedichte durch Pisistratus für eine Fabel. Nach der Zerstörung und Unterjochung der Kleinasiatischen Griechenstädte durch Cyrus, wurde eine Menge Gedichte unter dem Namen der Homerischen in das Mutterland gebracht und in Städten und Dörfern durch herumziehende Rhapsoden vorgetragen. Von eben diesen Leuten sollen diese Gedichte selbst zum Gefüge grosser Corpora vereinigt und auf Kosten und Veranstaltung des Pisistratus und vielleicht andrer Tyrannen dieses Jahrhunderts schriftlich aufgezeichnet sein. Dass Pisistratus dabei ein gewisses grammatisch-kritisches Verfahren geübt und die vorher ungeordneten Bücher des Homer in ihre spätere Ordnung gebracht habe, berichtet Cicero nach einem unbestimmten Gerücht. Spätere Schriftsteller wiederholen es als bestimmt überlieferte Thatsache und verbrämen es mit den unsinnigsten Zusätzen. Aber weder Herodot, noch Thucydides, weder Plato, noch Aristoteles, die doch so viel über Homer wie über Pisistratus und seine Söhne berichtet haben, wissen von einem derartigen Verdienst des Pisistratus um die Homerischen Gedichte das allergeringste. Besonders auffällig ist dies bei Aristoteles, weil er den Homer wegen der schönen Anordnung seiner Gedichte und ihrer vortrefflichen Einheit lobt, ohne zu ahnen, dass dieses Lob von Rechtswegen nicht dem Dichter selbst, sondern seinem Redactor Pisistratus zukomme. Im Platonischen Hipparch haben wir die Nachricht, Hipparch habe zuerst die Homerischen Gedichte nach Athen gebracht und sie durch Rhapsoden in gehöriger Reihenfolge an den Panathenäen vortragen lassen. Diese Nachricht mag die Veranlassung zur Fabel von der Redaction und Ordnung der Gedichte durch Pisistratus oder seine Söhne gegeben haben. Aristoteles, wie gesagt, hätte davon unbedingt etwas wissen müssen. Uebrigens erhielt die Fabel im weiteren Verlaufe einen Sinn, der ursprünglich gar nicht in ihr gelegen hatte. Die libri antea confusi bei Cicero sind keineswegs Bücher, die von Hause aus keine Ordnung hatten, und durchaus verschieden waren, sondern Bücher, die ursprünglich geordnet, späterhin in Verwirrung und Unordnung gerathen waren. Ausser Ilias und Odyssee wurden dem Homer noch eine ganze Menge andrer

Gedichte beigelegt. Aber Ilias und Odyssee galten allgemein für die eigentlichen Hauptwerke des Dichters und die schönsten Denkmäler seines Geistes. Doch gab es auch Kritiker, welche beide Werke verschiedenen Verfassern beilegten. Erst neuerdings ist nicht blos diese Behauptung wiederholt, sondern auch weiter vermuthet worden, beide Werke seien eine Sammlung ursprünglich nicht zusammengehöriger Stücke ganz verschiedener Dichter, die erst durch die Rhapsoden im Zeitalter des Pisistratus zu den gegenwärtigen zwei herrlichen Dichtungen vereinigt seien. Als diese Ansicht zuerst in Frankreich durch Hedelin und Perrault aufgestellt wurde, so wurde sie von ihren eignen Landsleuten verlacht. Durch die scharfsinnige und gelehrte Darstellung Wolfs und Heynes aber, welche diese Ansicht zu der ihrigen gemacht haben, sei sie zu neuem Ansehen gekommen. Das müssten doch aber Jahrhunderte von ganz wunderbar poetischer Begabung gewesen sein, welche solche Schaaren von Dichtern hervorbrachten, von denen jeder einzelne Gedichte verfasste, wie sie bei keiner Nation in einem Zeitraum von 3000 Jahren ihres gleichen, höchstens leidliche Nachahmer fanden. Nicht minder wunderbar ist es, dass so viele Dichter, ohne einer von dem andern etwas zu wissen, durch einen glücklichen Zufall, sich allesammt mit derselben Aufgabe beschäftigt haben, dass ihre zerstreuten Gesänge, gleichsam wie von selbst, sich so passend zu zwei grösseren Werken vereinigten, dass man sie in allen folgenden Jahrhunderten als die vollendetsten Kunstleistungen ihrer Gattung bewundert hat. Das Vorhandensein dieser Gedichte aus jener Zeit ist allerdings wunderbar. Aber zur Erklärung dieses Wunders haben die besagten Gelehrten ganz unglaubliche und unhaltbare Hypothesen aufgestellt. Die Erklärung der Weltentstehung aus dem zufälligen Zusammentreffen ihrer Atome gilt für eine ebenso verwegene als unhaltbare Träumerei. Und doch handelt es sich hierbei um Vorgänge, die ihrer Natur nach sich aller menschlichen Kenntniss entziehen, zu deren Erklärung also jeder das freie Recht der Muthmassung in Anspruch nehmen kann. Dass aber Gedichte, von deren Verfasser die Alten mit Recht urtheilten, dass er durch die vollendete Anmuth der Darstellung und die bewunderungswürdige Kunst der An-

lage ganz einzig dastehe, und dem in der That kein späterer Epiker gleich gekommen ist, dass solche Gedichte ihre Entstehung gleichfalls dem Zufall verdanken sollen, das sei nicht blos höchst unwahrscheinlich, sondern geradezu gegen alle gesunde Vernunft. Payne-Knight nimmt nun im einzelnen die Heynischen Observationen durch, in denen er die verschiedenen Theile der Ilias als ursprünglich selbständige nicht zu einander gehörige Stücke zu erweisen vermeint hat. Auf die poetischen Schönheiten der Aspidopoiie in Σ, dass jetzt, wo die Handlung eine Pause macht, kurz vor einer Reihe neuer entscheidender Kämpfe, ein so freundliches Bild der gesammten Welt des Friedens eingeschoben ist, wird mit Recht hingewiesen[1]). Ebenso wird richtig bemerkt, dass sich die Dolonie als selbständiges Gedicht ohne die vorausgehenden und folgenden Gesänge der Ilias eigentlich gar nicht verstehen lässt. Die darauf bezügliche Nachricht des Eustathius sei eine ganz alberne Fabel.

Dass aber die Homerischen Gedichte durch zahlreiche Interpolationen entstellt und auch sonst im Laufe der Zeiten vielfach verdorben seien, sei zweifellos. Das sichere Mittel späteres von ursprünglichem zu unterscheiden, sei aus anzustellenden Untersuchungen über die älteste Gestalt der Griechischen Sprache zu gewinnen. Die Erzählung von der Redaction durch Pisistratus oder die Pisistratiden könne sich, wenn sie nicht ganz zu verwerfen sei, höchstens auf die Herstellung eines Attischen Exemplars beziehen. Dass dieses aber bei den Alten kein grosses Ansehn gehabt habe, lasse sich aus dem Stillschweigen der Grammatiker entnehmen. Und dass sich die Alexandrinischen Könige nicht die grösste Mühe gegeben, sich für ihre Bibliothek wo nicht das Original, so doch wenigstens eine Abschrift dieser Attischen Recension zu verschaffen, müsse für den, der an der Wolfschen Ansicht von dem eigentlichen Werthe dieser Recension festhalte, völlig unbegreiflich sein. Dass aber kein Exemplar der Homerischen Gedichte vor der Zeit des Pisistratus vorhanden gewesen sei, giebt Payne-Knight demunerachtet zu. Damals war die Schreibkunst noch selten und sehr schwierig, weil es an einem passenden Schreib-

1) Vgl. Lehrs Aristarch S. 429.

materiale fehlte. Man musste auf Stein, Holz, oder Metallplatten schreiben. Auf solches Material lassen sich aber keine so umfangreichen Gedichte wie Ilias und Odyssee niederschreiben. Sie wurden vielmehr im Gedächtniss aufbewahrt, und ebenso wie die anderen Gedichte der älteren Zeit, in Städten und Dörfern wie in den Palästen der Fürsten durch die Rhapsoden vorgetragen. Dass sie sich auf diese Weise Jahrhunderte lang unversehrt erhalten konnten, ist nicht wunderbar, wenn man bedenkt, dass die Rhapsoden sich aus dem auswendiglernen und vortragen dieser Gedichte eine Lebensaufgabe machten, durch welche sie ihren Unterhalt gewannen. Die Erzählung von der Verpflanzung Homers durch Lykurg mittelst Abschriften nach Griechenland sei eine mit gänzlicher Verkennung alterthümlicher Verhältnisse zu Ehren des Lakonischen Gesetzgebers erdichtete Erfindung späterer Zeiten. Schliesslich geht Payne-Knight noch auf den Unterschied zwischen Ilias und Odyssee ein. Er hält beide Gedichte für Werke verschiedener Verfasser und weist zur Unterstützung dieser Ansicht einige sprachliche und sonstige Verschiedenheiten derselben nach. Doch sind seine darauf gerichteten Bemerkungen im Ganzen unerheblich. Im allgemeinen habe der Verfasser der Odyssee vielleicht 100, der der Ilias vielleicht 200 Jahre vor Hesiod gelebt. Den Dichter der Ilias aber und seine ersten Zuhörer vermuthet er unter den Griechen, die von 1100—1050 aus Griechenland nach Kleinasien auswanderten und hier blühende Colonien gründeten. Dass man bereits ältere Gedichte vor der Ilias in Griechenland vorgetragen habe, sei nicht zu bezweifeln.

Payne-Knights Ansichten, soweit sie die Homerische Frage berühren, sind im günstigsten Falle blos beachtenswerthe Vermuthungen und Einfälle, durchaus nicht Resultate scharf geführter Untersuchungen und als Unterlage für das darauf aufgeführte ziemlich verwegene kritische Gebäude herzlich schwach. Andrerseits lässt sich nicht leugnen, dass in dem, was er gegen die Redaction des Pisistratus im Sinne Wolfs vorgebracht hat, ein gesunder Kern steckt und auch seine Vertheidigung der Einheit beider Gedichte als einer ursprünglichen hat manches für sich. Denn von der Wolfschen Ansicht, wonach die unleugbar vorhan-

dene Einheit, die seit Jahrhunderten der Gegenstand der höchsten Bewunderung gewesen war, als nebensächlich und als späteres Ergebniss eines mehr oder weniger mechanischen Processes erschien, konnten in der That ästhetisch gebildete Naturen sich nicht befriedigt fühlen. Was war aber natürlicher als dass, die ursprüngliche Einheit zugegeben, diese Gedichte durch nachfolgende Interpolationen vielfach entstellt werden konnten, und dass sich hieraus ihre ebenso unleugbaren Mängel im einzelnen erklären? Kein Wunder daher, dass diese Interpolationstheorie auch in Deutschland bald Freunde fand. Payne-Knights Standpunkt an sich ist aber den Wolfschen Prolegomenen gegenüber ein unhaltbarer. Wenn Homer ursprünglich nicht geschrieben hat, so konnte er gar nicht auf die Idee so grosser einheitlicher Ganze kommen, darin hat Wolf unbedingt Recht und in der That, wer die Einheit der Ilias und Odyssee als eine ursprüngliche behaupten will, der muss die Richtigkeit der Wolfschen Beweisführung für das späte Alter der Schreibkunst leugnen, oder er weiss nicht, was er will. Selbst unter Annahme von Rhapsodenschulen ist die Conception und mündliche Ueberlieferung so grosser in sich geschlossener einheitlicher Epopöen durch einen einzelnen ganz undenkbar, während die derartige Ueberlieferung einer wenn auch grossen Anzahl selbständiger Einzelgesänge allerdings denkbar ist.

Der erste, welcher in Deutschland bestimmt von Interpolationen im Homer sprach, denn Hermanns darauf gehende Aeusserungen waren doch nur allgemeiner Art, auch der Begriff der Interpolation bei ihm ein vieldeutiger gewesen, war B. Thiersch Urgestalt der Odyssee, oder Beweis, dass die Homerischen Gesänge zu grossen Partieen interpolirt sind, Königsberg 1821. Ob er bereits bei Abfassung dieses Schriftchens von Payne-Knights Prolegomenen Kenntniss genommen hatte, ist nicht ersichtlich. Thiersch steht auf Wolfs Standpunkt. Ilias und Odyssee waren ursprünglich in einzelnen Theilen und jeder Theil als ein für sich bestehendes Ganze im Munde des Volks vorhanden, haben aber bis zu ihrer Aufzeichnung durch Pisistratus und auch nachher noch, also in einer Reihe von Jahrhunderten einen bedeutenden Anflug erhalten, wie er sich ausdrückt, d. h. sie

sind mehrfach interpolirt worden. Als solche Interpolationen werden ausgeschieden: α 1—10. δ 3—20. θ 266—366. λ 567—629. ξ 185—383. π 23—154. 222—342. ρ 96—185. τ 390—466. Von dem Schlusse der Odyssee wird, wie bereits erwähnt, die Erkennungsscene zwischen Odysseus und Laertes ω 212—380 für ächt erklärt. Auf das einzelne seiner Ausführungen, die übrigens vielfach übereilt und flüchtig hingeworfen sind, so wenn aus Aristoteles Poet. c. 8 u. 17 gefolgert wird, der Stagirite habe in seiner Ausgabe des Dichters τ 390-466 und den gegenwärtigen Schluss der Odyssee gar nicht gelesen, können wir hier nicht eingehen. Im allgemeinen aber muss bemerkt werden, dass Interpolationen doch immer ein schriftlich vorhandenes Corpus voraussetzen, welches interpolirt wird. Wenn Thiersch die Homerischen Gesänge vor ihrer Vereinigung durch Pisistratus als einzelne für sich bestehende Theile im Munde des Volkes leben lässt, so will er damit gewiss nichts neues an die Stelle der von Wolf angenommenen schulmässigen Ueberlieferung durch Rhapsoden setzen. Wenn nun aber irgend ein Rhapsode auf den Einfall kam irgend einen Gesang durch eine unnütze Zuthat zu verunstalten, wie wollte er es machen, um dieser Zuthat bei anderen Rhapsoden, die in ihrer Schule dasselbe Lied doch auch gelernt und gelehrt hatten, Eingang zu verschaffen?

Popularisirt endlich und für einen grösseren Leserkreis zugänglich gemacht wurden Wolfs Gedanken durch Franceson Essai sur la question, si Homère a connu l'usage de l'écriture et si les deux poèmes sont en entier de lui, Berl. 1818, und später durch W. Müller aus Dessau, den genialen Lyriker, der seit 1812 und nach seiner Rückkehr aus den Freiheitskriegen unter Wolf Philologie studirt hatte, in seiner Homerischen Vorschule, welche Leipzig 1824, also gerade in Wolfs Todesjahre zum erstenmale erschien. Beide fügten zu den Wolfschen Ansichten wenig eignes hinzu. Das Buch des ersteren, weil Französisch geschrieben, fand ohnehin in Deutschland wenig Leser und ging ziemlich spurlos vorüber. Bedeutender war Müllers Buch, das sich auch durch Gewandheit der Darstellung und eine gewisse jugendliche Frische in der Behandlung auszeichnete und mit der Darstellung der Wolfschen Gedanken, wie sie im Geiste des

Verfassers aus dem Studium der Prolegomena, aus Vorlesungen und dem persönlichen Umgang mit dem Meister lebendige Gestalt gewonnen hatten, einige Ansichten von Fr. Schlegel, auch Heyne, sowie die Bemerkungen von Koës und B. Thiersch verband.

Auf das, was St. Croix, Hug und Payne-Knight theils richtiges, theils wenigstens beachtenswerthes gegen Wolf vorgebracht hatten, wurde keine Rücksicht genommen, Thiersch aber wegen seines von Wolf abweichenden Standpunktes und seiner Hinneigung zu den Ansichten Knights in allgemeinen Andeutungen zurechtgewiesen. Noch merkwürdiger ist es, dass Müller auf Wolfs Vorläufer gar keine Rücksicht nimmt, denn Wood wird von ihm blos einmal ganz beiläufig erwähnt, wo von Ionien als Heimath des Homerischen Epos gehandelt wird. Müller hat jedenfalls Wolfs Ansichten sämmtlich für das unbestreitbare geistige Eigenthum, ja für persönliche Erfindungen so zu sagen seines berühmten Lehrers gehalten. Einer Behauptung gegenüber, für welche wir oben im ersten Capitel den thatsächlichen Beweis beigebracht haben, dass Wolf bei seinen Ansichten, soweit sie auf dem Nichtvorhandensein des Bücherschreibens vor dem sechsten Jahrhundert beruhen, eigentlich unter dem Bann eines in seiner Zeit allgemein verbreiteten Vorurtheils gestanden hat, würde er wohl nur ein ungläubiges Kopfschütteln gehabt haben. In solchem Glauben scheinen übrigens auch andere Schüler Wolfs befangen gewesen zu sein. So bringt Kreuser in seinen Vorfragen die oben S. 31 mitgetheilte Stelle aus Tiedemann wie eine von ihm gemachte ganz besondere Entdeckung zur Sprache, und meint ganz ernsthaft, diese Stelle möge vielleicht nicht ohne Einfluss auf Wolf gewesen sein. Dass man in der That schon ungefähr zwanzig Jahre vor dem Erscheinen der Prolegomena ziemlich allgemein in Deutschland der Ansicht war, Homer habe die Schreibkunst nicht gekannt und seine Gedichte blos im Kopfe entworfen und mündlich überliefert, hat er offenbar nicht gewusst und, wie es scheint, Müller ebensowenig.

Die Müllersche Vorschule macht nun gerade deshalb, weil sie Deutsch geschrieben ist und die Wolfschen Gedanken mit ihrer Begründung ausführlicher mittheilen will, auf manche Schwächen derselben aufmerksam, die einem bei der

Lectüre des Lateinisch und knapper geschriebenen Hauptwerkes selbst mehr verborgen bleiben. Zwar tritt es bei Müller weniger deutlich hervor als bei Wolf, dass sich im Grunde alles um die Frage nach dem Alter der Schreibkunst, oder vielmehr des Bücherschreibens bewegt, desto mehr aber staunt man über die bei Wolf mehr versteckten, hier aber unverhüllt zu Tage tretenden Ansichten von Homer als einem Naturdichter, ein Begriff, der dem Verfasser scheinbar ganz klar ist, der sich aber bei genauerer Betrachtung als sehr schwankend und unklar erweist. „Was den Naturgesang überhaupt betrifft,“ heisst es S. 34, „so hat selbst der rohe Wilde mehr dazu beigetragen, uns denselben begreiflich zu machen, als irgend ein gelehrter Alexandriner“. Das erinnert stark an die angeführten Aeusserungen Heynes in seiner Recension von Woods Essay. So sind denn auch manche der Müllerschen Ansichten über das Naturwüchsige und gleichsam Spontane von Musik, Gesang und Poesie im Homerischen Zeitalter höchst sonderbar. S. 16 wird behauptet, dass der Homerische Hexameter kein Werk von künstlicher Auswahl und Zusammensetzung, sondern, sowie die Poesie, der er angehört, ein reines Naturgewächs sei. „Dieser Vers musste erfunden werden, oder vielmehr, er entstand ohne Mühe und ohne Wahl, sobald die geflügelte Sage sich nach dem Takte der Füsse und dem Klange der Saiten in Ionischer Rede zu bewegen anfing.“[1]) Das sind denn nun doch blos hohle Redensarten, die freilich in einer Zeit hingehen mochten, wo die studirende Jugend sich als das höchste Mysterium philosophischer Weisheit „die Selbstbewegung der Begriffe“ vordemonstriren liess. Die Selbstbewegung der geflügelten Sage zum Takte der Füsse und Klange der Saiten als Hexameter war denn doch immerhin ein poetisches διθυραμβῶδες. Bei dem Satze auf S. 40: „ohne Takt ist der Homerische Vers kein Vers, und dieser Takt ist nur im musikalischen Rhythmus zu finden“ wird man sich schwerlich etwas vernünftiges denken können.

1) Aehnlich schon B. Thiersch Urgestalt S. 8: „die Sprache ist bildsam und durch ihren daktylischen Rhythmus zum epischen Verse hingeneigt; den Takt giebt die Phorminx und die Sprache fügt sich ihm so geschmeidig, dass der Hexameter von selbst hervorgeht, ohne ein Kunstwerk zu sein“.

Gar merkwürdiges weiss Müller von dem Gesange, seiner Macht und seinem Wesen zu sagen. So S. 36: „der Gesang ist für die Kindheit des menschlichen Geschlechts das einzige Mittel, Gedanken zu befestigen und zu verbreiten, und Rhythmus und Melodie sind die ersten Bande, mit welchen die Kunst die rohe Sprache der thierischen Natur fesselt, zügelt und bildet“. Oder: „der Gesang ist das geflügelte Wort, welches in den Herzen und auf den Lippen der Menschen klingt und widerklingt von Geschlecht zu Geschlecht. Es aufschreiben, heisst, ihm die Flügel abschneiden. Die Schrift kann die Rede erhalten, den Gesang tödtet sie“. Das Letztere hatte nun freilich Wolf in seinen Prolegomenen ebenso behauptet und in seinen Vorlesungen mehrfach wiederholt. Am auffallendsten tritt uns aber das Lückenhafte in Wolfs Ansichten an der Stelle des Müllerschen Buches entgegen, wo das Verhältniss der Homeriden zu den Rhapsoden besprochen wird, wobei das eigentliche Wesen der ersteren völlig im unklaren bleibt.

Was bereits oben als die eigentliche Consequenz des von Herder ausgehenden Gedankens über Homer als Volksdichter und als Quintessenz des Lachmannschen Standpunktes bezeichnet wurde, das finden wir auch bei Müller in seinem Urtheile über Aristoteles Ansicht vom Wesen des Homerischen Epos, in welchem Wolfs Ansichten mit denen Fr. Schlegels zusammenfliessen. Auch für Müller liegt der Schwerpunkt der Homerischen Poesie im einzelnen Liede. Mit der nachträglichen Vereinigung der Lieder oder Rhapsodien zu einem einheitlichen Ganzen im Attischen Zeitalter war eine Beeinträchtigung und Verunstaltung der ursprünglichen poetischen Schönheit der Homerischen Gesänge verbunden. Durch des Aristoteles Poetik, heisst es S. 103, wurden die Gesänge, ἔπη, ein episches Gedicht, ἐποποιία, und das Gewächs der Natur ein Werk der Kunst. „Und so ist derselbe Mann, dessen poetische Kunstgesetze die alte und neue Welt so viele Jahrhunderte lang in tyrannischen Fesseln gehalten haben und zum Theil noch halten, auch der eigentliche Anführer der alten und neuen Misverständnisse und schiefen Ansichten des Homerischen Gesanges. Unserem Vaterlande war es aufbehalten, die Geschmackslehre und die Alterthumswissenschaft von beiden zu befreien.“

Noch deutlicher S. 106: „Es ist nicht zu leugnen, dass die Aristotelische Kunstregel für die Epopöie, abgezogen aus einer unnatürlichen Zusammenfügung einzelner natürlicher Gesänge zu einem künstlichen Ganzen die Quelle aller Irrthümer, Misverständnisse und Fehlgriffe geworden ist, welche bis in die neueste Zeit den Inhalt der Theorie und Geschichte der epischen Poesie ausmachen. Die Ansicht der Homerischen Poesie ist aber durch sie gänzlich verrückt worden. — Durch Aristoteles Theorie ist das Unnatürliche und Unzulängliche der Pisistrateischen Zusammenfügung der beiden epischen Körper als Kunstgesetz geheiligt worden, und das Naturgemässe und Unwillkürliche des ursprünglichen Gesanges wird zu künstlichen Absichten hinaufgeschroben. Und solche Gesetze blieben in den folgenden Jahrhunderten dem Griechischen Volke und seinen Nachahmern einzige Richtschnur für die epische Kunst, Gesetze, von denen man sagen kann, dass der Zufall der Zusammenstellung natürlich getrennter, aber durch gleiche Natur leicht so oder anders vereinbarer Theile, und das Misverständniss, welches diese Zusammenstellung für ursprünglich erkannt und dadurch die Natur zur Kunst, den Gesang zur Schriftstellerei und das Nothwendige zu einer willkürlichen Wahl macht, sie erzeugt haben.“ Dass dasjenige, was hier von dem Einfluss der Aristotelischen Kunstgesetze auf die epische Poesie des Alterthums gesagt wird, rein erträumt ist, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden. Trotzdem nun aber der Homerische Hexameter nach Müller ein reines Naturgewächs, ebenso die Homerische Poesie ein Gewächs der Natur ist, auch Ilias und Odyssee die Gewächse verschiedener Jahrhunderte sein sollen, wird an der Individualität des einen Homer festgehalten, als des Vaters einer neuen, alles vorhergegangene und nachfolgende in seiner Gattung verdunkelnden Gesangesweise. Worin nun aber das Neue der Homerischen Gesangesweise eigentlich bestanden habe, das bekommen wir natürlich nicht zu erfahren.

Eine eingehende Recension des Müllerschen Buchs gab L. Dissen in den Gött. Gel. Anz. 1827 St. 3—4 (Kl. Schr. S. 318 ff.). Sie enthält manche recht beachtenswerthe Einwendungen und zeigt uns, wie doch allmälich die Einsicht

in das Unhaltbare mancher Wolfschen Annahmen und Voraussetzungen sich Bahn brach[1]). Das unbestimmte Hinundherreden Müllers über Kunst und Natur wird sehr getadelt. Es gebe nur Verwirrung der Begriffe bei allem Wortschwall. „Also, um bestimmt zu sprechen, ein bewusstloses Dichten, wenn so etwas gemeint wird, lässt sich schlechterdings auch im Homer nicht durchführen, sondern klärlich ist in ihm ja bereits auch besonnene Kunstfertigkeit; nur freilich keine gelehrte Kunst wie bei den Alexandrinern, noch festliche Kunstpracht wie bei Pindar und den Tragikern, sondern eine unendliche Leichtigkeit, welche als vollkommene Natürlichkeit erscheint, aber das Rechte thut und das Falsche vermeidet mit eben so viel Sicherheit und Besonnenheit als Geist und Gefühl. Die Kunst hat einen verschiedenen Charakter in den verschiedenen Perioden der Litteratur, aber kunstlos ist gar kein klassisches Werk. Bewusstloses oder noch nicht zu einem bestimmten Grade von Bewusstsein gelangtes Dichten giebt incorrecte Productionen, gleichwie das Uebergewicht der Reflexion Künstlichkeit: das wahrhaft Klassische liegt in der Mitte zwischen diesen Extremen, und wir nehmen keinen Anstand zu behaupten, dass die schönsten Werke der Hellenen auf einer wunderbaren Harmonie und Durchdringung poetischen Sinnes und Gefühls und künstlicher Besonnenheit und geübten Kunstverstandes beruhen. — Auch im Homer ist die Meinung von der Kunstlosigkeit dem wahren Verständniss desselben eben so nachtheilig, als die von Künstlichkeit sein würde, wenn Jemand sie fassen könnte. Manche denken bei Kunst gleich an Künstlichkeit oder Mangel der Begeisterung, was doch deutlich verschieden; man kann die Homerischen Gesänge in ihrer ganzen Frische auffassen und doch von Kunst reden;

1) Auch Dissens Freund Welcker hatte bereits seit 1818 in seinen Vorlesungen über Ilias, über Griechische Litteratur und Epigraphik ein System von Gründen gegen Zoega und vorzüglich gegen Wolf aufgestellt, auch längere Zeit eine Streitschrift, ihm selbst, mit der höchsten seinem grossartigen und für immer lehrreichen Werke gebürenden Anerkenntniss, gewidmet beabsichtigt. S. Ep. Cycl. I Vorr. p. IX. In der That hat Welcker späterhin nächst Nitzsch zur Widerlegung Wolfs das meiste beigetragen, und doch blieb er bei manchen Punkten in Wolfs Anschauungen tief befangen.

denn Kunst tritt überall ein, wo Gedanken in entsprechender Form dargestellt werden sollen, die hohe Vortrefflichkeit aber der Griechischen Kunst beruht auf jenem künstlichen Sinne, in welchem poetische Begeisterung mit Klarheit des Urtheils wunderbar gepaart ist.“ Nicht minder werden Müllers Aufstellungen über die erst nachträglich in den Homer durch Zufall hineingekommene Einheit und sein wegwerfendes Urtheil über Aristoteles getadelt. „Alle diese Expositionen beruhen ihrem letzten Grunde nach eigentlich auf der Meinung, dass man von Einheit und Ganzheit in der alten Griechischen Dichterwelt nichts gewusst, sondern dies eine erst später aufgekommene Sache sei; denn Einheiten bilden sei Künstlichkeit. Wer freier urtheilt, muss aber bald finden, dass Einheit überhaupt ein natürliches Bedürfniss des Geistes ist, worauf man nicht erst durch tiefes Studium kommt: wie sie liegt in den Organismen, den Formen und Begebenheiten der Welt, so auch in dem Wesen des Geistes und dem Denken jedes nicht ganz rohen Menschen; bei den Griechen aber zeigt sich ihr Dasein von uralter Zeit auf das sprechendste in der Mythologie. Oder woher haben unzählige alte Mythen den schönsten Zusammenhang, wenn man damals keine Einheiten dichtete? Eins der deutlichsten Beispiele von dieser Einheit bildenden Kraft ist auch die Olympische Götterfamilie, die aus den ursprünglich getrennten Göttern der Griechischen Landschaften lange vor Homer zu einem idealen Ganzen durch epische Sänger vereinigt wurde. Und blicken wir sonst umher im Homer, so zeigt sich tausendfältig dasselbe. Jede Rede, jedes Gespräch ist ein Ganzes; so viele Scenen der Ilias und Odyssee, Beschreibungen von Helden, Thaten, Spielen, grössere Partien und Gruppen bilden die schönsten Einheiten, Gedanke und Ausdruck endlich ist überall ein harmonisches Ganze. Man möchte sagen, alles und jedes gestaltete sich unter den Händen dieser Sänger zu wohlgefälliger Einheit, und wie überhaupt das Vermögen Einheiten zu bilden eine wesentliche Eigenschaft aller echten organischen Gedankenbildung heissen muss, so ist namentlich eine wahrhaft unerschöpfliche Kraft, die schönsten und sinnvollsten Einheiten zu bilden, hervorstechender Grundzug des Hellenischen Geistes. Was Wolf ehemals in den Prolegomenen schrieb:

sero Graeci didicerunt totum ponere in poesi, kann heut zu Tage unmöglich unterschreiben, wer genauer zugesehen. Denn was z. E. die von Vielen mit Unrecht zu gering geschätzten Cyklischen Poeme betrifft, so bildeten sie zwar gewöhnlich auf andere Weise ihre Einheit als die Homerische Dichtung, wollten aber, wie man sieht, nichts destoweniger jedesmal ein Ganzes darstellen. — Wenn also Aristoteles überhaupt Einheit setzte in den Homerischen Gedichten, so sprach er nur theoretisch aus, was kein echter Hellene bezweifeln konnte, und mit nichten darf ihm dies als grundstürzender Irrthum angerechnet werden.“ Hier wird zwar der Begriff der Einheit als epischer Einheit in eine Sphäre hinübergespielt, um welche es sich eigentlich nicht handelt, aber so richtig wie der erste und letzte Satz dieser angeführten Stelle, so wichtig ist der directe Widerspruch gegen das Wolfische *sero Graeci didicerunt totum ponere in poesi* mit dem Hinweis auf die Cykliker. Wenn sich Dissen hierbei beklagt, dass dieser Zweig der Litteratur noch zu sehr vernachlässigt sei, so sollte bereits in wenigen Jahren durch die Epoche machende Leistung seines Freundes Welcker diesem Uebelstande abgeholfen werden[1]).

Wolf selbst hat die Müllersche Vorschule wohl nicht mehr zu Gesicht bekommen. Er starb bekanntlich den 8. August 1824 auf einer Reise in Marseille. Seine in den Prolegomenen über die Geschichte der Homerischen Poesien ausgesprochenen Ansichten waren bei seinem Tode in Deutschland die herrschenden, und noch war kein ebenbürtiger Gegner gegen dieselben in die Schranken getreten, ja man

1) Das Bedürfniss einer genaueren Forschung über die Cykliker machte sich damals vielfach geltend. 1825 war die Schrift von Fr. Wüllner de cyclo epico poetisque cyclicis erschienen. 1828 die Abhandlung des Dänen Henrichson über die Cypria (rec. v. Ahrens in Jahns Jahrb. 1830 S. 183—202 u. Osann im Hermes Bd. 31 N. 5), 1829 die Schrift von C. G. Müller de cyclo Graecorum epico et poetis cyclicis (vgl. Allgem. Schulzeit. 1831 S. 49—64), 1830 endlich E. v. Leutsch Thebaidis cyclicae reliquiae. Das bedeutendste darunter war unstreitig das Buch von Müller. Aber auf eine poetische Würdigung der Cykliker, eine Untersuchung über den Inhalt und die Handlung ihrer Gedichte, ihre Beziehung zur Homerischen Frage, hat es sich nicht eingelassen. Für Alles dieses sorgte erst Welcker in seinem genialen Buche über den epischen Cyklus, dessen erster Theil Bonn 1835 erschien.

kann sagen, die Gewalt seines Ansehens hatte die Forscher von einer selbständigen Prüfung derselben zurückgeschreckt. Mit dem Müllerschen Buche aber als dem letzten, welches noch direkt unter Wolfschem Einfluss gestanden hat, können wir unsre Uebersicht über die Geschichte der Prolegomena beschliessen. Wenige Jahre später trat die Homerische Frage in ein ganz neues Stadium der Forschung, die Prolegomena selbst etwas mehr in den Hintergrund. Erst da begann die methodische Kritik der in ihnen aufgestellten Sätze und eine wirkliche Weiterführung der Forschung. In der Geschichte dieser Kritik und weiteren Forschung verliert sich die weitere Geschichte der Prolegomena.

W. Müller beklagt sich in der Vorrede seiner Homerischen Vorschule über einige litterarische Erscheinungen der neusten Zeit, welche einen traurigen Beweis liefern für den übermüthigen Rückgang aus Licht in Nebel und aus strenger Forschung in läppische Wähnerei, selbst auf demjenigen Felde der Wissenschaft, von welchem aus man zumeist Widerstand und Hülfe gegen die Modethorheiten der Kunst und Gelehrtheit unsrer Zeit erwarten sollte: „Seltsam genug, dass man es sich in Deutschland nach den Wolfschen Forschungen noch gefallen lässt, den Homer zu einem trojanischen Hofpoeten kreiren zu sehen; aber noch seltsamer, dass in England eine königliche gelehrte Gesellschaft denjenigen mit einem Preis von hundert Guineen krönt, welcher den Ionischen Barden zu einer Art von Parallelperson mit dem Israelitischen Gesetzgeber macht“. Die hier angedeutete Preisschrift A dissertation on the age of Homer, his writings and his genius, and of the state of religion, society, learning and the arts during that period, Lond. 1823, ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Homer aber als Trojanischer Hofpoet ist eine Phantasterei, welche Schubarth in seinen Ideen über Homer und sein Zeitalter, Bresl. 1821, zum besten gegeben hatte. Mit der Erwähnung dieser Schrift möge es jedoch sein Bewenden haben.

Achtes Capitel.

Wir wenden uns nunmehr, nach vollendeter Uebersicht über die Geschichte der Wolfschen Prolegomena, zu dem

schwierigeren und bei weitem wichtigeren Theile unsrer Aufgabe, zur Kritik der in den Prolegomenen vorgetragenen Ansichten und zur Beantwortung der Frage, wie weit dieselben noch gegenwärtig auf wissenschaftliche Berechtigung und Bedeutung Anspruch erheben können oder nicht. Diese Beantwortung wird uns um so eher gelingen, wenn wir auch bei diesem Theile unsrer Arbeit der geschichtlich referirenden Methode treu bleiben, und bei den einzelnen in Frage kommenden Punkten zunächst dasjenige zusammenstellen, was nach Wolfs Tode für und wider seine Ansichten im einzelnen vorgebracht ist. Erst nachdem der grosse Mann aus der Reihe der Lebenden geschieden war, ist ja die Homerische Frage von den verschiedensten Seiten und Gesichtspunkten aus mit steigendem Eifer, wenn auch mit sehr verschiedenem Erfolge in Angriff genommen worden. Auszugehen ist hierbei von der Frage nach dem Alter der Schreibkunst in Griechenland, oder vielmehr ihrer Verwendung zu litterarischen Zwecken. Sie bildet nicht nur den Ausgangspunkt, sondern auch das Fundament der gesammten Wolfschen Untersuchungen, auf dessen Ausbau er auch offenbar die grösste Sorgfalt verwandt hat. Sie bildet auch noch gegenwärtig den eigentlichen Cardinalpunkt der Homerischen Frage, und die Annahme, dass sie von Wolf richtig gelöst sei, die meist stillschweigende aber oft auch eingestandene Voraussetzung oder Grundüberzeugung der Forscher und Mitarbeiter auf diesem Gebiete. Hat doch noch 1871 K. Lehrs in einem Aufsatz in der Altpreussischen Monatsschrift es ausgesprochen, dass die Entstehung von Ilias und Odyssee zu einer Zeit, wo es keine Schreibkunst gab, ihre nur mündliche Entstehung und Jahrhunderte lang nur mündliche Fortpflanzung, von Wolf unwiderleglich bewiesen seien und bleiben. Und in der 1872 erschienenen dritten Auflage der höchst verdienstlichen Abhandlung von H. Bonitz 'über den Ursprung der Homerischen Gedichte' lesen wir auf S. 19: „Ilias und Odyssee sind ursprünglich nicht schriftlich aufgezeichnet gewesen, sondern nur mündlich vorgetragen worden. Dieser Satz ist, seit F. A. Wolf ihn begründet, durch jeden dagegen gerichteten Angriff nur zu grösserer Festigkeit gelangt". Sehen wir zu, wie es sich damit in der That verhält.

Der erste, welcher nach Wolfs Tode die Frage nach dem Alter der Schreibkunst zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung machte und sie gegen Wolf zu entscheiden sich bemühte, war J. Kreuser, selbst ein Schüler Wolfs, zur Zeit Rheinischer Gymnasiallehrer, in seiner Schrift 'Vorfragen über Homeros, seine Zeit und Gesänge', Frankfurt 1828. Das Buch ist mit unerträglicher Breite und Weitschweifigkeit geschrieben, enthält aber doch sehr beachtenswerthe Gedanken. Ganz werthlos ist alles das, was in ihm über Aegypten gesagt ist, ebenso das meiste von dem, was über die ältere Geschichte und Schrift der orientalischen Völker zu lesen ist. Dass die Griechische Buchstabenschrift von den Phöniciern entlehnt sei, wofür durch detaillirte Vergleichung der Schriftzeichen nach Kopp und Gesenius ein eingehender Beweis geliefert wird, war nicht neu und eigentlich von Niemand bezweifelt worden.

Wichtig aber war Kreusers Behauptung, dass der älteste Gebrauch der Schrift bei den Griechen der Natur der Sache und der Ueberlieferung zufolge ein priesterlicher war. Die Orakelsprüche wurden von Alters her geschrieben und schriftlich ertheilt. Man hatte Tempelinschriften, Priesterverzeichnisse und Chroniken. Aber die Schrift war darum keineswegs ausschliesslich priesterlich. Sie war auch anderen bekannt und zugänglich, die einen Trieb nach Bildung hatten.

Nun ist das jüngste Griechische Alphabet das Ionische des Simonides, der im Zeitalter der Pisistratiden lebte. Es fand zuerst Eingang bei den Samiern (Hesych. v. Cαμίων ὁ δῆμος), bei den Attikern bekanntlich allgemein erst unter dem Archontate des Eukleides. Inschriften in der Altattischen Schrift haben wir noch eine Menge, darunter die Herme des Hippias (C. I. I p. 31 sq.). Hinter diesem Altattischen liegt aber ein noch älteres, das mit dem Altitalischen stimmt (so auf dem Karystischen Marmor C. I. p. 42 N. 26). Daraus allein geht denn unwiderleglich hervor, dass der Gebrauch der Schrift in Griechenland weit über die Solonische Zeit zurückreicht. Aber auch dieses Alphabet kann nicht das älteste sein, da es sich noch zu weit von dem Phönizischen entfernt. Wir brauchen also ein weiteres Pelasgisches Alphabet.

Dass nun die Griechen in ihren dichterischen Sagen kein Bedenken tragen, schon der ältesten Heroenzeit den Gebrauch der Schrift beizulegen, dass sich ferner seit dem Beginn der Olympiaden positive Zeugnisse in Menge finden für das Vorhandensein von Dichtern und Gedichten, überhaupt für den Gebrauch der Schrift zu litterarischen Zwecken, dafür hat Kreuser, wenngleich in höchst unkritischer Weise, doch immerhin eine Menge von Belegen gesammelt.

Gegen Wolf im besonderen wird aber auf S. 186 mit Recht bemerkt, dass es thöricht ist, wenn er zwar das Dasein der Schrift in älterer Zeit bei den Griechen zugiebt, aber ihren Gebrauch leugnet. Nur durch den Gebrauch bekundet sich eben das Dasein der Schrift. Sehr richtig bemerkt er ferner auf S. 191: „Wäre die Schrift nicht älter als Solon, so würden die Sagen über die frühere Erfindung der Schrift fehlen, und klare Ueberlieferung wäre uns statt des Streites gewährt; denn kaum ein Jahrhundert ists bis auf Herodot, der dann wohl deutlicher von dem hätte reden können, was zu der Zeit seines Altvaters sich ereignet hätte“. Nicht minder richtig hat Kreuser ferner gesehen, dass die Ueberlieferung von Zaleukus ihr bedenkliches habe und in Bezug auf die erste schriftliche Abfassung von Gesetzen überhaupt an inneren Widersprüchen leide, S. 194 ff. Endlich erklärt er es für lächerlich, die Homerische Erzählung von Bellerophon anders als von einem Briefe zu verstehen, S. 199 ff.

So wenig indessen wie Hug mit seiner höchst verständigen, besonnenen Darstellung es vermocht hatte, das Ansehn der Wolfschen Hypothese über das Alter der Schreibkunst in Griechenland und ihrer Verwendung zu litterarischen Zwecken nachhaltig zu erschüttern, so wenig vermochte dies Kreuser mit seiner zwar ausführlicheren, aber dafür auch vielfach kritiklosen und tumultuarischen Polemik. Dies gelang in der That erst den anhaltenden Bemühungen des gelehrten und bedächtigen G. W. Nitzsch, der es sich förmlich zur Lebensaufgabe gestellt hatte, die Wolfschen Aufstellungen Schritt für Schritt zu widerlegen und zu berichtigen. Es geschah dies zuerst in der Abhandlung 'indagandae per Homeri Odysseam interpolationis praeparatio'

Hannov. 1828, dann in verschiedenen Abhandlungen, welche unter dem Gesammttitel 'de historia Homeri maximeque de scriptorum carminum aetate meletemata' Hannov. 1830, 1837 erschienen, wie nicht minder im Artikel 'Odyssee' in der Allgemeinen Encyklopädie v. J. 1829 und in der Vorrede zum zweiten Bande seiner erklärenden Anmerkungen zur Odyssee v. J. 1831. Als Lachmann 1837 gleichsam als Wolfius redivivus mit seiner Liedertheorie auftrat, so wandte sich Nitzsch mit unermüdlicher Thätigkeit auch gegen diese Ansicht und suchte sie in verschiedenen Abhandlungen im Philologus und den Leipziger Jahrbüchern für Philologie sowie in seiner 'Sagenpoesie der Griechen' Brnschwg. 1852, und den erst nach seinem Tode erschienenen 'Beiträgen zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen' Leipz. 1862 zu widerlegen.

Sein Hauptwerk sind die Meletemata de historia Homeri, in deren erstem Bande die Frage nach der Schreibkunst eingehend erörtert wird. Als einen Hauptirrthum Wolfs und seiner Anhänger bezeichnet Nitzsch zunächst die Voraussetzung, dass geschriebene Gedichte nur für Leser gedacht werden können. Man übersah dabei die Verwendung derselben zur Unterstützung des Gedächtnisses gerade der Rhapsoden, sowie zur Unterstützung bei ihren dichterischen Entwürfen und Ausarbeitungen, nicht minder ihre Verwendung zum Zwecke des Schulunterrichts. Dies alles fasst Nitzsch zusammen unter dem Begriff des usus didascalicus scripturae. Er bezeichnet es als eine ganz richtige Tradition der Griechen, dass sie gerade ihre Dichter vielfach mit dem Schreibwesen und der Verbreitung der Litteratur in weiteren Kreisen in Verbindung gebracht haben. So den Tyrtaeus, welcher als διδάσκαλος γραμμάτων bezeichnet wird (Paus. IV, 15). Kenntniss der Schreibkunst finden wir bei Archilochus fr. 39, welcher von der Skytale spricht, und bei Stesichorus, der eine Anspielung auf die Erfindung des Palamedes macht (Bekk. Anecd. p. 783). Sollten nun gerade die Homeriden keinen Gebrauch von einer Erfindung gemacht haben, die ihnen so willkommen sein musste? Dahin gehört es auch, wenn die ältesten Dichter wie Orpheus, Linus und Musaeus als Erfinder von Buchstaben oder Vervollkommner des Alphabets genannt werden. Dichter von

Genealogien und Heroenverzeichnissen können wir aber bis zu den Anfängen der Olympiadenrechnung zurückverfolgen. Sie setzen aber auch einen bequemen und ziemlich geläufigen Gebrauch der Schreibkunst schon in jenen Zeiten voraus. Oder soll man etwa glauben, dass die ganze ältere Griechische Litteratur, die doch unleugbar in historischer Zeit noch vorhanden war, nachdem sie ursprünglich in ihrer ganzen Ausdehnung blos mündlich fortgepflanzt war, ebenso auch in ihrer ganzen Ausdehnung erst in den Zeiten des Pisistratus schriftlich aufgezeichnet sei, und das alles ohne die mindeste Spur eines einschlägigen Zeugnisses?

Darauf kommt Nitzsch auf das Kreusersche Buch zu sprechen, dessen Bedeutung er vollständig anerkennt, ohne seine Schwächen im Einzelnen zu übersehen. Was die Stelle des Iosephus anlangt, auf welche Wolf ein so grosses Gewicht legt, so habe er erstens das ὕστερον ohne alle Berechtigung auf Pisistratus bezogen, zweitens aber dem φασί eine Bedeutung beigelegt, die ihm in der That nicht zukomme. Es werde nur dann gebraucht, wenn der Schriftsteller eine Meinung anführt, die sich zwar findet, aber deren Richtigkeit er durchaus auf sich beruhen lässt. Dass es in dieser Hinsicht mit Iosephus nicht anders sei, das beweise sein φασί an der Stelle I, 4, wo er als das älteste öffentliche schriftliche Denkmal der Athener die Gesetze Dracons erwähnt, ganz so, als habe es überhaupt bei den Griechen und Athenern keine älteren schriftlichen Gesetze gegeben. Thatsächlich aber haben die Griechen der ganzen Eigenthümlichkeit ihres Wesens entsprechend in viel früherer Zeit für die schriftliche Aufbewahrung heiliger Gesänge, überhaupt dichterischer Erzeugnisse, als für die schriftliche Fixirung von Gesetzen und staatlichen Anordnungen Sorge getragen. Dass aber Zaleukus zuerst den Griechen schriftliche Gesetze gegeben habe, sei bei der grossen Menge Gesetzgeber, die aus früheren Zeiten uns überliefert sind, nicht glaublich. Vielmehr sei er der erste gewesen, welcher schriftliche Bestimmungen für das Privatleben der Bürger und für das Gerichtsverfahren aufstellte, namentlich schriftliche Strafbestimmungen (Ephorus bei Strab. VI p. 260 A), denn das

werde eigentlich unter νόμος verstanden[1]). Was aber die mehrfach aufgestellte Behauptung anlangt, anfänglich seien auch bei den Griechen die Gesetze mündlich abgefasst gewesen und durch Gesang aufbewahrt worden, so kann sich dieselbe thatsächlich auf kein Zeugniss des Alterthums stützen, denn bei Arist. Probl. XIX, 28 haben wir eine blose etymologische Vermuthung, scheinbar nur auf solche, aus denen man sieht, dass schon im späteren Alterthum musikalische Nomen d. h. alterthümliche Tonsätze mit Gesetzen verwechselt wurden. Dass die alten, auf Lykurg zurückgeführten Rhetren der Spartaner, welche die Grundzüge ihrer Staatsverfassung enthielten, von Anfang an schriftlich vorhanden waren, ist nicht zu bezweifeln. So ergiebt sich also, dass die Strabo-Stelle über Zaleukus für das, was Wolf aus ihr beweisen wollte, nämlich den unverhältnissmässig späten Gebrauch der Schreibkunst im öffentlichen Leben der Griechen, gar keine Beweiskraft hat. Und dass die Anwendung der Schreibkunst auf die Aufzeichnung von Gesetzen durch das Aufkommen eines bequemeren Schreibmaterials bedingt, oder vielmehr veranlasst sei, ist erst recht eine völlig grundlose Behauptung. Was aber das Schreibmaterial selbst anbetrifft, so wissen wir jetzt durch zahlreiche Funde in Aegyptischen Gräbern, dass der Gebrauch des Papyrus bei den Aegyptern ein sehr alter ist und weit über die Zeiten des Amasis zurückreicht. Der Tradition zufolge, deren Richtigkeit unantastbar ist, erhielten die Grie-

---

1) Aehnlich sagt Bergk Gr. Litt. S. 195: „Noch immer legt man ein ganz ungebürliches Gewicht auf die Gesetzgebung des Zaleukus (um Ol. 30) in Unteritalien, die man als das erste Beispiel einer grösseren schriftlichen Aufzeichnung in der Hellenischen Welt betrachtet. Zaleukus wird als der älteste Gesetzgeber bezeichnet, aber schon längst hatte man einzelne politische Urkunden, Verträge, Gesetze u. s. w. aufgezeichnet, das Neue ist dies, dass Zaleukus zuerst eine umfassende Rechtsordnung schriftlich entwarf. Mit der Schrift und Litteratur hat dies übrigens nichts gemein. Ein Volk kann lange Zeit ohne geschriebenes Gesetz und Verfassung leben und doch auf einer verhältnissmässig hohen Culturstufe stehen, es kann schon längst ausgedehnten Gebrauch der Schrift kennen und eine sehr entwickelte Litteratur besitzen, wie eben die Hellenen. Die Anfänge der Schrift sind nicht im politischen, sondern im religiösen Leben zu suchen". Das letztere hatte schon Kreuser behauptet.

chen die Schreibkunst von den Phöniciern. Dann müssen sie aber auch von den Phöniciern schon ein geeignetes Schreibmaterial erhalten haben. Als solches bieten sich Thierhäute dar, die man sich irgendwie nach Art des späteren Pergaments zubereitet denken muss. Eben aus deren häufigem Gebrauch seit alter Zeit erklärt es sich, dass die Ionier, wie Herodot V, 58 angiebt, als sie später mit dem Aegyptischen Papyrus bekannt wurden, alsbald auf das neue Material den alten Namen übertrugen. Neben Thierhäuten mögen frühzeitig auch Holztafeln in Gebrauch gewesen sein, für öffentliche Aufzeichnungen und Urkunden auch Platten von Stein und Metall. Was Paus. IX, 31 von dem in Askra aufbewahrten uralten Exemplar der Erga des Hesiod auf bleiernen Tafeln berichtet, braucht keineswegs als Fabel betrachtet zu werden. Mit Recht weist endlich Nitzsch darauf hin, dass die Auffassung Wolfs, wonach der öffentliche Gebrauch der Schreibkunst zur Aufzeichnung von Verträgen, Bündnissen und Gesetzen ein früherer als der Privatgebrauch gewesen sei, in Folge dessen die Griechen langsam und allmälich von ihrem anfänglich unbehülflichen Schreibmaterial zu einem bequemeren fortgeschritten sein müssten, auf einer willkürlichen Annahme beruhe. Wenn die Schreibkunst eine Griechische Erfindung gewesen sei, könne man sich diesen Gang gefallen lassen. So aber kam sie den Griechen durch den Handelsverkehr mit den Phöniciern zu, und sie wurden von Anfang an mit ihr als einer den verschiedensten Privatzwecken dienenden Erfindung bekannt.

Dass durch die Eröffnung eines Griechischen Emporiums in Naukratis in den Zeiten des Amasis, Polykrates und Pisistratus das Aegyptische Papyr direct und in grösseren Massen nach Griechenland gekommen sei, giebt Nitzsch zu. Dieser Umstand habe aber nicht das Entstehen von schriftlichen Aufzeichnungen und Büchern veranlasst, sondern deren Hervortreten in grösserer Masse, das Ueberhandnehmen der Lectüre, die Anlage von Bibliotheken u. dgl. m. *Non scriptorum librorum, sed vulgo lectorum, sed editorum, divulgatorum, in bibliothecas congestorum ista prima est aetas*, Hist. Hom. I p. 95.

Nitzschs weitere Untersuchungen in der Historia Homeri behandeln die Fragen über Homeriden, Rhapsoden, über

Solon und Pisistratus, über die Beurtheilung des Griechischen Epos durch Aristoteles, und werden wir auf seine Ansichten im weiteren Verlaufe unsrer Darstellung zurückkommen. Für jetzt, wo es sich lediglich um das Alter der Schreibkunst in Griechenland und deren Verwendung zu litterarischen Zwecken handelt, ist zu bemerken, dass seine Polemik gegen Wolf, soweit sie im obigen mitgetheilt ist, wesentlich negativer Art ist, d. h. er giebt keine neuen positiven Thatsachen, aus denen sich ein höheres Alter der Schreibkunst mit Nothwendigkeit ergiebt, sondern er zeigt blos, dass die Wolfschen Deductionen, welche sich in erster Linie auf das Schweigen der Ueberlieferung über den thatsächlichen Gebrauch der Schrift in den ältesten Zeiten gründen, zum Theil auf falschen Grundanschauungen und Voraussetzungen, zum Theil auf falschen Schlüssen beruhen. Seinem negativen Beweis hat er aber auch noch zwei positive Momente an die Seite gesetzt. Einmal das thatsächliche Vorhandensein grösserer Litteraturwerke aus der Zeit von Beginn der Olympiaden bis auf Pisistratus, welche zweifelsohne von Anfang an schriftlich vorhanden waren, wie die Gedichte der Iambographen und Meliker von den Zeiten Terpanders an, und von denen manche ihrerseits wieder den Homer im Ganzen und Grossen in der Form, in welcher wir ihn noch jetzt haben, voraussetzen. Dies ist aber entschieden der Fall mit den epischen Gedichten der Cykliker. Was nun bereits O. Müller in seiner Recension des Wüllnerschen Buchs über den epischen Cyklus ausgesprochen hatte, das adoptirt Nitzsch in seinem vollen Umfange, wenn er Hist. Hom. I p. 152 als Resultat voraufgehender ausführlicher Betrachtungen über die Cykliker sagt: *e cyclicorum, quos breviter dicimus, carminibus, eorumque tum descriptione tum fabulis ea necessitate, quam nemo quisquam ullis machinis effugere potest, conficitur eo tempore, cum Arctinus Aethiopidem et Ilii Persidem, Cyprius ille Cypria, Hagias Troezenius Nostos, mox Lesches Iliadem parvam, postremo, nisi iam Cinaetho, priorum aequalis, Telegoniam scripserit, Eugammon apud Cyrenaeos carmen eius nominis componerent, Iliadem et Odysseam ambitu ac forma in universum tales iam ac tantas extitisse, quantas hodie habemus.*

Ein zweites positives Moment gewinnt Nitzsch aus der Betrachtung der Homerischen Gedichte selbst. Sie sind ihm organische, einheitliche Ganze und zwar von vornherein auf eine Einheit angelegte Ganze, deren Entstehen nur aus der bewussten Thätigkeit eines Dichtergenius erklärt werden könne, wie auch andrerseits der unbestrittene Ruhm dichterischer Genialität, dessen sich Homer im ganzen Alterthum von den ältesten Zeiten an erfreut, nur dadurch verständlich wird, wenn wir uns Homer als den Schöpfer und Begründer der organischen Epopöie denken, die vor ihm nicht da war, als den ersten, wirklichen Dichter der Griechen, der zuerst mit Hülfe der Schreibkunst grössere Dichtungen entwarf und vollendete, die dann allerdings im Laufe der Jahrhunderte durch kleinere und grössere Interpolationen vielfach entstellt wurden.

Dieses zweite Moment muss als bereits esoterischer Art von unsrer gegenwärtigen Betrachtung ausgeschlossen bleiben. Ein genaueres Eingehen auf die Cykliker ist aber an dieser Stelle unerlässlich.

Die Cykliker haben ihren Namen davon, dass ihre Gedichte späterhin äusserlich in einen bestimmten Kreis zusammengestellt wurden als solche, welche das Homerische Heldengedicht einleiteten, fortsetzten und nachahmten. Dass die sogenannten cyklischen Gedichte ursprünglich geschrieben und von je Einem Verfasser gedichtet worden sind, hat wohl noch Niemand bezweifelt. Ob sie noch auf eine andere Weise als durch Lectüre in grösseren Kreisen bekannt geworden sind, dafür fehlt es uns an jeglichem Anhalt. Keine Spur eines rhapsodischen Vortrags derselben. Die Annahme, dass die cyklischen Dichter selbst Rhapsoden gewesen seien, welche manche gemacht haben, wie O. Müller in Zeitschr. f. Alterthumsw. 1835 S. 1174, ist völlig unbegründet. Die Gedichte der Cykliker bildeten mit Einschluss von Ilias und Odyssee den sogenannten epischen Cyklus. Dieser Ausdruck beruht auf unsrer Kenntniss von der Chrestomathie des Proklus, oder vielmehr dem Referate, welches Photius in seiner Bibliothek Cod. 239 p. 318 ff. ed. Bekk. über einen Auszug aus der Chrestomathie des Proklus in vier Büchern giebt. Dieses Referat erstreckt sich aber nur über die beiden ersten Bücher (ἀνεγνώσθησαν ἐκ τῆς Πρόκλου χρηστομαθίας γραμμα-

τικῆς ἐκλογαί. ἔστι δὲ τὸ βιβλίον εἰς δ' διῃρημένον λόγους. Am Schluss: οἱ μὲν δύο λόγοι τῆς Πρόκλου γραμματικῆς χρηστομαθίας ἐν τούτοις). Diese grammatische Chrestomathie war eine Poetik. Proklus ging aus von dem Verhältniss der prosaischen zur poetischen Darstellung, sprach über die drei Grundstilarten (πλάσματα) der Darstellung und ihre Verwendung und ging dann die verschiedenen Arten der Poesie durch, Epos, Elegie, Iambenpoesie, Melik mit ihren verschiedensten Arten und Unterarten. Der tragischen und komischen Poesie waren wohl die beiden von Photius nicht berücksichtigten Bücher gewidmet. An eine Charakteristik der einzelnen Arten der Dichtung schloss sich jedesmal eine litterarische Angabe über ihre Hauptvertreter zugleich mit biographischen Notizen über sie an. Als Hauptvertreter des Epos wurden Homer, Hesiod, Pisander, Panyasis, Antimachus genannt. Nachdem über diese Dichter und ihre Werke das Nöthige gesagt war, wurde über den sogenannten epischen Cyklus gehandelt. Doch hier müssen wir die Worte des Photius selbst anführen. Er sagt: διαλαμβάνει δὲ καὶ περὶ τοῦ λεγομένου ἐπικοῦ κύκλου, ὃς ἄρχεται μὲν ἐκ τῆς Οὐρανοῦ καὶ Γῆς μυθολογουμένης μίξεως, ἐξ ἧς αὐτῷ καὶ τρεῖς παῖδας ἑκατοντάχειρας καὶ τρεῖς γεννῶσι Κύκλωπας, διαπορεύεται δὲ τά τε ἄλλως περὶ θεῶν τοῖς Ἕλλησι μυθολογούμενα, καὶ εἴ πού τι καὶ πρὸς ἱστορίαν ἐξαληθίζεται. καὶ περατοῦται ὁ ἐπικὸς κύκλος ἐκ διαφόρων ποιητῶν συμπληρούμενος μέχρι τῆς ἀποβάσεως Ὀδυσσέως τῆς εἰς Ἰθάκην, ἐν ᾗ καὶ ὑπὸ τοῦ παιδὸς Τηλεγόνου ἀγνοοῦντος κτείνεται. λέγει δὲ ὡς τοῦ ἐπικοῦ κύκλου τὰ ποιήματα διασώζεται καὶ σπουδάζεται τοῖς πολλοῖς οὐχ οὕτω διὰ τὴν ἀρετὴν ὡς διὰ τὴν ἀκολουθίαν τῶν ἐν αὐτῷ πραγμάτων. λέγει δὲ καὶ τὰ ὀνόματα καὶ τὰς πατρίδας τῶν πραγματευσαμένων τὸν ἐπικὸν κύκλον. λέγει δὲ καὶ περί τινων Κυπρίων ποιημάτων κτλ.

Schon Valesius de crit. I, 20 hatte richtig gesehen, dass Suidas, welcher dem Neuplatoniker Proklus die grammatische Chrestomathie beilegt, dabei im starken Irrthum sei. Er dachte an einen älteren Proklus, welchen Alexander von Aphrodisiae zu Arist. soph. elench. p. 4b neben einem Grammatiker Athenaeus anführt. Welcker hielt an Valesius Ansicht fest und nahm den von ihm angezogenen Proklus, da Alexander im Anfange des dritten Jahrhunderts schrieb, für

den Grammatiker Eutychius Proklus von Sicca, welchen M. Antoninus nach Jul. Capitolinus in dessen Leben c. 2 zum Lehrer gehabt[1]). Diese Annahme hat gegenwärtig allgemeine Gültigkeit. Aus den angezogenen Worten des Photius ist nun soviel klar, dass der sogenannte epische Cyklus, über welchen Proklus an der betreffenden Stelle seiner Chrestomathie handelte, ein Gedicht, oder vielmehr eine Zusammenstellung von Stücken, wo nicht Werken verschiedener Dichter gewesen sein muss, angelegt zu dem Zwecke eine Continuität der Götter- und Heroenmythen anhebend von der Vermählung des Uranus und der Gaea bis herab auf den Tod des Odysseus durch seinen Sohn Telegonus zu geben, und dass er seiner Brauchbarkeit gleichsam als urkundliches mythologisches Handbuch seine Erhaltung verdankte, wie auch andrerseits die Dichter, welche entweder ganz oder in Stücken in den epischen Cyklus aufgenommen waren, diesem Umstande ihre Erhaltung bis auf die Zeit des Proklus zu verdanken hatten. Was das aber für Dichter und Gedichte gewesen sind, hat leider Photius nicht angegeben. Dass die Cypria mit dazu gehört haben, konnte man nach seiner Darstellung nicht vermuthen. Wer sich ferner die Mühe gegeben habe, den epischen Cyklus zusammenzustellen und zu welcher Zeit dies geschehen sei, davon giebt er nicht die leiseste Andeutung.

Wesentlich erläutert wurde diese Stelle des Photius als i. J. 1786 durch Tychsen und Heyne in der Bibl. f. alte Litt. und Kunst weitere Bruchstücke aus der Chrestomathie des Proklus, oder, was minder wahrscheinlich ist, aus dem Auszuge derselben, der auch dem Photius vorgelegen hatte, aus einer Madrider und der berühmten Venezianer Handschrift veröffentlicht wurden. Diese Bruchstücke geben erstens einen Aufsatz über Leben und Werke des Homer. Dann eine Inhaltsangabe der Cypria. Weiter eine Inhaltsangabe der Aethiopis des Arktinus, der kleinen Ilias des Lesches von Mytilene, der Ἰλίου πέρσις des Arktinus von Milet, ein Fragment einer Inhaltsangabe eines andern Gedichts (wahrscheinlich der Ἰλίου πέρσις des Lesches), eine Inhaltsangabe der Nosten des Agias von Troezen und end-

1) Welcker Ep. Cykl. I S. 7.

lich der Telegonie des Eugammon. Alle diese Inhaltsangaben fangen an mit Verbindungsformeln, wie ἐπιβάλλει τούτοις, ἑξῆς ἐστιν, ἕπεται τούτοις, συνάπτει τούτοις, μετὰ ταῦτα, ἔπειτα. So hatte man denn in diesen Bruchstücken Inhalt und Titel der Dichtungen, welche im epischen Cyklus die Troischen Sagen in ihrer Totalität vorführten, denn zwischen Cypria und Aethiopis befand sich, wie ausdrücklich angegeben wird, Homers Ilias, ebenso zwischen den Nosten und der Telegonie Homers Odyssee. Welches Gedicht den Cyprien vorhergegangen, war nicht ersichtlich, ebensowenig, was sonst für Dichtungen im epischen Cyklus gestanden hatten, wann und von wem er zusammengestellt worden.

Einige andre Notizen reihten sich an die durch diese neue Veröffentlichung gewonnenen Einsichten erläuternd an. Wenn Clem. Alex. Strom. I p. 333 C sagt ἐν τοῖς πάνυ παλαιοῖς τοὺς τοῦ κύκλου ποιητὰς τιθέασι, so kann dies doch schwerlich anders als von wirklich im Cyklus vorhandenen Dichtern verstanden werden. In den Scholien zur Odyssee werden an zwei Stellen (π 195. ρ 25) Lesarten aus einer κυκλικῇ ἔκδοσις gegeben. Höchst wahrscheinlich ist hier die auf der Alexandrinischen Bibliothek befindliche Ausgabe des Epischen Cyklus gemeint. So wenigstens Boeckh zur ersteren Stelle in Buttmanns Ausgabe p. 574 und Lehrs Arist. p. 25. Da ihr selbständige kritische Autorität vindicirt wird, so ergiebt sich daraus, dass der epische Cyklus als solcher über die Alexandrinische Zeit zurückreicht. In ihm befand sich auch die mehrfach citirte cyklische Thebais, auch Ἀμφιαράου ἐξελασία genannt, von unbekanntem Verfasser, die wegen ihrer poetischen Vorzüge in hohem Ansehen stand.

Auf ein vorhandenes Corpus poetarum epicorum, welches den Titel ἐπικὸς κύκλος führte, haben denn auch aus den Worten des Photius nächst anderen Forschern Welcker und Nitzsch Sagenpoesie S. 36 ff. geschlossen. Wenn der erstere diesen Cyklus aber von Zenodot redigirt sein lässt, wofür er sich ausser auf die vage Andeutung im äusserst zweifelhaften Plautinischen Scholion[1]), auf die ganz un-

1) *Alexander Aetolus et Lycophron Chalcidensis et Zenodotus Ephesius impulsu regis Ptolemaei Philadelphi — Graecae artis poeticos libros in unum*

brauchbare Stelle des Ausonius epist. XVIII, 29 beruft, zwei Stellen, in denen vom epischen Cyklus auch nicht ein Jota vorkommt, ja in deren letzterer die Worte '*quique sacri lacerum collegit corpus Homeri*' erst auf Zenodot bezogen werden müssen, während der Rhetor möglicherweise an eine ganz andere Persönlichkeit gedacht hat, so kann ich ihm darin freilich ebensowenig beipflichten, als es Ulrici in seiner sehr beachtenswerthen Recension des Welckerschen Buchs, Berl. Jahrb. f. wissensch. Kritik 1836 S. 923 ff. gekonnt hat. Mir macht es die κυκλικὴ ἔκδοσις der Odyssee, die ich mit der Ausgabe des Zenodot nicht zu identificiren vermag, unzweifelhaft, dass der epische Cyklus auf alter, Voralexandrinischer Redaction beruht. Noch weniger freilich kann ich meinem verehrten Lehrer Bernhardy beipflichten, welcher Gr. Litt. II, 1 S. 193 behauptet, der ἐπικὸς κύκλος bei Proklus sei ein systematischer Auszug poetischer Mythen gewesen, der in verjüngtem Massstab den Cyklographen Dionysius wiedergab und nach Sitte der Euhemeristen pragmatisirte, und mit der Analyse Trojanischer Geschichten, jedesmal in quellenmässigem Bericht aus seinen Gewährsmännern schloss. Für das Pragmatisiren beruft er sich auf die Worte des Photius διαπορεύεται δὲ τά τε ἄλλως περὶ θεῶν τοῖς Ἕλλησι μυθολογούμενα καὶ εἴ πού τι καὶ πρὸς ἱστορίαν ἐξαληθίζεται, in denen ich aber nichts weiter als ein Urtheil des Photius über die im Cyklus enthaltenen Mythen erblicken kann, die er theils für reine Fictionen, theils von einem den christlichen Theologen geläufigen Standpunkt aus für dichterisch verbrämte Darstellung historischer Vorgänge hielt. Wie kann aber wohl der καλούμενος ἐπικὸς κύκλος eine, nicht von Proklus selbst, denn das wäre ganz unmöglich, sondern von einem andern gegebene prosaische Zusammenstellung der Götter- und Heroenmythen sein? Wie soll in das ganze Werk des Proklus, das eben eine nach den Gattungen der Dichtkunst gegliederte und mit litterarischen Nachweisungen versehene Poetik war, ein Referat über ein prosaisch abgefasstes mythologisches Handbuch passen? Wie

---

collegerunt et in ordinem redegerunt: Alexander tragoedias, Lycophron comoedias, Zenodotus vero Homeri poemata et reliquorum illustrium poetarum.

konnte ferner gesagt werden ὁ ἐπικὸς κύκλος ἐκ διαφόρων ποιητῶν συμπληρούμενος, wenn es prosaische Erzählungen waren, die auf epische Quellen zurückgingen, und nicht selbst Verse der Epiker, Theile epischer Gedichte? Wie konnte er ferner sagen διασώζεται τὰ ποιήματα τοῦ ἐπικοῦ κύκλου διὰ τὴν ἀκολουθίαν τῶν ἐν αὐτῷ πραγμάτων, wo es doch ganz deutlich ist, dass die ἀκολουθία τῶν πραγμάτων erst durch die Zusammenstellung der Dichtungen zum epischen Cyklus zu Stande kam? Wie soll es ferner erklärt werden, dass immer der Reihe nach blos ein Gewährsmann excerpirt war, während doch ein gelehrter Grammatiker, wenn er blos die Mythen nach ihrem kurzen Inhalt aneinanderreihen wollte, jedenfalls auf mehrere Dichtwerke als Belege hingewiesen haben würde? Wie könnte es ferner in den Fragmenten aus Proklus heissen ἐπιβάλλει τούτοις τὰ λεγόμενα Κύπρια ἐν βιβλίοις φερόμενα ἕνδεκα, oder ἐπιβάλλει δὲ τοῖς προειρημένοις ἐν τῇ πρὸ ταύτης βίβλῳ Ἰλιάδα Ὁμήρου, μεθ' ἥν ἐστιν Αἰθιοπίδος βιβλία ε̄ Ἀρκτίνου Μιλησίου περιέχοντα τάδε, wenn es sich im Cyklus eben blos um Mythen aus den betreffenden Gedichten und nicht um diese selbst handelte? Wie könnten endlich nichthomerische Verse aus dem Cyklus schlechthin citirt werden, wie Schol. Eurip. Orest. 1370, wenn er kein Gedicht war? Schon Düntzer de Zenodoti stud. Homer. p. 33 hat sich meiner Ansicht nach mit Recht gegen die Bernhardysche Erklärung ausgesprochen. Ein Zeugniss aber für das Vorhandensein des epischen Cyklus in Attischer Zeit findet man in den Worten des Athenaeus III p. 277 E von Sophokles: ἔχαιρε δὲ Σοφοκλῆς τῷ ἐπικῷ κύκλῳ, ὡς καὶ ὅλα δράματα ποιῆσαι κατακολουθῶν τῇ ἐν τούτῳ μυθοποιίᾳ. Offenbar spricht doch hier Athenaeus wie von einem zur Zeit des Sophokles bereits vorhandenen Werke. Hätte aber der epische Cyklus erst seit Zenodotus existirt, was dem gelehrten Athenaeus gewiss nicht unbekannt sein konnte, so würde er in dem angeführten Zusammenhange sich sicherlich anders ausgedrückt haben.

Nun wurden bekanntlich manche Gedichte des epischen Cyklus ausser Ilias und Odyssee in alter Voralexandrinischer Zeit dem Homer beigelegt. So die Thebais. Ferner die Cypria, gegen deren Homerische Autorschaft aber schon Herodot protestirt. Ja es gab Leute, welche den ganzen

Cyklus dem Homer beilegten, wie wir nicht blos aus Suidas und Iohannes Philoponus (Anfang des siebenten Jahrhunderts) zu Arist. Analyt. post. I, 9: ἔστι δὲ καὶ ἄλλο τι κύκλος ἰδίως ὀνομαζόμενον, ὃ ποίημά τινες μὲν εἰς ἑτέρους, τινὲς δὲ εἰς Ὅμηρον ἀναφέρουσιν, sondern bereits aus Proklus in seinem Leben Homers wissen. Zu diesen Leuten scheint in alter Zeit bereits Aeschylus gehört zu haben, wenn er seine Tragödien, die dem Stoffe nach vorzugsweise, vielleicht sämmtlich, dem epischen Cyklus entlehnt waren, als τεμάχη vom grossen Mahle des Homer bezeichnete. So wenigstens verstand schon Wolf diesen Ausspruch (Vorles. üb. Griech. Litt. S. 244), dann Welcker die Aeschyl. Trilogie S. 484, Ep. Cyklus I S. 123. Man hat nun diesen Umstand verschieden erklärt. Die einfachste Erklärung bietet sich vielleicht dar, wenn wir die Andeutungen benutzen, die wir über die Form haben, in welcher die einzelnen Gedichte dem Cyklus einverleibt waren. Sie bildeten eine ἀκολουθία πραγμάτων, d. h. ein fortlaufendes Ganze poetischer Mythenerzählung. Nur so ist es erklärlich, dass der Cyklus als ein ποίημα bezeichnet werden konnte. Zu dem Ende waren die Gedichte, mit Ausnahme vielleicht des Homer, wohl nicht in ihrem ganzen Umfange, sondern in einer besonderen Redaction, oder richtiger in chrestomathischer Auswahl einzelner Stücke und Abschnitte aufgenommen, bei welcher man nicht nur die Proömien, sondern auch alle doppelt behandelten Partien und wohl manche Episoden wegliess. Es ist dies die Ansicht von K. O. Müller Gött. gel. Anz. 1828, Lobeck Aglaoph. I, 417, Nitzsch Hist. Hom. II p. 14, K. W. Müller de cyclo Graecor. epico, ausführlich begründet von Ulrici Gesch. d. Hell. Dichtk. I S. 415. 417 f. 420. 425. Berl. Jahrb. 1836 S. 929 ff., sowie von G. Lange über die Kyklischen Dichter, Mainz 1837. Auch Schoemann stimmt ihr bei in Jahns Jahrb. 1854 S. 7. Des Arktinus Aethiopis schloss sich an die Ilias ganz unmittelbar an in den Versen

ὣς οἵ γ' ἀμφίεπον τάφον Ἕκτορος, ἦλθε δ' Ἀμάζων,
Ἄρηος θυγάτηρ μεγαλήτορος ἀνδροφόνοιο.

Dass aber so unmöglich das Gedicht des Arktinus selbst angefangen haben kann, leuchtet ein. Vielmehr rühren diese Verse von demjenigen her, welcher im epischen Cyklus die Gedichte zusammenstellte und äusserlich mit einander ver-

kittete. Dies ist die Ansicht von Nitzsch Sagenpoesie S. 40, Beiträge S. 232, sowie von Lehrs Arist. p. 31, Bernhardy Gr. Litt. II, 1 S. 210. Auch Lobeck Aglaoph. p. 417 giebt sie Diaskeuasten, welche einen Cyklus zu bilden bemüht waren. Desgleichen vermuthet O. Müller Gött. gel. Anz. 1828 S. 1823, dass durch diese Verse die Aethiopis von den Rhapsoden unmittelbar an die Ilias angesungen worden sei. Abweichend hiervon hält Welcker Ep. Cykl. I S. 313 diese Verse für den wirklichen Anfang der Aethiopis. Ein solcher Anfang eines grösseren Epos scheint mir aber bei einem Griechischen Dichter absolut unmöglich zu sein. Freilich fängt auch die Erzählung der Odyssee — ἔνθ' ἄλλοι μὲν πάντες — so an, als ob die Bekanntschaft mit den Nosten vorausgesetzt würde, und als sollte die Odyssee sich an dieselben unmittelbar anschliessen. Thatsächlich aber gehen doch eben 10 Einleitungsverse vorauf! Das Weglassen doppelt behandelter Partien im epischen Cyklus wird ferner höchst wahrscheinlich, wenn man die Art betrachtet, wie Proklus die Ἰλίου πέρσις des Arktinus und die Ἰλιὰς μικρὰ des Lesches behandelt hat. Waren aber die Gedichte zu einer Einheit zusammengekittet, so gab es wohl im epischen Cyklus keine besondere Bezeichnung der verschiedenen Dichter. Nur unter dieser Annahme wird auch erst das von Osann aus einer Pariser Handschrift veröffentlichte Scholion zu Clem. Alex. Protrept. p. 19 verständlich, wo es heisst: Κύπρια ποιήματα εἰσὶ τὰ τοῦ (l. εἰσὶ τοῦ) κύκλου. περιέχει δὲ ἁρπαγὴν Ἑλένης. ὁ δὲ ποιητὴς αὐτῶν ἄδηλος. εἷς γάρ ἐστι τῶν κυκλικῶν. Weil also der Verfasser der Cypria ein cyklischer Dichter war, d. h. weil sein Gedicht im Cyklus stand, kannte man seinen Namen nicht. Da nun Ilias und Odyssee, die auch im Cyklus standen, unzweifelhaft Homerisch waren, auch dies oder jenes cyklische Gedicht bereits als Homerisch galt, so konnte man leicht auf die Ansicht kommen, dass eben alles, was anscheinend herrenlos im Cyklus stand, Homerisch sei. Allein es existirten ja diese Gedichte unter dem Namen ihrer Verfasser, wenn auch wohl in geringer Verbreitung, auch ausserhalb des Cyklus. Bald nach den Zeiten des Pisistratus begann aber in Griechenland bereits eine Art litterarischer Kritik. Glaukus von Rhegium, der περὶ ποιητῶν schrieb, ist um Ol. 63, 525

zu setzen. Da konnten die wahren Autoren der cyklischen Gedichte nicht länger verborgen bleiben, so weit sie sich überhaupt noch ermitteln liessen, und wo dies nicht mehr möglich war, erkannten wenigstens schärfer blickende Augen, dass man es nicht mit Homerischer Poesie zu thun habe. Eine ähnliche Ansicht scheint Bergk zu haben, wenn er in seiner Griechischen Litteratur in der Allgem. Encykl. S. 331 schreibt: „Es ist nicht unwahrscheinlich, dass eben in den Zeiten des Pisistratus jener Name ἐπικὸς κύκλος aufkam, um den gesammten Nachlass epischer Dichtungen, soweit er der ionischen Schule angehörte, zu bezeichnen, natürlich gehörten auch Ilias und Odyssee dazu; dies ist ja der eigentliche Kern, an den jene jüngeren Epen sich anschlossen. Und da der Name Homers auch an den meisten der hierher gehörenden Dichtungen haftete, so konnte man auch den gesammten epischen Cyklus auf Homer zurückführen" — nur kann ich aus diesen Worten die Annahme eines vorhandenen wirklichen Corpus epischer Poesie nicht herauslesen. Ein solches nahm aber F. A. Wolf an, wenn er, ohne freilich seine Ansicht weiter zu begründen, in den Briefen an Heyne S. 56 behauptet, dass der berühmte cyclus epicus lange vor den Alexandrinischen Grammatikern eine ähnliche Redaction erhalten habe, wie der Homer unter den Pisistratiden, vgl. Proleg. p. CXXVII. In den Vorles. über Griech. Litt. S. 178 wird die Redaction des Corpus in Ol. 60 gesetzt[1]).

Wenn nun der epische Cyklus von der Hochzeit des Uranus und der Gaea anhebend in geordneter Folge eine Sagenreihe bis zum Tode des Odysseus durch Telegonus gab, so frägt sich, welche Gedichte vor den Cyprien, die sich an ein vorhergegangenes Gedicht anschlossen, noch alle zum epischen Cyklus gehört haben. Unter Heranziehung derer, welche wie die Thebais ausdrücklich als cyklisch bezeichnet sind, oder von denen wir wissen, dass sie dem Homer ausser Ilias, Odyssee und Margites auch sonst beigelegt sind, oder die endlich nach ihrer ganzen Art sich

1) Merkwürdigerweise wird hier mit Berufung auf Photius p. 239 behauptet, Homer habe nicht mit in den Cyklus gehört; auch sonst finden sich natürlich noch eine Menge unzulänglicher Vorstellungen.

dem Homerisch-cyklischen Epos im Gegensatz zum Hesiodeischen und rein genealogischen anschliessen, zählt Welcker als zum Cyklus gehörig noch folgende auf: Titanomachie, Danais, Amazonie (auch Atthis), Thebais (oder des Amphiaraus Ausfahrt), Epigonen (auch Alkmaeonis), Minyas (auch Phokais) und Oechalia's Einnahme. Die Richtigkeit dieser Aufstellung ist für die Homerische Frage gleichgültig, eine Prüfung derselben liegt uns daher nicht ób, ebensowenig als ein Eingehen auf die mancherlei Schwierigkeiten, die uns bei der Forschung über die Cykliker, oder selbst nur bei der Durchlesung des Welckerschen Buchs gleich in dessen erster Abtheilung entgegentreten.

Für die Homerische Frage sind die Cykliker aber aus andern Gründen höchst wichtig. Wenn ein Scholion zu Clem. Alex. Protrept. p. 19 (p. 104 ed. Lips.) sagt: κυκλικοὶ δὲ καλοῦνται ποιηταὶ οἱ τὰ κύκλῳ τῆς Ἰλιάδος ἢ τὰ πρῶτα ἢ τὰ μεταγενέστερα ἐξ αὐτῶν τῶν Ὁμηρικῶν συγγράψαντες, an welcher Stelle das ἐξ wohl zu tilgen ist, so ist dies Urtheil auf den Cyklus, wie er factisch vorlag, gegründet. Die Dichter selbst, die späterhin im Cyklus rund um die beiden Homerischen Hauptgedichte gesetzt waren, standen untereinander in keinerlei Verbindung und Beziehung und haben keinerlei gemeinsame Kunsttendenz verfolgt. Die Oertlichkeiten ihrer Verfasser liegen weit auseinander. Cypern, Ionien, das eigentliche Griechenland und Cyrene hat cyklische Dichter geliefert. Ebenso liegen sie der Zeit nach weit auseinander. Arktinus fällt um Ol. 1, Kreophylus, der neben Homer als Verfasser von Οἰχαλίας ἅλωσις genannt wird, ist sogar beträchtliche Zeit vor der ersten Olympiade anzusetzen. Lesches fällt um Ol. 27, Eugammon, der letzte Cykliker, gar erst um Ol. 53, also wenige Jahre vor die Zeit des Pisistratus. Wir wissen von diesen Gedichten leider zu wenig, um uns einen klaren Begriff über ihren Kunstwerth zu machen, auch mag derselbe wohl wie der Umfang einzelner Gedichte ein sehr verschiedener gewesen sein. Dass aber manche unter ihnen, wo nicht alle, als organische Epen mit einheitlicher Handlung und mannichfachen Episoden zu betrachten sind, steht unzweifelhaft fest. Die Abhängigkeit aller dieser Dichter von Homer ist aber in der Sprache und der ganzen Art der Darstellung unleug-



bar. Sie alle setzen die genaue Bekanntschaft mit der Homerischen Poesie in ihrem gegenwärtigen Umfange voraus. Sie alle betrachten Homer als das anerkannte Muster ihrer Gattung. Es ist, als hätten sich diese Dichter das Wort gegeben, keine von den Sagen zu behandeln, welche bereits Homer so meisterhaft behandelt hatte, während sie sorgfältig für ihre Stoffe die mythischen Andeutungen benutzten, welche im Homer sich gelegentlich vorfanden. Nun lässt sich nicht bezweifeln, dass alle diese Gedichte von Anfang an geschrieben worden sind, und wenn sie auch von ihren Verfassern und andern öffentlich vorgetragen sein mögen, doch auf lesende Freunde und Verehrer epischer Poesie berechnet waren. Spuren eines Vortrags cyklischer Gedichte an Agonen und durch Rhapsoden fehlen gänzlich. Denn dass die Cypria an den Aphrodisien auf Salamis durch Rhapsoden vorgetragen seien, was Welcker Ep. Cykl. I S. 173 ohne weiteres als Thatsache anführt, und S. 282 zu begründen sucht, ist doch eine sehr gewagte Vermuthung. Welcker beruft sich auf den Homerischen Hymn. X auf die in Cypros geborene Cytherea, die um liebreizenden Gesang, und auf Hymn. VI, in welchem sie um Sieg an den bevorstehenden Agonen angerufen wird. Erstere Stelle soll nun geradezu das Proömium zu den Cyprien sein, an das zweite Citat aber knüpft Welcker ohne weiteres den Ausspruch: „also auch Rhapsodenwettkämpfe an den Aphrodisien stehen fest“. Auf diese Weise ist es freilich leicht, die Griechische Litteraturgeschichte um vermeintliche Thatsachen zu bereichern. Man mag aus diesen Stellen auf Rhapsodenvorträge an irgend welchem Feste der Aphrodite schliessen, ja man mag immerhin an die Aphrodisien auf Salamis denken, aber der rhapsodische Vortrag der Cyprien lässt sich daraus auch nicht im mindesten beweisen. Und wenn Grote Gesch. Griechenlands Th. I S. 491 der Deutsch. Uebersetzung zu beweisen versucht hat, das Verbot rhapsodischer Vorträge durch Klisthenes habe sich nicht auf die Vorträge Homerischer Poesien, sondern der Thebais und der Epigonen bezogen, so kann ich darin nichts als einen phantastischen, auf luftigen Combinationen beruhenden Einfall erblicken[1]).

1) Allerdings theilt auch Bergk Gr. Litt. S. 483 die Grotesche Ansicht. Richtiger urtheilte Nitzsch Beiträge S. 432 Anm. 148.

Wollte man aber trotzdem annehmen, dass auch die cyklischen Gedichte von Anfang an blos mündlich vorhanden und durch rhapsodische Thätigkeit fortgepflanzt und dann erst zur Zeit des Pisistratus mit den eigentlich Homerischen aus dem Munde der Rhapsoden gesammelt und zu einheitlichen Epen redigirt seien, so würde man mit einer solchen Annahme auf ganz undenkbare Schwierigkeiten stossen. Ein Zusammenfliessen cyklischer und Homerischer Poesie zu einer unförmlichen, nicht zu scheidenden Liedermasse wäre nothwendig und ganz unvermeidlich gewesen. Und wie sollten Attische Rhapsoden schon damals zu Eugammons Telegonie gekommen sein? Vielmehr ergiebt sich aus der Betrachtung der Cykliker erstens, wie völlig grundlos Wolfs Behauptung ist, Proleg. p. LXVI: '*hic primum maximi momenti est, quod nullum usquam litterarum ex illo genere (librorum scriptorum) monumentum commemoratur Lycurgei aut proxime insequentis aevi, non epistola, non poema, non liber ullus, cuius exemplum vel certe notitia exempli ad posteriores aetates pervenerit*', eine Behauptung, über deren Dreistigkeit man in der That erstaunen muss, zweitens das irrige seiner Ansicht, dass die Griechen erst ganz spät auf den Gedanken einer künstlerischen Einheit gekommen seien. Denn dass, wenn auch nicht alle, so doch wenigstens einige, und zwar die besseren cyklischen Gedichte eine poetische Einheit der Handlung hatten, welche der Homerischen als ihrem Vorbilde gleichzukommen suchte und vielleicht auch in der That gleichkam, lässt sich nach dem, was wir über den Inhalt dieser Gedichte wissen, nicht recht bezweifeln. Dieser Umstand ist von Welcker und Nitzsch gebürend hervorgehoben. Ersterer hat ferner das Verdienst, die beiden Begriffe des cyklischen Epos im Sinne der vorliegenden Betrachtung, und des cyklographischen Epos, das allerdings auch kurzweg cyklisch genannt wurde (versificirte Behandlung eines Mythenstoffs in schlichter chronologischer Folge der Begebenheiten, wie sie in jedem beliebigen mythologischen κύκλος d. h. Handbuch anzutreffen war) gesondert zu haben. Und von dem Ergebniss dieser Sonderung aus konnte er mit Recht sagen: Wolf hatte über die Beschaffenheit der cyklischen Gedichte falsche Vorstellungen. Er sprach ihnen die dichterische Einheit ab und hielt sie für rein cyklographisch.

Da nun, wie er richtig bemerkt, in der Griechischen Litteratur das Gesetz der Stetigkeit herrscht, dass eine einmal erklommene Kunsthöhe von den Folgenden festgehalten wird, so schloss er daraus, dass zur Zeit der Cykliker die Homerischen Poesien in ihrer uns gegenwärtig vorliegenden künstlichen Einheit nicht konnten vorhanden sein, sondern eben erst in der Form lose mit einander verknüpfter Einzelgesänge. Mit seiner falschen Voraussetzung fällt auch sein Schluss[1]). Sollte übrigens die Welckersche Unterscheidung des cyklischen und cyklographischen Epos auch nicht stichhaltig sein, namentlich auch das daraus erklärte wegwerfende Urtheil des Callimachus über das cyklische Epos anders sich erklären lassen, wie R. Merkel in seinen gelehrten Prolegomenen zu Apollonius Rhodius p. XXIII ff. will, so bleibt das Gewicht des aus der künstlerischen Beschaffenheit der cyklischen Gedichte gegen Wolf erhobenen Einwurfs doch in seiner ganzen Schwere bestehen[2]).

Mit nicht minderer Evidenz ergiebt sich aber aus der Betrachtung der cyklischen Gedichte drittens die Thatsache, dass bereits um die Anfänge der Olympiadenrechnung Homers Ilias und Odyssee, im ganzen und grossen in der Form, in der wir sie noch jetzt haben, also als einheitliche, kunstvolle Epopöen, bereits fertig und zwar schriftlich vorgelegen haben, eine Thatsache, welche zuerst von O. Müller in seiner Recension des Wüllnerschen Buchs über den epischen Cyklus Gött. gel. Anz. 1828 S. 1821 ff. aufgestellt, dann von Nitzsch (Hist. Hom. I p. 152) und Welcker und anderen bedeutenden Philologen, wie Bernhardy, Ritschl, Schoemann, Bergk, als solche anerkannt worden ist. Als daher Lachmann i. J. 1837 seine Betrachtungen über die Ilias unmittelbar an die Wolfsche Ansicht anschloss und

---

1) Welcker Ep. Cykl. II S. 81.

2) Merkel p. XXXIV versteht die oben erwähnte κυκλικὴ ἔκδοσις der Odyssee von einem Exemplare derselben von sonst unbekanntem Ursprunge, das mancherlei Fehler aufwies, welche die Alexandrinischen Kritiker an den Cyklikern tadelten, namentlich viel unnütz wiederholte Verse, entsprechend der Ilias πολύστιχος, die Merkel für nicht von Seleukus verfasst hält. Ich glaube jedoch, Lehrs hat ganz Recht gethan, von der Buttmannschen Erklärung auch in der neuen Ausgabe seines Aristarch nicht abzugehen.

gleichfalls mit den bestimmtesten Ausdrücken die erste schriftliche Redaction, überhaupt Aufzeichnung der Homerischen Gedichte unter Pisistratus setzte, so stellte er sich selbst damit auf einen bereits längst überwundenen Standpunkt, von dessen Unhaltbarkeit allerdings das thatsächliche seiner Betrachtungen zunächst durchaus nicht berührt wird[1]).

Wenn es nämlich schon unfassbar ist, sich die blos mündliche Conception und Aufbewahrung der Homerischen Gesänge als geordneter Ganze zu denken, so wird die jahrhundertelange bewusste Nachahmung und Berücksichtigung dieser Gesänge in den verschiedensten Gegenden Griechenlands durch schreibende Dichter, ohne dass diese selbst eine geschriebene Vorlage vor sich gehabt, oder sich eine solche alsbald verschafft hätten[2]), zur baaren Unmöglichkeit, selbst dann noch, wenn man behaupten wollte, wozu es aber an jedem thatsächlichen Anhalt fehlt, die Dichter des Cyklus seien sämmtlich selbst Rhapsoden gewesen. Man hat nun aber geglaubt, aus den Fragmenten der cyklischen Gedichte noch genauer ermitteln zu können, in welcher Gestalt ihren Dichtern die Homerischen Gedichte vorgelegen haben und daraus Anhaltspunkte für die allmäliche Aus- und Umarbeitung der Homerischen Gedichte und zwar zunächst der Odyssee zu gewinnen. Es ist dies bekanntlich von A. Kirchhoff in seinem Buche „die Composition der Odyssee, 1869“ und zwar in Abhandlung 4 geschehen[3]). Er behauptet nämlich, dass die um Ol. 20 abgefassten Nosten eine

1) Vgl. Schoemann in Jahns Jahrb. 1854 S. 30.

2) Bergk Gr. Litt. S. 530: „Wer trotz alledem die ursprüngliche Aufzeichnung der Homerischen Gedichte, weil sie nicht glaubwürdig bezeugt wird, leugnet, der wird doch wenigstens einräumen, dass, als seit Ol. 1 eine reiche Litteratur nach den verschiedensten Richtungen hin sich zu entwickeln beginnt, die der Unterstützung durch die Schrift gar nicht entbehren konnte, man sofort auch begann, die Homerischen Gedichte niederzuschreiben. Denn es ist ganz undenkbar, dass man aus blosem Eigensinn sich gerade nur hier mit der mündlichen Ueberlieferung begnügt haben sollte, dass noch Jahrhunderte verstrichen, bis man endlich in der Zeit des Pisistratus sich entschloss, diese Denkmäler durch die Schrift zu fixiren.“ Vgl. auch S. 210.

3) Eine kurze, aber sehr klare und übersichtliche Darstellung der höchst scharfsinnigen Hypothese von Kirchhoff über die Entstehung der Odyssee findet man in dem Schriftchen von Bonitz über den Ursprung der Homer. Gedichte, 3. Aufl. Wien 1872 S. 70 ff.

Bekanntschaft mit Od. γ und δ, ferner mit dem ursprünglichen Nostos des Odysseus in ι, die Nekyia in λ eingeschlossen, aber entschieden nicht mit derjenigen Erweiterung der Abenteuer des Odysseus zeigen, welche in den Büchern κ—μ enthalten sind, und folgert daraus, dass eben um Ol. 20 das Gedicht von der Reise des Telemach und der alte Nostos des Odysseus vorhanden, dass aber dieser Nostos noch nicht mit den jüngeren Zusätzen in ein Ganzes verarbeitet war, und dass wahrscheinlich dieser Zusatz des Nostos überhaupt noch nicht, auch nicht als selbständige Dichtung ohne Verarbeitung in das Ganze der Odyssee existirte. Eine Untersuchung darüber, ob die uns vorliegenden Trümmer der Nosten wirklich ausreichen können, um so detaillirte Behauptungen aufzustellen, dass ihr Dichter diese oder jene Partie der uns vorliegenden Odyssee gekannt oder nicht gekannt, und diese Partie in letzterem Falle überhaupt noch nicht existirt habe, ist natürlich nicht dieses Ortes, wo es sich ja immer blos um die Beleuchtung der von Wolf für seine Hypothese aufgestellten exoterischen Gründe handelt. Hier genügt es völlig auf die Wichtigkeit der Cykliker für die ganze Homerische Frage hingewiesen zu haben, wegen der aus ihrer Betrachtung sich unwiderleglich ergebenden Folgerung für das Vorhandensein der Homerischen Epen als schriftlicher Corpora schon um die Zeit der beginnenden Olympiaden.

Kehren wir jetzt nach dieser längeren Digression zum anfänglichen Faden unsrer Darstellung zurück. Der erste, welcher nach Wolfs Tode dessen Aufstellungen über das späte Alter der Schreibkunst in Griechenland bekämpft hatte, war Kreuser. Der Erfolg seiner Arbeit war ein geringer. Auf Kreuser folgte Nitzsch mit ungleich grösserem Erfolge, wie ihn auch die ungleich grössere Sorgfalt und Gründlichkeit, die er auf die Behandlung seines Gegenstandes verwandt hatte, verdiente. Für ihn unterlag es keinem Zweifel, dass Homer selbst seine Gedichte geschrieben habe, und dass Ilias und Odyssee, wie wir sie jetzt besitzen, in ihrer wesentlichen Gestalt, d. h. abgesehen von umfangreichen Interpolationen, als sein Werk zu betrachten seien. Dass beide Gedichte schon um die Anfänge der Olympiadenrechnung schriftlich vorhanden waren, hat er bewiesen und

Wolfs Ansicht von der viel späteren Anwendung der Schrift in Griechenland zu litterarischen Zwecken widerlegt. Wolfs Anhänger mussten sich, wenn sie Nitzschs Arbeiten nicht einfach ignoriren wollten, was, da sie in wesentlichen Punkten durch Welcker unterstützt wurden, auf die Länge der Zeit unmöglich war, dazu bequemen, die Wolfschen Ansichten zu modificiren. Dies geschah denn auch. Sie hielten nach wie vor an der ursprünglich mündlichen Conception und Fortpflanzung der Homerischen Gesänge fest, liessen aber ihre Vereinigung zu zwei geschriebenen Epopöen vor dem Beginn der Olympiadenrechnung vor sich gehen. Durch die Rhapsoden aber sei die ursprüngliche Einheit wieder vernichtet, Homer, so zu sagen, zersungen worden. Die kritische Revision der vereinzelten Massen und die Wiederherstellung der ursprünglichen Einheit, soweit sich eine solche überhaupt gewinnen liess, sei das Werk des Pisistratus gewesen. Gegen die Annahme dagegen, dass Homer selbst seine Gedichte schriftlich abgefasst habe, oder auch, dass er es gewesen sei, welcher ursprünglich selbständige Gedichte, sei es nun, dass sie von ihm selbst zu verschiedenen Zeiten, oder von verschiedenen Dichtern verfasst waren, zu einheitlichen Ganzen zusammenfügte, sträubte man sich hartnäckig. Liesse sich nun irgend ein stichhaltiger Grund zu einer Verwerfung der Herodoteischen Angabe über das Zeitalter des Homer ausfindig machen — er setzt ihn bekanntlich II, 53 ungefähr in die Mitte des neunten Jahrhunderts — so hätte dies Sträuben Sinn. So aber hat es keinen Sinn. Zu Beginn der Olympiaden haben die Homerischen Gedichte bereits schriftlich existirt, und die Verwendung der Schreibkunst zu litterarischen Zwecken lässt sich in dieser Zeit nicht mehr bezweifeln. 60—80 Jahre früher soll man eine derartige Verwendung nicht annehmen dürfen? Weshalb muss denn unter allen Umständen an der mündlichen Conception und ursprünglich blos mündlichen Verbreitung dieser Gedichte festgehalten werden?

Als Hauptargument für die ursprünglich blos mündliche Abfassung der Homerischen Gesänge wurde das Digamma geltend gemacht. So noch von Bernhardy in seiner 'epicrisis disputationis Wolfianae de carminibus Homericis', Hal. 1846. Die Vorstellung, dass Pisistratus und die Pisistra-

tiden die Homerischen Gesänge gesammelt und aufgeschrieben hätten, gab er auf. Sie haben nur die Rhapsodien geordnet, einzelne Verse gebessert, und mit Hülfe hervorragender Dichter ihrer Zeit, eine kritische, oder, wie Hug wollte, philologische Arbeit zu Stande gebracht und die Attische Recension der Homerischen Gedichte hergestellt. Schon Solon aber bei seiner Anordnung, die Rhapsoden sollten die Homerischen Gedichte ἐξ ὑποβολῆς 'sive ad fidem exemplaris probati' vortragen, und noch weiter hinauf die Cykliker, setzen das vorhandensein schriftlicher Exemplare der Homerischen Gedichte voraus. 'si ultra Solonem assurgimus' heisst es p. VII — 'protinus ad ipsos Cycli poetas deferimur, quos et narratio veterum et epicus argumentorum tenor arguit cognatione quanta fieri possit necessaria cum Homero esse coniungendos. Huius autem orbem fabularum cum cyclici poetae supplementis auxerint et in continuandis partibus primariis eam sectam expresserint, ut res Troianas utriusque carminis omnibus numeris consummarent: sequitur tunc Homericum corpus si minus artificiosa librorum compage, saltem finibus et mensura fabularum suarum conclusum extitisse. Huc accedit, quod Cyclus haud facile viva rhapsodorum voce publicos inter conventus sed sola lectione propagabatur. Adde studia gentis Ionicae, quae commerciis et omni vitae cultioris instrumento floreret, satis mature ad opportunitates scribendi conversa, unde Ionica quae dicitur litteratura ('Ιωνικὰ γράμματα) effloruit, omnium inter Graecos absolutissima, quam Attici homines opinione serius adoptarunt. Quo minus veri dissimile videbitur, sub ipsa poetarum cyclicorum initia, hoc est intra primas Olympiadas magnam partem Homericorum carminum aut chartis mandatam aut perscribi coeptam fuisse.' Alles aber, was damals von schriftlicher Homerischer Poesie vorhanden war, fährt Bernhardy fort, war nur für den engen Kreis der Schule und die Familie der Homeriden, keineswegs für das grosse Publicum vorhanden. Gehen wir aber von diesen Anfängen schriftlicher Aufzeichnung bis zu den Zeiten des Homer selbst zurück, so finden wir in der ganzen Zwischenzeit nichts als kurze Inschriften und die Benutzung der Schreibkunst zu öffentlichen Denkmälern. Es fehlte in der That nicht sowohl an einem geeigneten Material zum Schreiben,

als an der Lust zum Schreiben und an der geistigen Richtung auf diese Art der Thätigkeit. Wolf hat ganz Recht, wenn er jenen Zeiten einen bequemen, geläufigen Gebrauch der Schreibkunst abspricht. Jeglichen Gebrauch aber ihnen abzusprechen, war er nicht berechtigt, und das Schweigen der Homerischen Gedichte, in denen sich keine Spur der Schreibkunst findet, kann dafür nichts beweisen. Die Stelle des Iosephus bleibe bei alledem als vollgültiges Zeugniss und eine aus dem gelehrten Alterthum stammende Ueberlieferung bestehen. Dass der erste Entwurf der Homerischen Gedichte, namentlich der Ilias, lediglich durch das Gedächtniss ohne Hülfe der Schrift weiter verbreitet sei, sei nicht zu bezweifeln. Ein Hauptbeweisgrund hierfür liege im Gebrauch des Digamma; es liege in unsrem gegenwärtigen Homer noch in unverkennbaren Spuren vor, aber kein Alter habe es je in geschriebenen Exemplaren angetroffen. Dass die Vereinigung der Homerischen Gesänge zu einem Ganzen aber nur mit Hülfe der Schrift vor sich gehen konnte, sei ebenso zweifellos. Wolle man das Gegentheil annehmen, so würde man an die Stelle eines begreiflichen Vorgangs einfach ein Wunder setzen.

Wir sehen, Bernhardy ist bemüht, von der Wolfschen Hypothese festzuhalten und zu retten, was nach dem, was Hug, Nitzsch u. A. gegen dieselbe gesagt hatten, überhaupt noch zu retten war. Und es war dies nach seiner Meinung nicht wenig. Ein sehr vorsichtiges Zurückgehen von dem zur Zeit gültigen Standpunkt war im Interesse der wissenschaftlichen Forschung, um nicht voreilig einer sich überstürzenden Reaction anheim zu fallen, dringend geboten, und Niemand wird sagen, dass Bernhardy von der Wolfschen Hypothese zuviel preisgegeben habe. Ob das, was er von ihr noch zu halten gedachte, wirklich haltbar sei, wird die weitere Darlegung zeigen. Nothwendig müssen wir aber gleich jetzt das von ihm geltend gemachte Argument vom Gebrauch des Digamma einer Prüfung unterziehen [1]).

---

1) Ueber das Digamma nach seiner sprachlichen Seite vgl. L. Meyer Vergl. Gramm. I S. 76 ff. W. Christ Grundzüge der Griech. Lautlehre S. 167 ff., besonders S. 203 ff. „von der Bedeutung des Digamma bei Homer und Hesiod". Für den Gebrauch des Digamma bei Homer ist nicht zu übersehen Bäumlein in Jahn's Jahrb. 1862 S. 189 ff.

Das Digamma nämlich war nebst andern sprachlichen Gründen schon anderweitig zu Gunsten der Wolfschen Hypothese geltend gemacht worden, wenn gegen Nitzsch, natürlich nur soweit es sich um den Zeitraum vor Beginn der Olympiaden handelte, obgleich dieser Umstand nicht immer mit der erforderlichen Deutlichkeit festgehalten wurde, — so von G. Hermann[1]), O. Müller[2]), am ausführlichsten von A. Giese, einem leider früh verstorbenen Schüler von Boeckh und Bopp, in seiner Schrift über den Aeolischen Dialekt, Berl. 1837, in welcher ein besonderer Abschnitt von S. 154 ab den Homerischen Gedichten gewidmet ist.

Giese ist nach wie vor der Ansicht, dass einerseits die Hauptstütze für die ursprünglich blos mündliche Ueberlieferung der Homerischen Gedichte allen Angriffen widerstehen wird, andrerseits die Annahme einer schriftlichen Aufzeichnung derselben im 9. Jahrhundert v. Chr. alles historischen Anhaltes entbehrt. Denn der Glaube der Alten, welche sich die Homerischen Gedichte wohl ebenso wie die aller anderen Dichter entstanden dachten, könne hier gar nicht in Betracht kommen, weil eine kritische Frage wie die vorliegende ganz ausserhalb des Gesichtskreises der Hellenen in der Voralexandrinischen Zeit lag, aus den so widerspruchsvollen Nachrichten der Alten aber über die allmäliche Erweiterung und Umänderung des Alphabets zu einer Beweisführung für den so frühen Gebrauch der Schrift zu litterarischen Zwecken sich gar nichts ermitteln lasse. Die Art der Ueberlieferung der Gedichte von Pisistratus Zeit bis zu der der Alexandrinischen Kritiker widerstrebe aber der Nitzsch'schen Ansicht aufs bestimmteste.

Die Hauptstütze für die ursprünglich mündliche Ueberlieferung der Homerischen Gedichte liegt aber nach Giese in der Homerischen Sprache, nämlich einmal in der erstaunlichen Fülle und Mannichfaltigkeit der Formen, andrerseits im Digamma. Wäre die erste Anlage der Gedichte eine schriftliche gewesen, so würde diese schriftliche Abfassung die erstaunenswürdige Fülle der Formen ermässigt und der Poesie Fesseln angelegt haben. Im Gegensatz zu allen

1) G. Hermann Opusc. VI, S. 75.

2) O. Müller Gesch. d. Griech. Litt. I S. 64 ff.

übrigen Dichtungsarten sei in der epischen Poesie am meisten die sprachliche Form der metrischen aufgeopfert, und dieser Umstand habe seinen Ursprung im Gesange ohne Schrift. Als Beispiel könne das auffallende Schwanken in der Prosodie dienen, die Verlängerungen kurzer Silben durch ein stärkeres Aussprechen des einfachen Consonanten in der Arsis, das sich der Verdopplung nähert, Verdoppelungen von Liquiden und c, mannichfache Zusammenziehungen und Synizesen, Zerdehnungen einfacher Laute, das Loslösen kurzer Vokale aus langen. Ueberhaupt sei in so vielen Spracherscheinungen bei Homer das Bestreben sichtbar, durch Anhalten oder längeres Verweilen, wodurch Gemination der Vocallaute entsteht, die Silben des Wortes der musikalischen Folge der Töne anzupassen, ein Verfahren, welches in der Annahme von ursprünglichem Gesang ohne Schrift genügende Erklärung finde.

Genau besehen haben wir aber hier blos Behauptungen und Vermuthungen, die keine recht überzeugende Kraft haben, nichts weniger als stichhaltige Beweise und Gründe. Weshalb soll wohl eigentlich die schriftliche Abfassung an sich die Fülle sprachlicher Formen ermässigen? Allerdings wird dies der Fall sein, wenn der schriftliche Gebrauch sich über Decennien, oder Jahrhunderte hin erstreckt. Hier wird sich allmälich im Dienste grösserer Bequemlichkeit das Bedürfniss nach fest begrenzten Regeln und Normen im Gebrauch sprachlicher Formen geltend machen und dieses Bedürfniss wird zu Gunsten grösserer Gleichmässigkeit zur Ausscheidung des Veralteten und Ueberflüssigen führen. So finden wir bei allen Nachhomerischen Epikern, trotzdem sie im Ganzen und Grossen den Homerischen Dialekt festhalten, allerdings eine bedeutende Ermässigung seines Formenreichthums, wie nicht minder seiner metrischen Licenzen, wenn dieser Ausdruck überhaupt gestattet ist. Aber wenn ein Dichter daran geht aus dem ihm bekannten vorhandenen Sprachmaterial, welches ihm die in verschiedenen Dialekten und localen Idiomen lebendig gesprochne Volkssprache darbietet, sich eine dichterische Kunstsprache zu schaffen mit bewusster Auswahl dessen, was für seine Zwecke besonders geeignet erscheint, vielleicht auch mit Benutzung dessen, was schon Vorgänger in dieser Hinsicht

geleistet hatten, wie soll da die Fixirung der Worte durch die Schrift ihm Fesseln anlegen und ihn veranlassen, den Formenreichthum, der ihm zu Gebote steht, und dessen Anwendung er für berechtigt hält, zu beschränken? Dass aber die Homerische Sprache bei aller ihrer Natürlichkeit und Frische eine Kunstsprache und keine Volkssprache ist, kann nicht in Abrede gestellt werden. Der Homerische Dialekt ist nie und nirgendwo in Griechenland wirklich gesprochen worden. Er bietet eine wunderbare Mischung alter und neuer Sprachformen, wie nicht minder Ionischer und Aeolischer Bestandtheile, wie sie eben in ihrer Mischung dem Charakter einer Volkssprache durchaus widersprechen. Es ist aber die Eigenthümlichkeit jeder Litteratur, dass sie alsbald darauf ausgeht, sich eine gemeinverständliche und von den Fesseln starker Localfarben freie Schriftsprache zu schaffen. Jeder Dichter ist seiner Natur nach Sprachbildner und Sprachkünstler. Aus instinctivem Kunsttriebe, möchte man sagen, spricht er edler und gewählter als seine nicht dichterische Umgebung, für die er dichtet und zugleich als sprachlicher Lehrmeister und Gesetzgeber auftritt. Seinem Beispiel folgen bald andre Dichter und damit ist das Entstehen einer künstlichen Dichter- und Schriftsprache gegeben, die nun den Gesetzen ihrer eignen Entwicklung folgt. Wenn Homer nach der Tradition der Griechen auch als der älteste Dichter und Eröffner ihrer Litteratur gilt, so waren sie doch alle darüber einig, dass es schon vor ihm viele Dichter gegeben habe, von denen aber nichts auf die Nachwelt gekommen sei. Und in der That, eine so gewandte Dichtersprache, ein so fliessender, kräftiger Versbau wie der Homerische ist ohne Vorgänger undenkbar. Was Homer in beider Hinsicht seinen Vorgängern verdankt, was er selbst Neues geschaffen hat, darüber können wir nichts wissen, ja nicht einmal Vermuthungen hegen. Nur das können wir behaupten, dass seine Poesie alles bereits vorhandene überflügelt und weit in den Schatten gestellt hat. So können wir auch nicht wissen, wie weit der Formenreichthum seiner Sprache auf Nachahmung seiner Vorgänger und deren mehrfache Benutzung zu setzen, wie weit er als seine eigne That zu betrachten ist. Seine Sprache aber, wie sie vorliegt, ist unzweifelhaft eine kunstreiche, mit Auswahl und Bewusst-

sein ausgeführte Schöpfung[1]). Zu einer Behauptung aber, dass dieser Formenreichthum der Anwendung der Schrift widerstreite, ja dass er einen positiven Beweis für ihre Nichtanwendung gebe, sind wir durch keinen vernünftigen Grund berechtigt. Thatsächlich ist doch dieser Formenreichthum zu einer Zeit durch die Schrift fixirt worden. War dies aber im sechsten oder siebenten Jahrhundert möglich, dann konnte es auch im achten und neunten, ja noch früher geschehen. Viel eher könnte man umgekehrt, wie dies Bergk Gr. Litt. Gesch. S. 528 gethan hat, behaupten, dass die durchsichtige Gestalt der Homerischen Sprache für eine ausgedehnte frühzeitige Uebung der Schreibkunst, wie nicht minder der kunstreiche Satzbau und der ganze Stil der Gedichte für die ursprünglich schriftliche Abfassung derselben spreche. Dass die sprachliche Form vielfach bei Homer der metrischen aufgeopfert ist, oder vielmehr sich ihr anbequemt hat, ist zuzugeben. Aber das beweist nur die grosse Freiheit, mit welcher Homer durch kein Vorbild einer gleich grossen Arbeit gebunden auf diesem Gebiet sich bewegt hat, nicht das mindeste gegen ursprünglich schriftliche Aufzeichnung. Und wenn Giese von einem sichtbaren Bestreben spricht, durch Anhalten oder längeres Verweilen die Silben des Wortes der musikalischen Folge der Töne anzupassen, so ist dies, wenn unter der musikalischen Folge der Töne etwas andres als der Rhythmus des Hexameter gemeint sein soll, der ganz unklare Ausdruck eines nicht minder unklaren Gedankens. Denn von einer musikalischen Folge der Töne kann man doch erst bei einer gegeben vorliegenden Melodie reden, wer wäre aber wohl im Stande, sich eine Melodie zu einem grösseren, stichisch componirten epischen Liede, oder nun gar einer Rhapsodie, oder einem umfangreichen Epos zu denken?

Nicht viel besser steht es mit Giese's zweitem Grunde, dem Digamma. Auch dieses soll für sich allein eine der Hauptstützen für die Annahme einer ursprünglich nicht schriftlichen Abfassung der Ilias und Odyssee bilden. Das Digamma, im Homerischen Texte nur in seinen Wirkungen und veränderten Gestalten erkennbar, zeugt nach seiner

1) **Bergk** Gr. Litt.-Gesch. S. 462.

Meinung dafür, dass die Gesänge erst zu einer Zeit niedergeschrieben wurden, als die Ionier bereits aufgehört hatten, dasselbe zu sprechen. Wäre jemals das Digamma im Homer geschrieben gewesen, so würden sich sicherlich einzelne Spuren desselben bis zur Zeit der Alexandrinischen Grammatiker erhalten haben. Ausserdem sei es fraglich, ob die Ionier überhaupt jemals das Zeichen des Digamma gebraucht haben, jedenfalls sei ein zuverlässiger Gebrauch desselben bei ihnen noch nicht nachgewiesen. Dafür aber, dass die Homerischen Gedichte überhaupt jemals im alten Alphabet aufgeschrieben gewesen, fehle es uns an jeden sicheren Spuren. Jedenfalls hatten die Alexandrinischen Kritiker nur Exemplare der Gedichte im Ionischen Alphabet, daher ihr gänzliches Stillschweigen über das Digamma. Hätten nun zu irgend einer Zeit Exemplare des Homer im alten Alphabet existirt, so müssten sie etwa um 500—400 v. Chr. in das neue Alphabet umgesetzt sein. Ohne Zweifel würde diese Umsetzung in den verschiedenen Gegenden Griechenlands auf verschiedene Weise stattgefunden haben, aber auch davon finden wir in den Varianten, welche den Alexandrinern vorlagen, keine Spur. Eine Umsetzung aber gerade der Homerischen Gedichte in die neue Schrift wäre eine sehr beschwerliche Aufgabe gewesen, die sich nicht ohne philologische Kenntnisse habe vollziehen lassen, wie wir sie wohl den Alexandrinischen Kritikern, aber schwerlich einer früheren Zeit zutrauen dürfen. Auch würden sich nicht umgesetzte Exemplare sicherlich erhalten haben. Wollte man sagen, diese Umsetzung sei ursprünglich in Ionien, dem eigentlichen Heimathland der Homerischen Poesie vor sich gegangen, so sei es doch noch sehr fraglich, ob die Ionier sich überhaupt jemals des alten Alphabets bedient hätten.

Man sieht leicht, dass auch diese Deduction mehr blendend als überzeugend, geschweige denn zwingend ist. Bekanntlich haben die Ionier im Gegensatz zu den Aeoliern und Doriern das Digamma schon frühzeitig aufgegeben. Schon bei Archilochus finden wir keine Spur desselben mehr. Es scheint nun, als wäre bereits in der Zeit, als Homer seine Gedichte verfasste, das Digamma bei den Ioniern im Verschwinden begriffen, ja als wäre es aus der Umgangssprache vielleicht schon gänzlich verschwunden gewesen. Denn wir

finden im Homer ein fortwährendes Schwanken im Gebrauch, oder vielmehr den sichtbaren Einwirkungen des Digamma. Es findet sich beachtet und vernachlässigt in Stellen, die unzweifelhaft aus einem Gusse gedichtet sind, und es ist ganz unmöglich aus der Vernachlässigung des Digamma mit Sicherheit auf das jüngere Alter des betreffenden Verses oder der betreffenden Stelle zu schliessen. So sind denn auch alle Versuche, aus dem Digamma das frühere oder spätere Alter einzelner Partien der Gedichte zu erweisen, als gescheitert zu betrachten. Wäre nun zu Homers Zeiten das Digamma noch consequent gesprochen worden, so wäre er sicherlich nicht auf den Einfall gekommen, es der Sprache zum Trotz, nach Belieben zu ignoriren. Würde eine bestimmte Anzahl von Wörtern bei ihm constant mit dem Digamma gebraucht, eine eben so bestimmte Anzahl, bei denen sich das Digamma als ehemals vorhanden anderweitig nachweisen liesse, constant ohne dasselbe gebraucht, so könnte man diesen Umstand auf den herrschenden Sprachgebrauch seiner Zeit zurückführen. Aber Homer schwankt ja eben im Gebrauch des Digamma bei ein und denselben Wörtern. Ein derartiges Schwanken widerspricht doch aber dem Charakter einer gesprochenen Sprache. Es wäre also möglich, dass schon zu Homers Zeiten das Digamma bei den Ioniern nur noch in der Dichtersprache existirt hätte, etwa als traditionelle Ueberlieferung aus den Zeiten, wo die ältesten Ionischen Sänger sich in der sprachlichen Form noch mehr an Aeolische Vorbilder anschlossen, bei denen wir doch aller Wahrscheinlichkeit nach die ersten Versuche im epischen Liede zu vermuthen haben, und dass Homer den überlieferten Usus der Ionischen Dichtersprache beibehielt, ohne, wo es ihm passend schien, eine Benutzung der jüngeren Aussprache seiner Zeit im einzelnen zu verschmähen. So wenig wir nun aber heutzutage die schriftliche Bezeichnung des Digamma in unsern Homertexten vermissen, ebensogut ist es denkbar, dass das Digamma gleich von vornherein in den Homerischen Gedichten nicht mehr bezeichnet war. Eine Nöthigung zur Annahme des Gegentheils läge doch nur dann vor, wenn sich ein durchgehender, constanter Gebrauch des Digamma bei ihm nachweisen liesse. Dies ist aber eben nicht der Fall. Wenn

es nun auch sehr misslich ist, nach irgend einer Seite hin über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein des Digamma im Homer, falls er von Anfang an schriftlich abgefasst sein sollte, bestimmte Behauptungen aufzustellen, so ist es doch eben deshalb ersichtlich, dass ein Schluss auf die ursprünglich mündliche Conception und Fortpflanzung der Gedichte aus dem Nichtvorhandensein des Digamma in den geschriebenen Exemplaren, durchaus nichts zwingendes hat.

Aber auch zugegeben, dass bei ursprünglich schriftlicher Abfassung der Homerischen Gedichte eine Bezeichnung des Digamma hätte stattfinden müssen, so würde das gänzliche Verschwinden desselben gar nichts so auffälliges und befremdliches haben, als Giese annimmt. Zu einer Behauptung, als hätten die Ionier das sogenannte Ionische Alphabet von Anfang an gehabt und sich nie eines älteren Alphabets bedient, oder als sei niemals bei den Ioniern das Digamma durch die Schrift bezeichnet worden, sind wir durchaus nicht berechtigt. Vielmehr steht es inschriftlich fest, dass auch die Ionier das Digammazeichen gebraucht haben. Wir finden dasselbe in einer Inschrift einer von den Ionischen Naxiern dem Apollo zu Delos aufgestellten Statue C. I. no. 10[1]). Desgleichen auf Inschriften der Chalcidischen Kymäer. Ferner wird der Gebrauch desselben auch bei den Ioniern durch die Grammatiker bezeugt (Tryph. π. παλ. λέξ. 11 u. Bekker Anecd. p. 1168), freilich in Stellen, deren Richtigkeit grossen kritischen Bedenken unterliegt. Ausserdem steht es fest, dass das vollständige Ionische Alphabet ohne Digamma und Koppa, wie es in den Homerexemplaren, welche den Alexandrinern vorlagen, angewandt war, ein älteres unvollständiges verdrängt hat, überhaupt erst allmälich aufgekommen ist. Das vollständige Ionische Alphabet kann man auf keinen Fall über Ol. 18 zurückverlegen. Bei Beginn der Olympiadenrechnung müssen aber, wie oben gezeigt ist, schon schriftliche Exemplare des Homer vorhanden gewesen sein. Also muss zu irgend einer Zeit eine Umsetzung der Homerischen Gedichte aus dem alten in das Neuionische Alphabet stattgefunden haben, mag dieselbe auch mit noch so grossen Schwierigkeiten verknüpft

1) Christ Grundz. d. Griech. Lautl. S. 172.

gewesen sein. In dieser Zeit könnten aber ganz gut auch die Spuren des Digamma aus dem Homer verschwunden sein. Daran, dass Pindar in seinen Gedichten das Digamma geschrieben hat, kann nicht gezweifelt werden. Dennoch hatte sich in den den Alexandrinischen Kritikern vorliegenden Exemplaren keine Spur desselben erhalten. Konnte in einem verhältnissmässig so kurzen Zeitraum das Digamma vollständig aus den Exemplaren verschwinden, so brauchen wir uns nicht zu wundern, dass es aus den in viel früherer Zeit umgesetzten Homerischen Gedichten spurlos verschwunden ist, und der mit so grosser Zuversicht von Giese aufgestellte Beweisgrund für die ursprünglich nicht schriftliche Abfassung der Gedichte erweist sich als hinfällig.

Hören wir zum Schluss über die in Rede stehenden Punkte das Urtheil Bergks, eines gründlichen Kenners der Griechischen Dialekte, überhaupt der ältesten Griechischen Sprachformen. Er sagt Gesch. d. Gr. Litt. S. 529: „Man beruft sich auf die schwankende Gestalt der Sprache in den Homerischen Gedichten und folgert daraus, dass die Sprache überhaupt noch nicht an die Schrift und eine feste Regel gewöhnt war; diese Leichtigkeit, mit welcher die Worte und Wortformen durch abwechselnde Dehnung oder Kürzung der Vocale, durch Vereinfachung oder Verdoppelung der Consonanten sich dem Rhythmus des Verses anschmiegen, sind mit der Anwendung der Schrift unvereinbar. Allein diese Vielgestaltigkeit und Wandelbarkeit liegt im Wesen der älteren volksmässigen Sprache selbst, und darf nicht auf den Mangel der Schrift zurückgeführt werden. Wohl aber hat im Verlaufe der Zeit der constante Gebrauch der Schrift dazu beigetragen, jene Formfülle und Biegsamkeit zu ermässigen, sowie überhaupt die Gestalt der Sprache zu vereinfachen. Es ist völlig unbegründet, wenn man behauptet, die Schrift sei gar nicht im Stande gewesen, diese freie Behandlung der Sprachformen darzustellen. Man übersieht ganz, dass die ältere Schreibweise, welche die langen und kurzen Vocale E und O nicht unterschied, welche die Verdoppelung der Consonanten nicht kennt, solchem Schwanken eben so gut diente, als wenn man gar nicht schrieb. Ebensowenig darf man das völlige Verschwinden des Digamma geltend machen; denn indem man die älteren Exem-

plare in die neue Schrift umsetzte, indem man das jüngere Ionische Alphabet anwandte, welches gemäss der damaligen Gestalt dieses Dialektes jenes Lautzeichen bereits völlig aufgegeben hatte, musste das Digamma nothwendig verdrängt werden. Ganz dasselbe ist noch viel später in dem Text der Pindarischen Gedichte geschehen. Der Thebanische Dichter blieb der heimischen Gewohnheit treu und theilt nicht die herrschende Abneigung gegen diesen Laut; aber frühzeitig haben die Abschreiber der Attischen Buchhändler das Digamma überall getilgt, und so war es schon in den Pindarischen Handschriften der Alexandriner spurlos verschwunden."

Kehren wir jetzt nochmals zu Nitzsch zurück, so ist zu sagen, dass wir bei dem immerhin beschränkten usus didascalicus der Schrift, auf den er mit Recht gegen Wolf hinweist, gegenwärtig nicht stehen bleiben können, sondern uns genöthigt sehen eine noch viel allgemeinere Kenntniss und Uebung der Schreibkunst in Griechenland lange vor den Zeiten des direkten Handelsverkehrs mit Aegypten nicht anzunehmen, sondern thatsächlich anzuerkennen, woraus sich zugleich ergiebt, dass die Anfänge der Schreibkunst in Griechenland weit und zwar Jahrhunderte weit über die Anfänge der Olympiadenrechnung zurückreichen müssen. Die Gründe zu dieser Nöthigung, die zugleich den Werth positiver Thatsachen haben, sind aber dreifacher Art. Sie liegen einmal in den unleugbaren Thatsachen der Griechischen Epigraphik, zweitens in unserer erweiterten Kenntniss der Culturverhältnisse der orientalischen Völker, drittens in unsrer erweiterten Kenntniss der Ethnographie und Völkerpsychologie überhaupt.

Um von letzterem Punkte auszugehen, so ist es ganz im Gegentheil zu den wunderlichen Ansichten, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter den Gelehrten gäng und gebe waren, heutzutage eine baare wissenschaftliche Unmöglichkeit aus der Betrachtung der Sitten ganz roher, uncivilisirter Völker und Volksstämme irgend etwas zur Aufklärung der Verhältnisse der Griechischen Heroenzeit, oder nun gar der Homerischen Zeit gewinnen zu wollen. Zwischen wilden Völkern, die es ihrer ganzen Anlage nach zu einer Cultur nicht bringen können, die daher im Contact

mit der Civilisation nach einem harten, aber unabänderlichen Naturgesetz aussterben müssen, und wilden Völkern, denen man eine gewisse Cultur momentan allerdings aufzwingen kann, ferner zwischen Halbwilden, zwischen Völkern mit entschiedener Culturanlage, die nur eines geringen Anstosses zur weiteren Entwicklung bedarf, und Völkern mit ausgebildeter Cultur wissen wir jetzt in ethnographischer Hinsicht scharf zu unterscheiden. Nun haben uns Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft gelehrt, dass die Schriftbildung als eine Urthat des menschlichen Geistes zu betrachten ist, die aus einer fernen, vorgeschichtlichen Zeit stammt. Sie ist die Grundbedingung, ja das erste Hervorbrechen, die Grundlage aller und jeder Cultur. Civilisation und Cultur ist ohne Kenntniss und Anwendung der Schrift völlig undenkbar. Wilde Völker, denen es an den Bedingungen zu aller Cultur fehlt, haben es daher auch nie zu einer wirklichen Schrift gebracht; umgekehrt kennen wir kein Culturvolk, bei dem sich nicht schon in den ältesten Zeiten Vorstufen oder wenigstens ein Analogon zur Schrift nachweisen liesse. Und wenn Völker, die schon längst über die Stufe der Barbarei hinaus sind, und in allem übrigen eine ausgesprochne Anlage zur Cultur verrathen, mit einem bereits im Besitz der Schreibkunst befindlichen Culturvolk zusammentreffen, so haben sie nichts eiligeres zu thun, als sich diese Kunst sofort anzueignen und sie zu verwerthen. Demzufolge ist es rein undenkbar, dass die Griechen zu einer Zeit, wo sie bereits eine so staunenswerthe Höhe sittlicher Cultur erreicht hatten, wie sie sich in der freien, rein menschlichen Behandlung der überlieferten Mythologie kundgiebt, die uns in den Homerischen Gedichten entgegentritt, zu einer Zeit, wo solche Gedichte überhaupt entstanden sind, wo sie ferner schon Jahrhunderte lang in unmittelbarem Verkehr mit andern Culturvölkern gestanden hatten, die im Besitz der Schreibkunst waren, selbst den Gebrauch dieser Kunst und zwar gerade zu litterarischen Zwecken sollten verschmäht haben.

Ein frühzeitiger Verkehr der Griechen und zwar der Ionier mit Aegypten steht fest. Die dieses Volk bezeichnende Hieroglyphe findet sich bereits auf den Denkmälern der 18. Dynastie. Schon im 16. und 15. Jahrhundert vor

unsrer Zeitrechnung sind Massen von Griechischem Seevolk unter Aegyptischer Landeshoheit im Nillande angesiedelt gewesen[1]). Wenn man früher glaubte, dass erst unter Psammetich Griechische Schaaren den Aegyptischen Boden betreten hätten, so ist diese Ansicht längst durch unsre Kunde der Aegyptischen Denkmäler berichtigt. Heutzutage, wo es feststeht, dass schon Jahrtausende vor unsrer Zeitrechnung in Aegypten nicht Bilder- sondern Buchstabenschrift vorhanden war, die nicht blos zu Denkmälern, zum Zimmerschmuck der Wände, sondern auch ähnlich wie bei uns zu Büchern und wissenschaftlichen Werken gebraucht wurde, ja wo uns im Leipziger Papyrus ein Buch aus der Pharaonenzeit erhalten ist —, wo ferner die Assyrischen Inschriften aus den Palastruinen zu Niniveh und Babylon entziffert sind, es also feststeht, dass auch in jenem Theile der alten Welt der Gebrauch der Buchstabenschrift im 7. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung ein allgemeiner war; die vorhandenen Schrifttexte aber auf ältere Aufzeichnungen zurückweisen, die uns in die graue Vorzeit hinaufführen; ja, wo uns eine Inschrift vorliegt, derzufolge von König Merodach-Baladan (1320) dem Nabu-nadin-ahi ein Grundstück für einige Lobgesänge zu Ehren des Königreichs und der es unterstützenden Götter, also aller Wahrscheinlichkeit nach einem Dichter zur Belohnung der von ihm verfassten Gedichte geschenkt wird, — da ist es geradezu undenkbar, dass Griechenland erst nach den Zeiten des Trojanischen Kriegs ganz allmälich und sporadisch mit der Schreibkunst hätte bekannt werden sollen. Je höher wir in der Geschichte der Griechischen Vorzeit hinaufgehen, desto mehr finden wir Spuren eines regen Verkehrs mit den Culturvölkern des Orients. Der Orient kannte und brauchte die Schrift zu den verschiedensten Zwecken. Ihr Gebrauch konnte den Griechen nicht verborgen bleiben, und bei der unleugbar glänzenden Culturanlage, welche diesem Volksstamm von jeher eigen war, ist es, um es nochmals zu wiederholen, völlig undenkbar, dass er sich nicht frühzeitig eine Erfindung sollte angeeignet haben, deren Nutzen so evident auf der Hand liegt.

1) Curtius Griech. Gesch. I S. 38.

Endlich ist auch durch die Griechische Epigraphik thatsächliches Material beschafft worden, um die Wolfsche Skepsis zum Schweigen zu bringen. Boeckh, der beim Beginn seiner epigraphischen Studien noch ganz unter dem Bann der Wolfschen Ansichten sich befand, musste doch allmälich zugeben, dass ächte Inschriften, nicht blos weit über die Solonische Zeit, sondern wahrscheinlich sogar über die Anfänge der Olympiadenrechnung zurückreichend vorhanden seien. Bereits i. J. 1819 hatte der Französische Archäolog Raoul-Rochette in seiner Abhandlung 'deux lettres à Mylord d'Aberdeen' auf Grund der neugefundenen Denkmäler sich gegen das Wolfsche Vorurtheil erhoben, aber er blieb unbeachtet. In Deutschland hat jedoch L. Ross das Verdienst, auf Grund epigraphischer Denkmäler, die ja nach und nach in immer grösserer Zahl zu unsrer Kenntniss gekommen sind, mit grosser Energie auf das völlig Unhaltbare der Wolfschen Ansicht hingewiesen zu haben. Zuerst in der Vorrede zu seinen Hellenika, Halle 1846, allerdings mit starken Uebertreibungen zu Gunsten des hohen Alters mancher Inschriften, dann in mehr gemässigter, aber um so schlagenderer Weise in einem Aufsatz in Jahns Jahrb. 1854 S. 511 ff. Seine Ansichten, damals noch von vielen verlacht, haben seitdem mit jedem Jahre steigende Anerkennung gefunden, und wenn sich auch wohl vorläufig Niemand so leicht entschliessen wird, an die historische Existenz des Danaus[1]) und die durch ihn nach Griechenland gebrachte Schreibkunst zu glauben, so ist es doch gegenwärtig allgemein zugestanden, dass der Gebrauch der Schreibkunst in Griechenland zu öffentlichen Denkmälern in die ältesten Zeiten der Griechischen Geschichte zurückreicht, und möge es dafür genügen auf den betreffenden Abschnitt in Bergks

1) E. Renan Rev. des deux Mondes T. LVI, 1865 S. 683: „ni dans les découvertes de la philologie comparée, ni dans les renseignemens positifs fournis par l'égyptologie, rien n'est venu donner une ombre de vraisemblance à ces colonies égyptiennes rattachées aux noms fabuleux d'Inachus, de Cécrops, de Danaus". Liesse sich aber für Danaus etwas ähnliches annehmen, wie Curtius mit grosser Wahrscheinlichkeit für Kadmus angenommen hat, dass er ein aus Phönicien nach Böotien zurückgewanderter Grieche gewesen sei, so würde uns das Schweigen der Aegyptischen Denkmäler und der vergleichenden Sprachforschung nicht weiter befremden.

Litteraturgeschichte S. 185 ff., besonders S. 192 zu verweisen. Wir wissen gegenwärtig, dass lange Zeit vor Solon die verschiedensten Modificationen des Alphabets nach der Gestalt einzelner Buchstaben in den einzelnen Landschaften Griechenlands oft dicht neben einander in Gebrauch waren. Aber noch mehr, die Inschriften geben uns auch den Beweis für die allgemein verbreitete Kenntniss der Schreibkunst auch in den niederen Kreisen der Gesellschaft in verhältnissmässig früher Zeit. Einen solchen liefert uns die merkwürdige rechtsläufige Inschrift im Dorischen Dialekt (C. I. Gr. III p. 507), welche Griechische Söldner unter Psammetich, mag man nun an den bekannten König dieses Namens, oder an seinen zweiten Nachfolger denken, der sonst gewöhnlich Psammis heisst (i. J. 590, Ol. 47), bei Psampolis in Nubien auf dem Schenkel eines vor einem Tempel befindlichen Steincolosses angebracht haben, lediglich in der Absicht, ihre Anwesenheit an einem merkwürdigen Ort im fremden Lande kund zu geben. Mit Recht bemerkt Ross S. 533: „wenn um die Mitte des 7. Jahrhunderts (er setzt nämlich die Inschrift unter Psammetich I) Griechische Söldner, die doch schwerlich zu den gebildetsten ihrer Nation gehört haben dürften, zur Ausfüllung eines müssigen Augenblicks ihren Namen und die Notiz, dass sie da waren, in den Schenkel eines der Kolosse von Ipsambul eingruben, wie etwa ein heutiger Tourist auf dem Münster von Strassburg oder auf dem Brocken oder Rigi; wer könnte da noch zweifeln, dass die Kunst des Schreibens, die gewöhnliche Schulbildung, wie wir sagen würden, unter den Griechen jener Zeit sehr allgemein verbreitet war, dass sie also auch zu wichtigen Aufzeichnungen, zu eigentlich litterarischen Zwecken angewandt wurde und schon lange angewandt worden war?“

Dass sich aber weit ältere Inschriften, als uns aus Griechenland erhalten, oder bis jetzt wenigstens bekannt sind, auf Cypern und in Kleinasien mit Griechischer, Phönicischer und alteinheimischer vorsemitischer Schrift finden, möge hier blos angedeutet werden. Der Vollständigkeit halber ist jedoch noch hervorzuheben, dass der Gedanke, wonach das hohe Alter der Cultur bei Assyrern und Aegyptern es uns geradezu verbietet, ein so junges Alter der

Schreibkunst in Griechenland anzunehmen, als dies bei Wolf und seinen Anhängern der Fall ist, sich wenigstens im Keime zuerst bei Heinecke Homer und Lykurg, Leipzig 1833 S. 96 findet, vielleicht das einzig gescheute, was in dem Büchelchen anzutreffen ist. Damals war allerdings Niebuhrs Abhandlung über die frühe Grösse und Bildung der Meder und Babylonier (Kl. hist.-philol. Schr. S. 190) schon erschienen und wenigstens die erste Kunde von Champollions Entdeckungen nach Deutschland gedrungen.

Unter solchen Umständen muss denn aber die Wolfsche Ansicht von der ursprünglich nicht schriftlichen Abfassung der Homerischen Gedichte, soweit sie sich auf den späten Gebrauch der Schreibkunst in Griechenland überhaupt und ihre Verwendung zu litterarischen Zwecken im besonderen stützt, als völlig unhaltbar aufgegeben und mit aller Bestimmtheit verworfen werden. Sie hat auch nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit für sich. Wir haben im ersten Theile gesehen, dass Wolf mit ihrer Aufstellung eigentlich nur der Macht eines zu seiner Zeit bereits herrschenden Vorurtheils nachgegeben hat, und als signatura temporis ist diese Ansicht begreiflich und interessant genug. Dass er mit bewundernswerthem Scharfsinn alles aufgeboten hat, dieser Ansicht zur Wahrscheinlichkeit zu verhelfen, ist unleugbar, und er hat sich damit ein eminentes wissenschaftliches Verdienst erworben. Dass wir nach sorgfältiger Erwägung aller in Rede stehenden Momente, die wir der Arbeit mehrerer Decennien verdanken, und im Besitz ganz neuer historischer Daten uns gegenwärtig genöthigt sehen, seine Ansicht aufzugeben, kann seinem Verdienst keinen Abbruch thun.

So sehen wir denn auch die Wolfsche Ansicht mit aller nur wünschenswerthen Bestimmtheit in einer der bedeutendsten Erscheinungen der neusten Philologie, in Bergks bereits mehrfach angeführter Griechischer Litteraturgeschichte aufgegeben. Zwei Stellen derselben sind für unsre gegenwärtige Darstellung von besonderer Wichtigkeit. Auf S. 526 lesen wir: „Die epischen Gedichte waren für mündlichen Vortrag bestimmt, aber es ist ein Fehlschluss, wenn man, darauf sich berufend, die schriftliche Abfassung und Aufzeichnung für unzulässig erklärt. Mit demselben Rechte

könnte man auch bei den Gedichten der Lyriker, sowie den Dramen des Aeschylus und seiner Nachfolger, welche die gleiche Bestimmung hatten, die ursprüngliche Fixirung durch die Schrift anzweifeln. Das Volk vernahm zunächst jede poetische Schöpfung aus dem Munde des Dichters, aber lange bevor es ein lesendes Publicum gab, haben die Dichter sich der Schrift bedient; sie waren die Ersten, welche von der Schreibkunst ausgedehnten Gebrauch machten, dann vor Allen die Rhapsoden".

„Es ist leichter und gefahrloser, alte überlieferte Vorurtheile als irrige Hypothesen der nächsten Vergangenheit oder der unmittelbaren Gegenwart zu bekämpfen". Die früher herrschende Ansicht, Homer habe seine Gedichte schriftlich abgefasst, anzufechten, war nicht schwierig, da man eben nur von einer stillschweigenden Voraussetzung ausging, ohne sich Rechenschaft zu geben, ob dieselbe auch genügend begründet sei. Wolf hat diese Vorstellung nach Woods Vorgange so geschickt und scharfsinnig bekämpft, dass selbst diejenigen, welche Wolfs Zweifel hinsichtlich des höheren Alters der Schrift in Griechenland bestreiten und seine eben darauf gegründete Hypothese über die Entstehung des Homerischen Epos nicht theilen, doch dem Dichter den Gebrauch der Schrift absprechen, oder die Frage unentschieden lassen. Man rühmt als Hauptverdienst Wolfs, dass er die alte Vorstellung gründlich beseitigt habe, als ob Homer in der Weise, wie etwa später die gelehrten Dichter Antimachus oder Virgil, Milton oder Klopstock mit der Feder in der Hand seine Werke abgefasst habe. Allein bei genauerer Prüfung dürfte sich zeigen, dass jene verlachte Vorstellung, die Homer selbst den Griffel führen lässt, doch nicht so grundlos ist. Homer hat gerade so gedichtet, wie jeder andre auch; von seinen Nachfolgern in der alten und neuen Zeit unterscheidet er sich nur durch die Grösse und Freiheit seines dichterischen Genius, er schöpft wesentlich aus sich selbst, aus dem eignen Innern; er ist ein wahrhaft originaler Geist, nicht Nachahmer, aber er übt seine Kunst mit vollem Bewusstsein. Man geht von dem Gegensatz von Volks- und Kunstdichtung aus; dieser Gegensatz hat anderwärts Berechtigung, auf die Griechische Litteratur ist er eigentlich nicht anwendbar. Das ist eben das Eigenthüm-

liche, dass hier Kunst und Natur sich das Gleichgewicht halten, diese Dichter sind naiv und unmittelbar, gleichwohl stehen sie auf dem Gipfel der Kunst.“

„Wolf behauptet, ein grosses zusammenhängendes Epos habe ohne Hülfe der Schrift weder entworfen und gedichtet, noch auch lange Zeit hindurch lediglich durch mündliche Tradition fortgepflanzt werden können. Und Wolfs Bedenken haben Grund. Gedichte wie Ilias und Odyssee auswendig zu lernen, ist ungeachtet des bedeutenden Umfangs nicht allzu schwierig. Noch in späterer Zeit war es gar nicht ungewöhnlich, dass Einer beide Gedichte vollständig inne hatte; die Rhapsoden leisteten offenbar noch weit mehr, da sie berufsmässig die Kraft des Gedächtnisses vorzugsweise ausbildeten. Allein man darf nicht übersehen, dass man eben mit Hülfe eines geschriebenen Exemplars die Worte des Dichters dem Geiste einprägte. Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn man annimmt, dass die Homerischen Gedichte sich vielleicht Jahrhunderte lang nur durch mündliche Ueberlieferung erhalten haben. So hoch man auch die Stärke des Gedächtnisses in Zeiten, wo man wenig oder gar nicht schrieb, anschlagen, und so eng auch der Verband zwischen älteren Meistern und ihren Schülern gewesen sein mag, so steigern sich doch hier die Schwierigkeiten ganz entschieden. Aber am allerschwersten war es für den Dichter selbst, ein grösseres Werk, was er im Geiste entworfen und ausgeführt hatte, sowohl seinem eignen, als auch fremdem Gedächtniss anzuvertrauen.“

„Nun ist aber die Voraussetzung Wolfs, der Zeit, in welcher die Homerischen Gedichte entstanden, sei die Schreibkunst völlig unbekannt gewesen, und erst verhältnissmässig spät sei sie im Dienste der Litteratur verwendet worden, unbegründet. Die Anfänge der Schrift bei den Hellenen reichen hoch hinauf; Homer selbst bezeugt die Existenz dieser Kunst; für eine ausgedehnte frühzeitige Uebung spricht vor allem die durchsichtige Gestalt der Sprache selbst. Die reiche und vielseitige Entwicklung der Litteratur seit Ol. 1 ist ohne allgemeinen Gebrauch der Schrift nicht denkbar. Freilich über die unmittelbar vorhergehende Zeit, der eben die Entstehung und Fortbildung der Homerischen Gedichte angehört, sind wir im Ungewissen. Durch historische Zeug-

nisse lässt sich die Frage, ob diese Gedichte gleich anfangs niedergeschrieben wurden, nicht entscheiden. — Wir sind lediglich auf Combinationen angewiesen.“

„Wenn es auch nicht unmöglich ist, dass ein Dichter, selbst ohne Unterstützung der Schrift, ein grosses zusammenhängendes Epos allmälich ausführte und sein Werk sich nur durch die Kraft des Gedächtnisses längere Zeit erhielt, so ist es doch äusserst unwahrscheinlich, dass ein Dichter, der in einer vorgeschrittenen gebildeten Zeit lebt, wo man des Schreibens nicht mehr unkundig war, dieses Hülfsmittel, was die Ausarbeitung so gross angelegter Werke wesentlich erleichtern musste, eigensinnig verschmäht haben sollte. So lange man sich mit kürzeren Liedern begnügte, konnte man der schriftlichen Aufzeichnung leicht entrathen; aber sowie man sich an grössere Compositionen wagte, sowie das eigentliche Epos das alte einfache Heldenlied zu verdrängen beginnt, ward man fast mit Naturnothwendigkeit zum Gebrauch der Schrift hingeführt. Es scheint angemessen, dass wie mit Homer die selbständige und höhere Entwicklung der Litteratur beginnt, so auch damals sofort von der Schrift im grossen Anwendung gemacht wurde.“

Damit ist zusammenzunehmen, was Bergk an einer früheren Stelle seines Werks S. 204 bemerkt: „Wenn die Neueren mit vollster Zuversicht sogar der Zeit des Homer selbst jede Kenntniss der Schrift absprechen, weil nicht die leiseste Andeutung der Schreibkunst in der Ilias und Odyssee sich finde, so hat das Stillschweigen des Dichters, auf welches man sich beruft, hier wie in vielen anderen Fällen keine rechte Beweiskraft. Die Schilderung der alten Heroenzeit, welche der Dichter mit möglichster Treue entwirft, gab eben keinen Anlass der Schrift zu gedenken, und man könnte mit gleichem Rechte den Römern in der Zeit des Augustus die Kenntniss des Schreibens absprechen, weil Virgil in der Aeneide diese Fertigkeit mit keinem Worte erwähnt, da sie ihm zu der einfachen Sitte der alten Heroenzeit nicht zu passen schien. Aber Homer gebraucht von Apollo, der den Menschen des Schicksals Willen verkündet, den Ausdruck χρείων und ebenso von dem, der den Gott um Rath fragt, χρηcόμενος, und zwar setzt gerade dieser übertragene Gebrauch des Wortes alte Uebung der

Schreibkunst voraus[1]). Die bekannte Stelle der Ilias, wo Proetus dem Bellerophon den verhängnissvollen Brief einhändigt, bezieht man zwar nicht mit zwingender Nothwendigkeit, aber doch sehr wahrscheinlich auf geheime Schrift. Diese aber schliesst in keiner Weise den Gebrauch der gewöhnlichen Schrift aus, sondern setzt vielmehr die Bekanntschaft derselben voraus, da doch Niemand behaupten wird, die Griechische Buchstabenschrift habe sich aus einer alten einheimischen Bilderschrift entwickelt."

Es ist nun nach allem bisherigen kaum noch nöthig auf die Schwächen der Wolfschen Beweisführung im Einzelnen hinzuweisen, soweit sie nicht bereits ihre Erledigung gefunden haben. Nur noch einige Bemerkungen. Wenn er unter anderem sagt, man wisse nicht, in welchem Umfang und zu welchem Zwecke sich die Phönicier der Schreibkunst bedient hätten, so hätte er aus Iosephus, auf dessen eine schon von seinen Vorgängern angezogene Stelle er doch ein so grosses Gewicht legt, darüber Auskunft erhalten können. Derselbe erwähnt es nämlich als etwas allgemein bekanntes, dass die Phönicier sich schon seit den ältesten Zeiten der Schrift zu den gewöhnlichen Vorkommnissen des täglichen Verkehrs bedient hätten — εἴς τε τὰς περὶ τὸν βίον οἰκονομίας καὶ πρὸς τὴν τῶν κοινῶν ἔργων παράδοσιν, Ioseph. c. Ap. I, 6. Schon hieraus ergiebt sich, wie verkehrt es war, wenn Wolf fortwährend behauptete, der öffentliche Gebrauch der Schrift sei dem privaten voraufge-

1) Die Richtigkeit dieses Arguments muss ich freilich auf sich beruhen lassen. S. 202 Anm. 40 heisst es: „Man sagt χρῇ, ἔχρη 'Απόλλων, während die mediale Form dieses Verbums von dem Rath suchenden gebraucht wurde. Dieses Wort bedeutet ursprünglich einritzen, schreiben, ist mit χραύω und χαράσσω verwandt, und um so mehr mussten sich die Ausdrücke behaupten, da man die Aussprüche des Gottes eben wegen ihrer Wichtigkeit nicht dem Gedächtnisse anvertraute, sondern sich von den Priestern des Heiligthums aufzeichnen liess, oder auch selbst nachschrieb, Herod. I, 48 (συγγραψάμενος), Soph. Trach. 1176 (wo es kein so arger Anachronismus ist, wenn Herakles sich zu Dodona das Orakel der zeichendeutenden Seller aufschreiben lässt, εἰσεγραψάμην), Arist. Av. 982 (παρὰ τἀπόλλωνος ἐξεγραψάμην). Eben daraus, dass man ursprünglich die Buchstaben einritzte, erklärt sich auch die gewöhnliche Bezeichnung des Schreibens γράφειν oder γριφᾶσθαι (Hesych.), sowie der Buchstaben γράμματα oder γράφεα (so in der alten Urkunde von Elis)." Dagegen Düntzer die Hom. Frag. S. 176 ff.

gangen. Gerade umgekehrt. Wie die Griechen den Gebrauch der Schrift sich im Privatverkehr mit den Phöniciern angeeignet haben, so haben sie denselben auch zuerst im eignen Privatleben in Handel und Wandel zur Anwendung gebracht. Selbstverständlich setzt doch auch der öffentliche Gebrauch der Schreibkunst zu monumentalen Inschriften den Privatgebrauch voraus. Wie wäre man wohl auf den Gedanken gekommen Inschriften in Stein und Erz öffentlich anzubringen, wenn man eben nicht mit Sicherheit auf Leser derselben hätte rechnen können?

Die Art und Weise aber, mit welcher Wolf alle die Autoren von der Hand weist, die ganz unbefangen von Homer als einem lesenden und schreibenden Dichter sprechen, ist doch sehr sophistisch. Man kann sicherlich sagen, wäre es, wie Wolf behauptet, eine im ganzen Alterthum weit verbreitete Ansicht gewesen, dass Homer nicht geschrieben habe, so würden sich jene Schriftsteller mit viel grösserer Vorsicht und Zurückhaltung geäussert haben. Namentlich geht Wolf in der Deutung der Apollodor-Stelle, in der doch ganz offenbar vom Lesen des Bellerophonsbriefes die Rede ist, zu weit. Freilich heisst ἐπιγνῶναι wohl nirgends direct l e s e n, sondern immer nur e r k e n n e n, aber da das Erkennen seiner Natur nach ein sehr mannichfaltiges ist, so heisst es auch mehrfach durch Lectüre von etwas Kenntniss gewinnen. Man vergleiche die Eingangsworte von Photius Bibliothek: ᾔτησας τὰς ὑποθέσεις ἐκείνων τῶν βιβλίων, οἷς μὴ παρέτυχες ἀναγιγνωσκομένοις, γραφῆναί σοι — ἵν᾽ ἔχοις ἅμα μὲν τῆς διαζεύξεως, ἣν βαρέως φέρεις, παραμύθιον, ἅμα δὲ καὶ ὧν οὔπω εἰς ἀκοὰς ἡμῶν ἀνέγνως εἰ καὶ διατυπωτικήν τινα καὶ κοινοτέραν τὴν ἐ π ί γ ν ω σ ι ν. Wenn Wolf ferner bei der Besprechung des Bellerophonsbriefes einen Werth darauf legt, dass Plin. H. N. XIII, 13 von *codicilli* und nicht von *epistolae* rede, so konnte ihm eine andre Stelle desselben Autors zeigen, dass darauf nichts zu geben sei. Er sagt nämlich XXXIII, 4: *equidem nec Iliacis temporibus ullos fuisse anulos video, nusquam certe Homerus dicit, cum et codicillos missitatos epistularum gratia indicet et conditas arcis vestes ac vasa aurea argenteaque et eas colligatas nodi, non anuli nota.* Hier hat doch Plinius offenbar wirklich von einem Briefe sprechen wollen und die *codicilli* den *epistulis*

gleichgesetzt. Die längere Auseinandersetzung des Eustathius p. 632 sqq. über den jüngeren Gebrauch der Schrift, über das Auftragen der Schriftzeichen durch Farben und die Anwendung des Papiers als späterer Erfindungen, soll auf die Alexandriner zurückgehen. Dass aber die Alexandriner so falsche Vorstellungen über die Hieroglyphen nicht können gehabt haben, wie sie Eustathius hier aus einer Zeit zum besten giebt, wo diese Schrift schon seit Jahrhunderten ausser Gebrauch gekommen war und nicht mehr verstanden wurde, leuchtet ein. Mindestens also sind hier Ansichten der Alexandriner mit ungehörigen Zuthaten versetzt. Wenn Wolf p. LXX den Gebrauch der Schrift, wenn auch nicht für Arktinus, Asius, Eumelus, so doch für Archilochus, Alkman und Pisander zugiebt, so ist diese Unterscheidung rein willkürlich. So wenig wie die Werke der drei letzteren Dichter, sind die der ersteren ohne Schreibkunst denkbar. Merkwürdig ist es, dass wir in den Vorlesungen über Griechische Litteraturgeschichte das im Munde des Verfassers der Prolegomena sehr befremdliche Zugeständniss lesen: „Einige Menschenalter nach Homer fängt die Bücherwelt an üblich zu werden, anfangs erst bei den Werken der Dichtkunst, nachher erst wird sie auf die Prosa übertragen."

Die Hauptstütze für Wolfs Ansicht ist und bleibt immer die Iosephusstelle. Mit ihr hat sich auch jeder auseinanderzusetzen, der von dem höheren Alter der Schreibkunst in Griechenland überzeugt ist. Für Wolf stand es fest, dass Iosephus die Ansicht der älteren Alexandrinischen Kritiker wiederhole, aus denen auch der Byzantinische Grammatiker in den Scholien zu Dionysius Thrax, unabhängig von Iosephus, geschöpft habe. Diese Meinung ist seitdem öfters wiederholt worden, und sie liegt ja in der That nahe genug. Auch Bergk Gr. Litt. S. 528 erblickt in der Iosephusstelle eine Ansicht Alexandrinischer Gelehrten, die im Wesentlichen mit den von ihm so ausführlich bekämpften Ideen der Neueren, d. h. Wolfs und seiner Anhänger, zusammenträfe. Allein dass die Alexandriner wirklich jene Ansicht gehabt hätten, lässt sich durchaus nicht nachweisen. Und dass Iosephus von den Ansichten Alexandrinischer Gelehrten Kenntniss gehabt und sie dem Apion gegenüber, der doch

selbst ein Alexandrinischer Gelehrter war, zur Geltung gebracht habe, ohne wenigstens irgendwie anzudeuten, dass er seinen Gegner mit Waffen zu schlagen gedenke, die seinem eignen Gebiete entnommen seien, erscheint mir höchst unwahrscheinlich. Die Alexandriner sprachen den Homerischen Helden den Gebrauch und wohl auch die Kenntniss der Schreibkunst im späteren Sinne ab. Dies that wenigstens Aristarch. Dass er sie auch dem Homer selbst abgesprochen habe, und der Ansicht gewesen sei, dieser habe seine Gedichte ursprünglich nicht schriftlich abgefasst, davon wissen wir auch nicht das mindeste. In den Homerscholien ist immer nur von Interpolationen die Rede, die in das fertige, von einem Dichter herrührende Gedicht hineingekommen sind, und aus ihm durch Kritik wieder entfernt werden sollen. Wie diese Interpolationen aber in das Gedicht hineingekommen sind, darüber geben die Scholien auch nicht die leiseste Andeutung, so dass es sogar zweifelhaft ist, ob die Alexandriner diese Frage überhaupt aufgeworfen haben. Auch die Angabe des Eustathius, wonach die Dolonie zwar Homerischen Ursprung hat, aber ein selbständiges, erst von Pisistratus in das Corpus der Ilias eingefügtes Gedicht gewesen ist, eine Angabe, bei der wir durch das φαcὶ δὲ οἱ παλαιοί des Eustathius noch keineswegs berechtigt sind, sie ohne weiteres als Angabe älterer Alexandrinischer Kritiker zu betrachten, denn in den Scholia Veneta steht sie thatsächlich nicht, sondern ausser bei Eustathius blos in dem Scholiencodex des Victorius, ist also möglicherweise erst aus Eustathius in die Scholien hineingekommen[1]) — setzt das

---

1) Nach Sengebusch freilich haben wir nicht blos in der Iosephusstelle, sondern auch in den Nachrichten über die Dolonie zweifellos die Ansicht des Aristarch vor uns. Der Beweis dafür ist allerdings wunderbar genug. S. Hom. dissert. II p. 43 und Jahns Jahrb. 1853 S. 638 f. An letzterer Stelle erfahren wir, dass, wenn auch die Notiz über die Dolonie auf keiner Diple zu K 1 beruhe, sie deshalb noch nicht dem Aristarch abzusprechen sei. „Man muss nur sagen, sie sei jünger als die zweite Ausgabe, sei eins der letzten und reifsten Ergebnisse der Aristarchischen Kritik, für die Wolfianer gewiss das theuerste Vermächtniss." Dieses „man muss nur sagen" ist wirklich erstaunlich naiv. — Was es mit den παλαιοί des Eustathius auf sich hat, möge man aus einer Bemerkung des in derartigen Dingen sicherlich competentesten Beurtheilers entnehmen. Lehrs die Pindarscholien S. 167:

Vorhandensein eines Homerischen Corpus voraus, denn nur in ein solches kann man doch ein selbständiges Gedicht einschieben. Hätten aber auch gelehrte Alexandriner wirklich die Ansicht gehabt, Homers Gedichte seien anfänglich nicht schriftlich abgefasst worden, so wäre dies dem allgemeinen Bewusstsein der gebildeten Griechen gegenüber eine gelehrte Paradoxie gewesen, die ausserhalb des rein gelehrten Kreises der Grammatiker schwerlich Beachtung fand. Wie hätte nun Iosephus zu ihrer Kenntniss kommen sollen? Er war ein gelehrter Pharisäer, wohl bewandert in der rabbinischen Litteratur seiner Zeit und seines jüdischen Heimathlandes. Dabei kannte er das Hellenistische Idiom, wie ja fast alle gebildeten Juden in Palästina homines bilingues, ja eigentlich trilingues waren. Er hatte es von Jugend auf gelernt und nicht erst später mittelst gelehrter Studien sich angeeignet. Aber immer blieb es ihm eine ἀλλοδαπὴ καὶ ξένη διάλεκτος (Antiqq. I, 1, 2), daher er denn auch seine Werke vor ihrer Veröffentlichung sich erst in Rom von einigen Mitarbeitern, wie er sagt, d. h. doch wohl von geborenen Griechen, durchsehen und stilistisch ausfeilen liess (c. Apion. I, 9)[1]. Kenntniss der Griechischen Litteratur, ausser der speciell judaistischen seiner Aegyptischen und sonstigen Glaubensgenossen, suchen wir bei ihm vergeblich. Auf derartige Quellen oder landläufige Geschichts- und Litteraturcompendien gehen denn auch, wie seine alberne Erzählung vom Tragiker Theodektes und dem Geschichtschreiber Theopomp, so seine sämmtlichen Erwähnungen Griechischer Schriftsteller zurück. Es sind keine Ergebnisse eigner Studien, sondern durchaus fremde Federn, mit denen er sich schmückt. Dies geht schon daraus hervor, dass er nicht selten die verschiedensten Autoren, die für oder gegen die Juden sich einmal geäussert, oder irgend etwas über ihre politischen und geschichtlichen Verhältnisse

„οἱ παλαιοί ist bekanntlich bei Eustathius der ihm sehr gewöhnliche Ausdruck für die ihm vorliegenden Bücher, aus denen er schöpft, die auch recht neu sein können.“

1) Auf Rechnung dieser ausfeilenden Freunde mag wohl unter anderem auch die wunderliche Angabe zu setzen sein, wonach Moses nach dem Durchzug der Juden durch das rothe Meer ein Danklied — ἐν ἑξαμέτρῳ τόνῳ abfasst! Antiqq. II, 16, 4.

gesagt hatten, in dürrer Nomenclatur zu halben Dutzenden citirt. Man braucht nur auf Stellen zu achten, wie c. Apion. I, 23: ἀρκοῦσι δὲ ὅμως εἰς τὴν ἀπόδειξιν τῆς ἀρχαιότητος αἵ τε Αἰγυπτίων καὶ Χαλδαίων καὶ Φοινίκων ἀναγραφαί, πρὸς ἐκείναις τε τοσοῦτοι τῶν Ἑλλήνων συγγραφεῖς. ἔτι δὲ καὶ πρὸς τοῖς εἰρημένοις Θεόφιλος καὶ Θεόδοτος καὶ Μνασέας καὶ Ἀριστοφάνης καὶ Ἑρμογένης, Εὐήμερός τε καὶ Κόνων καὶ Ζωπυρίων καὶ πολλοί τινες ἄλλοι τάχα (οὐ γὰρ ἔγωγε πᾶσιν ἐντετύχηκα τοῖς βιβλίοις) οὐ (l. οἳ) παρέργως ἡμῶν ἐμνημονεύκασιν — um sofort zu erkennen, was es mit seinem Citiren auf sich hat. Wir finden sonst kein einziges wirkliches Citat aus einem Griechischen Dichter oder Prosaiker bei ihm, nichts, was eine selbständige Beschäftigung mit der Griechischen Litteratur, wirkliche Lectüre Griechischer Schriftsteller voraussetzen liesse. Ob Iosephus jemals den Homer wirklich gelesen hat, muss mehr als fraglich erscheinen. Wie in aller Welt sollte er nun wohl dazu gekommen sein, specielle Kenntniss von den gelehrten Fachstudien der Alexandrinischen Kritiker und deren Ansichten zu haben, die doch das Jüdische Interesse nicht im mindesten berühren? Nun ist es zwar allerdings möglich, dass auch in die von ihm benutzten Quellen irgend welche Goldkörner Alexandrinischer Erudition gedrungen waren, aber eben so gut kann das, was er über die nachträgliche Aufzeichnung der Homerischen Gedichte irgendwo gefunden hat, der müssige Einfall irgend eines unkritischen Scribenten, wie Aristeas und Aristobulus sein. Vom Homer glaubte man vielfach, er sei blind gewesen. Diese Sage ist uralt, und wahrscheinlich aus der bekannten Stelle des Hymnus auf Apollo entstanden, dessen Verfasser wohl mittelst eines Griphus den Namen Homers umschreiben wollte. Mit Recht polemisirt Velleius gegen diese allgemein verbreitete Fabel. Ist aber Homer blind gewesen, so hat er seine Gedichte natürlich nicht selbst schreiben können, und so konnte leicht die weitere Fabel entstehen, Andere hätten seine Gedichte, die er blos mündlich vorgetragen, mit dem Gedächtniss aufgefasst und erst dann zu Papier gebracht und aufgeschrieben. So würde denn die berühmte Iosephusstelle, mit welcher Wood und Wolf geglaubt haben, die Homerische Tradition aus den Angeln heben zu können, weit entfernt uns die Ergebnisse

gelehrter Combinationen zu bieten, zum Range eines albernen litterarischen Märchens herabsinken, wie deren über die alten Dichter so viele in Umlauf waren und von unkritischen Schriftstellern als geschichtliche Thatsache weiter erzählt wurden. Meiner Meinung nach hätte daher die Ansicht Wiedeburgs im Humanist. Magazin 1787 S. 172 nicht so unbeachtet bleiben sollen, als es der Fall gewesen ist. Er schreibt: „Aber woher mag denn die sonderbare Vorstellung von der gänzlichen Unerfahrenheit des Dichters im Schreiben, die so sehr gegen die Vollkommenheit seiner Gedichte und gegen die Geschichte streitet, zuerst entstanden sein? Vielleicht aus einer anderen womöglich noch sonderbareren. Man kennt das Märchen von der Blindheit Homers, dessen selbst Cicero und andre Schriftsteller vor dem Iosephus erwähnen, ob es gleich auf keinem andern Grunde, als einer sehr gesuchten Etymologie des Namens Homer beruht. Es soll nämlich irgendwo bei den Griechen ein Blinder vom Zeitwort ὁμηρεῖν, welches eigentlich begleiten bedeutet, ὅμηρος genannt sein, weil er überall eines Begleiters und Wegweisers bedürfe. Hatte man nun aber auf diese Weise den guten Homer einmal der Augen beraubt, so war es ja natürlich, dass er auch weder lesen noch schreiben konnte."

Der Byzantinische Grammatiker in Bekkers Anecdotis mag seine Weisheit entweder direct aus Iosephus, was gar nicht unmöglich wäre, oder aus einem ähnlichen Gewährsmann, wie dieser selbst, entlehnt haben. Im Besitz geheimer Alexandrinischer Erudition war auch er sicherlich nicht. So mag denn auch die nicht minder sagenhafte Tradition von Homers unstätem Wanderleben die Angabe veranlasst haben, wonach er seine Gedichte bruchstückweise in den einzelnen von ihm besuchten Städten geschrieben und veröffentlicht hat, so dass sie erst später von andern gesammelt und vereinigt herausgegeben wurden, wie wir dies bei Suidas lesen, eine Angabe, die man mit demselben Rechte auf die Alexandriner zurückführen könnte. Aber selbst zugegeben, dass uns Iosephus die Ansicht Alexandrinischer Kritiker überliefert hat, diese Ansicht kann dem Gewicht anderweitiger Thatsachen gegenüber, die zu Gunsten des hohen Alters der Schrift und ihrer Verwendung zu litterarischen Zwecken auch bei den Griechen sprechen, nicht ins Gewicht fallen,

am wenigsten die Bedeutung erhalten, welche ihr Wolf beigelegt hat. Soll aber dennoch Homer auf Grund der Iosephusstelle, die sich allerdings nicht aus der Welt schaffen lässt, nicht selbst seine Gedichte geschrieben haben, so ist doch wenigstens zuzugeben, dass zu seiner Zeit bereits die Verwendung der Schrift zu litterarischen Zwecken ganz wohl möglich war, und dass seine Gedichte bald nach seiner Zeit schon vor Beginn der Olympiaden aufgeschrieben und zu einheitlichen, organischen Epen vereinigt waren.

Neuntes Capitel.

Die bisherige Untersuchung hat ergeben, dass für uns kein Grund vorliegt zu bezweifeln, dass Homer, wenn er überhaupt als epischer Dichter existirt hat, seine Epen schriftlich abgefasst habe. Waren sie schriftlich vorhanden, so ist es selbstverständlich, dass sie durch Abschriften vervielfältigt, bald allgemein verbreitet und gelesen wurden. Noch weniger haben wir Grund, die Richtigkeit der Tradition zu bezweifeln, wonach Lykurg zuerst die Homerischen Gedichte aus ihrer Ionischen Heimath nach Sparta gebracht hat. Selbst wenn man genöthigt wäre die Existenz des Lykurg als historischer Persönlichkeit zu leugnen, so bliebe in dieser Tradition immer noch eine werthvolle chronologische Angabe über die Verbreitung der Homerischen Gedichte. Frühzeitig also kamen sie auch in das Hellenische Mutterland. Ihre allgemeine Verbreitung seit Beginn der Olympiaden wird uns nun als Thatsache durch die Geschichte der Griechischen Litteratur aufs unzweideutigste bestätigt. Jeder epische Dichter, von dem wir Kunde haben, alle Lyriker und Iambographen älterer Zeit beweisen die genauste Bekanntschaft mit Homer, mit seiner Sprache und seiner Mythologie. Sie haben alle offenbar den Homer sorgfältig gelesen und studirt. Frühzeitig wurden ferner die Griechen auch in weiteren Kreisen mit der Homerischen Poesie durch den Schulunterricht bekannt. Auch Kitharöden nahmen in alter Zeit die Stoffe zu ihren Vorträgen an öffentlichen Festen aus der Homerischen Poesie. Endlich fehlt es auch nicht an Spuren eines öffentlichen Vortrags derselben durch Vorleser, anderweitige Sänger und Rhapsoden, doch sind

die Spuren der ersteren unsicher, die der letzteren finden sich in verhältnissmässig erst später Zeit. Seine eigentlich nationale Bedeutung erhielt aber Homer erst in Athen, und zwar in der Zeit von Solon oder Pisistratus bis auf Perikles. Athen hat den unsterblichen Ruhm, den Vortrag Homerischer Poesien an seinen grossen Festen zu einer gesetzlich feststehenden Einrichtung, ihre Benutzung beim Jugendunterricht zu einer man möchte mit einem modernen Ausdruck fast sagen obligatorischen gemacht zu haben.

Alle diese Sätze widerstreiten nun freilich den Aufstellungen Wolfs und seiner Anhänger diametral. Sobald es einmal für Wolf feststand, dass Homer seine Gedichte ursprünglich nicht schriftlich aufgezeichnet habe, weil der allgemeine Gebrauch der Schrift zu litterarischen Zwecken bei den Griechen sich frühstens erst am Ende des siebenten Jahrhunderts nachweisen lasse, musste er nicht blos eine Conception und Ausführung dieser Gedichte lediglich im Kopfe, sondern auch eine rein mündliche Ueberlieferung und Fortpflanzung derselben annehmen. Als Träger derselben boten sich ihm die Rhapsoden dar, die wir mit Vorträgen Homerischer Poesie beschäftigt kurz vor der Attischen Zeit und dann das ganze Alterthum hindurch bis in die Römische Kaiserzeit antreffen, ohne dass bestimmt angegeben wäre, zu welcher Zeit ihre Kunst entstanden sei. So wurden denn die Rhapsoden auch für die früheren Jahrhunderte angenommen. Zur Erhaltung der Homerischen Gedichte in ihrer Totalität waren aber nicht blos Rhapsoden nöthig, wie sich deren, wenn schriftliche Exemplare Homers vorhanden waren, zu jeder Zeit bilden konnten, sondern eine schulmässige Unterweisung und Bildung der Rhapsoden von den ältesten Zeiten an. So wurden denn weiter Rhapsodenschulen angenommen, ein Begriff, der dem ganzen Alterthum völlig unbekannt ist. Auf die Unumgänglichkeit dieser Annahme legt Wolf, wie wir bereits S. 96 gesehen haben, ein grosses Gewicht. Nun kann aber Homer, dessen Existenz Wolf festhält, das Institut der Rhapsoden nicht erst geschaffen haben. Wenn die Möglichkeit Gedichte durch Rhapsoden fortzupflanzen in seiner Zeit nicht schon vorhanden gewesen wäre, so hätte er gar nicht auf den Gedanken kommen können, so grosse Gedichte zu concipiren, die er ja doch

in ihrer Totalität nicht selbst vortragen konnte. Andrerseits ist es etwas gewagt, die Rhapsoden ohne weiteres schon für die Homerische Zeit anzunehmen, da das Wort bei ihm nicht vorkommt, obenein in seiner ganzen nicht Ionischen Bildung den späteren Ursprung verräth. Homer aber erwähnt Aöden, darunter den Phemius und Demodokus, welche im Palast der Fürsten Gesänge vortrugen, die jedenfalls epischen oder rhapsodischen Stoff zum Inhalt hatten. Hier glaubte nun Wolf die für sein System nothwendige Brücke gefunden zu haben. Er nahm an, dass solche Aöden in Wirklichkeit in vorhomerischer Zeit als Vortragende und Dichter epischer Lieder vorhanden gewesen seien. Er erklärte ferner den Homer selbst für einen derartigen Aöden, der seine Gedichte theils selbst verbreitet habe, theils durch andre Aöden habe verbreiten lassen und identificirte nun ohne weiteres diese Aöden mit den späteren Homeriden und diese wieder mit den noch späteren Rhapsoden, so dass ihm eigentlich Aöden, Homeriden, Rhapsoden nur Bezeichnungen verschiedener Zeitalter für die Ausüber ein und derselben Sache, nämlich des Vortrags epischer, ja auch iambischer und lyrischer Gedichte sind, bis zu der Zeit, wo man anfing Gedichte aufzuschreiben, also die eigentlichen Träger und Bewahrer der alten Litteratur, welche denn auch die Homerischen Gedichte glücklich bis auf Pisistratus herab überliefert haben, bei welcher Annahme ein stetiges Herabsinken der Sache von ursprünglich freier, oder wenigstens halbfreier Dichtkunst zu handwerksmässiger Routine wie selbstverständlich erscheint.

Nun spricht Homer von Aöden. Dass es Homeriden als Bewahrer und Vortragende Homerischer Gesänge gegeben hat, ist überliefert und zwar in einer Weise, dass das Vorhandensein einer Homerischen Sängerschule wenigstens nicht unmöglich erscheint. Ausserdem ist das Vorhandensein von Rhapsoden aus vor-Solonischer Zeit bezeugt. Giebt man nun die Richtigkeit der Wolfschen Grundvoraussetzung von der späten Verwendung der Schreibkunst zu litterarischen Zwecken und die angenommene Unmöglichkeit zu, dass Homer seine Gedichte könne aufgeschrieben haben, so wird sich gegen die Bündigkeit der Wolfschen Syllogismen und seine ganze Combinationsreihe im wesentlichen nicht

viel einwenden lassen, ja es ist nicht in Abrede zu stellen, dass sie eine gewisse innere Wahrscheinlichkeit für sich hat, und man wird um dieses Umstandes willen sehr geneigt sein, über gewisse Schwierigkeiten, die dabei übrig bleiben, sowie über die kühne Gewaltthätigkeit, mit welcher die Ueberlieferungen des Alterthums von Wolf und seinen Anhängern behandelt werden, hinwegzusehen. Zweifelt man dagegen an der Richtigkeit dieser Grundvoraussetzung, oder hält man sie erwiesenermassen für falsch, so springen auch alle diese Schwierigkeiten und Gewaltthätigkeiten sofort in die Augen. Dann erkennen wir, dass die Aöden gar nicht als historische Persönlichkeiten, noch weniger als Rhapsodenartige Sänger epischer Dichtungen erwiesen sind, dass Homer kein Aöde, sondern eben ein Dichter gewesen ist, dass es noch weniger angeht diese Aöden mit den späteren Homeriden und diese wieder mit den noch späteren Rhapsoden in einen Topf zu werfen, dass es mit der Annahme von Sänger- und Rhapsodenschulen mehr als misslich steht, dass sich ferner der sogenannte agonistische Vortrag der Rhapsoden in Wirklichkeit als eine sehr späte Institution erweist, und dass wir nicht das mindeste Recht und nicht den geringsten Grund haben uns die Rhapsoden mit ihrer Thätigkeit überhaupt zu irgend einer Zeit anders vorzustellen, als sie uns in der Schilderung bei Plato und Xenophon erscheinen.

Wolf kennt keine andere Verbreitung der Homerischen Gedichte als durch Rhapsodenschulen. Die Tradition der Homerischen vitae dagegen kennt auch andere Wege, namentlich durch den Unterricht in den Schulen und schlichten Vortrag in den Leschen. Darauf hat Welcker hingewiesen, Ep. Cykl. I S. 254. Doch kann bei der ganz unkritischen Beschaffenheit dieser vitae auf diesen Umstand kein grosses Gewicht gelegt werden. Es ist aber merkwürdig, wie hartnäckig Wolf und seine Anhänger sich gegen die Zulassung des Lesens Homerischer Poesien sträuben, und den Gedanken als hätten epische Sänger auf den Einfall kommen können ihre Lieder oder Gedichte aufzuschreiben, damit sie von der Mit- und Nachwelt gelesen würden, als ganz unstatthaft von der Hand weisen. Warum das eigentlich? Lesen und Schreiben gehören zusammen wie

Licht und Schatten. Wo geschrieben wird, da wird auch gelesen, alles was zum lesen geschrieben ist. In Griechenland hat es zu keiner Zeit ein lesendes Publicum in dem Sinne gegeben, wie bei uns, aber gelesen worden ist daselbst doch viel. Als man noch wenig hatte, wird man sich mit wenigem begnügt haben. Der Kreis der Leser mag zu allen Zeiten ein verhältnissmässig kleiner und auserlesener gewesen sein. Wolf hielt Homer für einen herumziehenden Aöden, der bei festlichen Gelegenheiten die von ihm selbst entworfenen Gesänge vortrug. Diese Art der Verbreitung, meint er, dauerte bis in die Zeiten der prosaischen Schreibart und sie schien den Griechen ganz natürlich. „Er hätte darüber gelacht, ein Werk, das fürs Gehör war, zu lesen; so auch ein Schauspiel las der Grieche nicht; es war zum Schauen. So musste der Dichter auch seine epischen Gesänge mit aller Kraft vortragen; man sprach also statt von Lesern von Zuhörern. Den Griechen wäre das Lesen solcher Werke ebenso gewesen, wie wenn man jetzt Jemandem ein schönes musikalisches Stück zu lesen gäbe; bei den Griechen musste alles mündlich vorgetragen werden.“[1]) Derartigen Vorstellungen sehe ich mich ausser Stande beizupflichten. Jemandem ein schönes musikalisches Stück zum Lesen zu geben, ist gar nicht lächerlich, wenn der betreffende musikalisch gebildet ist, und überhaupt Noten wirklich lesen kann. Für jeden anderen wirkt die Musik natürlich nur, wenn sie ihm vorgespielt wird. Der gewöhnliche Gebildete begnügt sich noch bei uns damit, ein neues Stück auf dem Theater zu sehen, vielleicht mehr als einmal. Er denkt gar nicht daran, sich den Text kommen zu lassen und ihn noch ausserdem zu lesen. Wohl aber thun das stets einige, Litteraten, Dichter, Enthusiasten und wer sonst sich dazu veranlasst sieht, und im Stande ist, sich den Text zu verschaffen. Ganz ebenso ist es natürlich in Griechenland gewesen. Viele begnügten sich mit dem lebendigen Vortrag Homerischer Poesie, aber nicht alle. Wenn die Gedichte überhaupt schriftlich existirten, und das ist es ja eben, was Wolf in einem Vorurtheil seiner Zeit befangen ohne Grund leugnet, so fanden sie auch Leser, natürlich nur unter der

1) Vorlesungen über die Ilias S. 4.

Zahl der Gebildeten, der Dichter und der Freunde der Dichtkunst. Die Griechen müssten ja seltsame Menschen gewesen sein, wenn sie nicht sofort gemerkt hätten, dass ein Kunstwerk, dessen Vortrag entzückt hatte, nicht beim Lesen noch mehr gewönne, und doppelt seltsam, wenn sie das Lesen von Gedichten, die man doch sonst nur flüchtig und für einen Moment sich anhören konnte, hätten lächerlich finden wollen. Zur Zeit, als Sophokles, Euripides, Aristophanes ihre Stücke auf dem Attischen Theater aufführten, wurden sie auch gelesen. Sokrates wenigstens sah und hörte die Stücke auf der Bühne, aber er las sie auch zu Hause für sich[1]), und das that wohl jeder vernünftige Mensch, der sich für Dichtkunst interessirte. Wenn uns erzählt wird, dass einige von den auf Sicilien zu harter Frohnarbeit verkauften Atheniensern, ihre Freiheit sich durch das Aufsagen einiger Stellen aus Euripideischen Stücken erwarben, und dem Dichter bei ihrer Rückkehr persönlich dafür dankten; und es erzählt es uns ein unverächtlicher Gewährsmann, so hatten die betreffenden die Verse sicherlich nicht vom einmaligen Anhören auf der Bühne sich gemerkt, sondern sie hatten sie aus dem ihnen gehörigen Exemplar der Stücke einfach gelernt. Soll diese Erzählung in den Bereich sinnig erfundener litterarhistorischer Märchen versetzt werden, so muss man sich das natürlich gefallen lassen, aber immerhin sehen wir doch aus dieser Geschichte mindestens soviel, dass nach der Ansicht des Alterthums selbst das Lesen dramatischer Poesien und das Auswendiglernen schöner Stellen gar nichts lächerliches und dummes war, wie man dies nach Wolfs Aeusserungen glauben sollte. Wie in aller Welt sollten denn auch die Stücke überhaupt auf die Nachwelt gekommen sein, wenn es lächerlich gewesen wäre, sie zu lesen? Offenbar sind sie doch von ihren Verfassern aufgeschrieben worden. Etwa um nicht gelesen zu werden, blos als Manuscript für etwaige spätere χοροδιδάσκαλοι und Regisseure?

Dass Lykurg die Homerischen Gedichte aus ihrer Heimath nach Griechenland gebracht hat, ist mehrfach überliefert. Zunächst lesen wir in den Fragmenten der Schrift

1) Plat. Apol. p. 22 B.

des Heraklides Ponticus περὶ πολιτειῶν fr. 2: Λυκοῦργος ἐν Σάμῳ ἐτελεύτησε[1]) καὶ τὴν Ὁμήρου ποίησιν παρὰ τῶν ἀπογόνων Κρεοφύλου λαβὼν πρῶτος διεκόμισεν εἰς Πελοπόννησον. Diese Fragmente gelten für einen in späterer Zeit aus dem ächten Werke des Heraklides gefertigten Auszug, als Hauptquelle für Heraklides werden aber die Politien des Aristoteles betrachtet. Danach hätten wir ein ziemlich altes Zeugniss. Dass sich Aristoteles und Heraklides die Sache nicht anders gedacht haben, als dass Lykurg eine Abschrift der Homerischen Gedichte nach Griechenland gebracht habe, ist selbstverständlich. Die Sache wird auch von Dio Chrysost. or. I p. 87 berichtet, wo es von Lykurg heisst: ἐπεί τοι καί φασιν αὐτὸν ἐπαινέτην Ὁμήρου γενέσθαι καὶ πρῶτον ἀπὸ Κρήτης ἢ τῆς Ἰωνίας κομίσαι τὴν ποίησιν εἰς τὴν Ἑλλάδα. Ausführlicher erzählt Plutarch v. Lyc. c. 4, der Gesetzgeber sei von Kreta aus nach Ionien gegangen, um auch die dortige Lebensweise kennen zu lernen: ἐκεῖ δὲ καὶ τοῖς Ὁμήρου ποιήμασιν ἐντυχὼν πρῶτον, ὡς ἔοικε, παρὰ τοῖς ἐκγόνοις τοῖς Κρεοφύλου διατηρουμένοις καὶ κατιδὼν ἐν αὐτοῖς τῆς πρὸς ἡδονὴν καὶ ἀκρασίαν διατριβῆς τὸ πολιτικὸν καὶ παιδευτικὸν οὐκ ἐλάττονος ἄξιον σπουδῆς ἀναμεμιγμένον, ἐγράψατο προθύμως καὶ συνήγαγεν ὡς δεῦρο κομιῶν. ἦν γάρ τις ἤδη δόξα τῶν ἐπῶν ἀμαυρὰ παρὰ τοῖς Ἕλλησιν· ἐκέκτηντο δ' οὐ πολλοὶ μέρη τινὰ σποράδην τῆς ποιήσεως, ὡς ἔτυχε, διαφερομένης· γνωρίμην δὲ αὐτὴν καὶ μάλιστα πρῶτος ἐποίησε Λυκοῦργος. Danach also war schon eine dunkle ungefähre Kunde von diesen Gedichten nach Griechenland gedrungen. Einige wenige besassen auch schon einzelne Proben derselben. Lykurg traf nun aber bei den Nachkommen des Kreophylus den ganzen Schatz Homerischer Poesie, nahm alsbald Abschrift derselben — weiter bedeutet auch, wie Nitzsch auseinandergesetzt hat, das συνήγαγε nichts — und brachte ihn vollständig nach Griechenland. Welcher Quelle Plutarch im Leben Lykurgs gefolgt ist, lässt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen. Die Wahrscheinlickeit spricht für Phylarch. Endlich berichtet auch Aelian V. H. XIII, 14 — die letzte Hälfte der varia historia ist uns bekanntlich nur im Auszug erhalten —

1) Diese Worte sind offenbar verdorben. Düntzer die Homer. Fragen S. 60 vermuthet: Λ. ἐς Σάμον ἐτέλεσε, oder ἔπλευσε.

unter anderen auf die Geschichte der Homerischen Poesie bezüglichen Notizen: ὀψὲ δὲ Λυκοῦργος ὁ Λακεδαιμόνιος ἀθρόαν πρῶτος εἰς τὴν Ἑλλάδα ἐκόμισε τὴν Ὁμήρου ποίησιν· τὸ δὲ ἀγώγιμον τοῦτο ἐξ Ἰωνίας, ἡνίκα ἀπεδήμησεν, ἤγαγεν. Vor Lykurg nämlich wurden Homers Gedichte blos διῃρημένα gesungen, das heisst nach Aelians eigner Erklärung blos in einzelnen Rhapsodien. Das würde so ziemlich auf dasselbe hinauslaufen, wie das σποράδην τῆς ποιήσεως διαφερομένης bei Plutarch. Den Ausdruck ἀθρόαν hat man verschieden erklärt. Die einen *universam*, die anderen συνηγμένην εἰς ἓν σωμάτιον, Welcker Ep. Cykl. I S. 208 A. 350 — eine Fülle von Gesängen, der Ilias und Odyssee nämlich. Man würde sich keinen Augenblick besinnen, ihn von einem vollständigen Exemplar der Ilias und Odyssee zu verstehen, wenn nicht Aelian fortführe: ὕστερον δὲ Πεισίστρατος συναγαγὼν ἀπέφηνε τὴν Ἰλιάδα καὶ Ὀδύσσειαν. Mag er sich nun bei dem ἀθρόαν gedacht haben, was er will, offenbar hat auch ihm die Notiz vorgelegen, dass zuerst Lykurg die Homerische Poesie und zwar durch Abschriften nach Griechenland gebracht hat.

Hält man nun eine ursprünglich schriftliche Abfassung der Homerischen Gedichte nicht blos für möglich, sondern für höchst wahrscheinlich, so hat man auch nicht den geringsten Grund, die Richtigkeit dieser unzweifelhaft aus guter voralexandrinischer Tradition stammenden Angabe, dass Lykurg zuerst einen vollständigen Homer nach Griechenland gebracht habe, zu bezweifeln. Auch wird man das, was Plutarch von der ἀμαυρὰ δόξα erzählt, durchaus glaublich finden. Die Nachricht des Max. Tyr. or. 23, 5 dass Sparta erst spät Rhapsoden zu Gesicht bekommen habe, spricht auch abgesehen von der unbestimmten Dehnbarkeit dieses 'erst spät' nicht im mindesten dagegen. Exemplare des Homer waren wohl schon längst in Griechenland vorhanden, ehe Rhapsoden daselbst auftraten. Der bei Heraklides und Plutarch genannte Kreophylus aber galt nach alter Ueberlieferung, die schon dem Plato bekannt war, für einen Freund und Verwandten und zwar Schwiegersohn des Homer, für den Begleiter auf seinen Reisen und für den Verfasser des cyklischen Gedichts Οἰχαλίας ἅλωσις, wobei man freilich wissen wollte, dass es ihm Homer als Aus-

steuer seiner Tochter zugleich mit der Erlaubniss geschenkt habe, ihm seinen eignen Namen vorzusetzen[1]). Als seine Heimath wurde nächst Samos auch Ios und Chios genannt. Ein Nachkomme des Kreophylus auf Samos war Hermodamas, ein Lehrer und Freund des Pythagoras[2]). Diesen Kreophylus nun zum Stammvater einer Homerischen Rhapsodenschule auf Samos zu machen, und seine Nachkommen für ein Rhapsodengeschlecht zu halten, wie dies Wolf p. CXXXIX gethan hat, sind wir durch gar nichts berechtigt. Davon dass Hermodamas ein Rhapsode gewesen sei, wissen die Quellen, die von ihm berichten, auch rein gar nichts. Welckers Auffassung aber des Namens Kreophylus als 'Bratenfreund', zur Bezeichnung eines Sängers bei Mahlzeiten, ist nichts als eine wunderliche, eines so grossen Gelehrten unwürdige Spielerei. Man wird ihn wohl als epischen Dichter, als Verfasser von Οἰχαλίας ἅλωσις, und als in engster Beziehung zur Homerischen Poesie stehend, müssen gelten lassen.

Wie in den Prolegomenen so macht Wolf auch in den Vorlesungen S. 15 mit der Tradition über Lykurg wenig Umstände. „Man hat bei den Alten Nachrichten, Lykurgos habe zuerst die Homerischen Gesänge nach Griechenland gebracht, wie sie sagen durch Abschriften, da sich Plutarch und Andere keinen andern Weg vorstellen konnten. Aber in einem Zeitalter, wo nicht einmal Gesetze geschrieben, sondern gesungen wurden, wie Lykurgs Gesetze, welche nicht geschrieben waren, sondern abgesungen wurden, konnten auch Gesänge nur durch Sänger verbreitet werden. Er zog wahrscheinlich eine Anzahl Sänger nach Griechenland, welche aber nicht alles mitbrachten, da ein Theil der Odyssee erst um seine Zeit verfertigt ist. Sie brachten vorzüglich die Ilias, welche den Spartanern am meisten gefiel. Seither verbreitete sie sich auch im Peloponnes und bis Solon nur durch Gesang.“ Von seinen Voraussetzungen aus blieb für Wolf eben nichts übrig als dergleichen willkürliche Behauptungen an die Stelle der Tradition zu setzen.

---

1) Welcker S. 209 ff.

2) Diog. VIII, 2. Porphyr. v. Pyth. 1. Iambl. v. Pyth. 2. 9. Apulej. Florid. II, 15. hier heisst er *discipulus Creophyli.*

Dafür, dass uns die allgemeine Verbreitung der Homerischen Gedichte seit Beginn der Olympiaden durch die Geschichte der Griechischen Litteratur als Thatsache bestätigt wird, wird man einen besonderen Beweis kaum noch verlangen. Die Cypria des Stasinus um Ol. 30 erscheinen wie eine Einleitung zur Ilias. Sie sind im Ganzen mit Bezug auf die Ilias gedichtet und schmiegen sich ihr im einzelnen vielfach an, ja sie nehmen, wie dies Kirchhoff Quaestt. Homer. particula, Berol. 1845 gezeigt hat, auf mehrere Gesänge der Ilias in der uns jetzt vorliegenden Gestalt und Verbindung Bezug. Archilochus fr. 72 paraphrasirt einen Homervers aus Od. ξ 135. Bei Tyrtaeus fr. 10, 21—30 finden wir deutliche Bezugnahme auf Homer Il. Χ 71 ff. Ebenso ist fr. 11, 31—33 Nachahmung von Il. Ν, 131 ff. Alkman gab Paraphrasen von Il. Γ 39 und Od. Ζ 245. Dass er überhaupt allgemeine Bekanntschaft mit Ilias und Odyssee voraussetzen lässt, hat bereits Welcker bemerkt, Ep. Cykl. I S. 231. Hipponax fr. 85 giebt bekanntlich das erste Beispiel einer Parodie Homerischer Verse. Mit Recht bemerkt Nutzhorn die Entstehungsw. d. Hom. Ged. S. 57: „Die parodische Benutzung der Verse der Odyssee zeigt nicht nur, dass der Dichter sie selbst gekannt hat; die Wirkung der Parodie beruht zugleich darauf, dass die Zuhörer oder Leser die Benutzung merken und also im Original wohl bewandert sind“. Theognis endlich v. 1123 ff. giebt ganz deutlich den Hauptinhalt der Odyssee an. Für die Verbreitung der Homerischen Poesie durch den Schulunterricht können wir uns auf den von Herodian aufbewahrten Vers des Xenophanes berufen: ἐξ ἀρχῆς καθ' Ὅμηρον ἐπεὶ μεμαθήκασι πάντες. Und dass der γραμματοδιδάσκαλος Tyrtäus seinen Schülern die Homerische Poesie, die er in seinen eignen Poesien berücksichtigte, nicht wird vorenthalten haben, ist doch wohl anzunehmen. Dafür aber, dass die Citharödik ihren Stoff aus Homer nahm, genügt es auf Terpander und seine Kunstgenossen zu verweisen.

Wenden wir uns nun aber zur Kritik der Wolfschen Ansichten im einzelnen, so haben wir zunächst von den Spuren der Poesie im Homer selbst und den Homerischen Aöden zu sprechen. Wenn Heraklides Ponticus bei Plut. de mus. c. 3 unter den ältesten Citharöden nächst Amphion,

Linus, Anthes, Pierus, Philammon, Thamyris auch den Corcyräer Demodokus als Verfasser einer Ἰλίου πόρθησις und Ἀφροδίτης καὶ Ἡφαίστου γάμος, sowie den Ithakesier Phemios als Dichter eines νόστος τῶν ἀπὸ Τροίας μετ' Ἀγαμέμνονος ἀνακομισθέντων erwähnt, so lächeln wir darüber, als über einen verkehrten Pragmatismus. Und doch macht sich ein jeder eines derartigen Pragmatismus schuldig, der da ohne weiteres annimmt, man dürfe die Andeutungen der Ilias und Odyssee über Gesang und Musik als positive historische Zeugnisse über gewisse Zustände der ältesten Griechischen Litteratur auffassen, beispielsweise also die Homerischen Schilderungen von der geehrten Stellung der Aöden im heroischen Zeitalter als den realen Verhältnissen seiner eignen Zeit entsprechend betrachten, gleichsam selbstverständlich alles, was Homer von Gesang und Sangeskunst berichtet, auf epischen Gesang beziehen und demgemäss die von ihm erwähnten Aöden als Repräsentanten der ältesten epischen Dichtkunst, als Ahnherrn und Vorläufer wie des Homer selbst und der Homeriden, so der nachmaligen Rhapsoden betrachten. Das meiste in diesen Schilderungen gehört doch wohl der idealisirenden Phantasie des Dichters an, der das, was er wünschte, aber in seiner Zeit vielleicht nur spärlich fand, die allgemeine Ehre der Sänger und Dichter, in eine schönere Vergangenheit der Sage unter angemessnere Verhältnisse zurückverlegte. Die Alten hatten in dieser Hinsicht vielleicht richtig vermuthet, wenn sie sich den Homer und Hesiod nicht als geehrte Aöden, sondern als dürftige wenig anerkannte Rhapsoden herumziehend dachten[1]). Schon Welcker hat daher meiner Ansicht nach mit Recht bemerkt: „Uebrigens ist man nicht berechtigt den Stand der Sänger auch in den alten Zeiten des blühenden Epos sich durchgängig so glänzend wie in der dichterischen Schilderung der Odyssee zu denken. Schon in verschiedenen der Homerischen Gedichtchen, an die Kymäischen Neonteichier, in der Klage über Kyme und in dem an Poseidon, liegt dieselbe Ansicht, dass der Dichter als eine geringe Person von gastfreundlicher Freigebigkeit abgehängt habe, und in dem längeren an die Kymäer insbesondere, dass sie

1) Plat. rep. X p. 600.

ihm nicht überall zu Theil geworden sei"[1]). Noch wichtiger und zutreffender aber erscheint mir folgende Bemerkung K. Fr. Hermanns in den Vorlesungen über Culturgeschichte I S. 92: „Man ist namentlich dadurch so vielfach zu falschen Urtheilen über Homer verleitet worden, dass man ihn mit den improvisirenden Aöden seiner Heroenzeit verglich und als einen Naturdichter betrachtete. Daraus leitete man dann die Unmöglichkeit der Entstehung jenes grossen Ganzen von einem einzigen Menschen ab. Aber jene Aöden sangen nur immer das Neuste (Od. α 352), während die Homerischen Gedichte, die nur alte Zeiten besangen, ein ganz verändertes Bedürfniss verrathen. Jene schwanken noch zwischen Epos und Lyrik; den Homerischen Gedichten ist dagegen die reine Objectivität aufgeprägt und abgesehen von den Interpolationen, liegt sowohl der Verknüpfung im Ganzen als den Gleichnissen so ächter Dichtergeist zu Grunde, dass auch die zahlreichen Discrepanzen im einzelnen uns nicht an dem dichterischen Berufe und der grossen Persönlichkeit des Mannes irre machen dürfen, der in der Ilias zugleich die hervorragendsten Erinnerungen seines Stammes zur Einheit eines lebensvollen Gemäldes verschmolz und den Anstoss zur ähnlichen Behandlung aller übrigen Sagen des Griechischen Volks mit der vollen Freiheit der dichterischen Phantasie gab".

An eine Untersuchung über die Homerischen Aöden muss man vor allen Dingen mit klaren Begriffen herantreten, zwischen Sängern und Dichtern, wie nicht minder zwischen Gesang und Declamation oder Recitation unterscheiden und vor der misverständlichen Bezeichnung epischer Gesang auf der Hut sein. Wo man nun von Dichtern redet, da denkt man allemal zugleich an Gedichte mit. Gedichte bilden einen Bestandtheil der Litteratur eines Volkes. Ein Volk, das nicht schreiben kann, hat keine Gedichte und keine Dichter. Ποιηταί ohne ποίησις und ποιήματα sind undenkbar. Von dem Augenblicke an, wo wir bei den Griechen wirkliche Dichter nachweisen können, ist das Vorhandensein und die Verwendung der Schreibkunst zu litterarischen Zwecken einfach gegeben, mag sie sich nun,

1) Ep. Cykl. I S. 206.

abgesehen von den Dichtern selbst, sonst thatsächlich nachweisen lassen oder nicht. Ehe ein Volk aber zu einer Litteratur und zum Besitz von Dichtern sich erhebt, muss es eine gewisse Höhe der Cultur und des Wohlstandes erreicht haben. Vorher hat es blos Sänger. Wer da leugnet, dass die Homerischen Gedichte ursprünglich geschrieben seien, leugnet damit das Vorhandensein der Homerischen Gedichte als solcher in alter Zeit überhaupt, und consequenterweise das Vorhandensein eines Dichters Homer. Hält er dennoch an der Existenz eines Homer fest, so macht er diesen zum Sänger. Ungeschriebene Gedichte hat es nie gegeben. Wohl mag es Dichter geben, welche im Stande sind, ein kleineres Gedicht vollständig bis auf jede Silbe im Kopf zu entwerfen und längere Zeit mit sich herumzutragen: so lange sie es aber nicht aufgeschrieben haben, haben sie es einfach nicht gemacht. Dass aber ein Dichter im Stande sei, eine grössere Dichtung, also einen Cyklus von Liedern, ein längeres Epos, ein vollständiges Drama, lediglich im Kopfe zu entwerfen und in der einmal concipirten Form längere Zeit unwandelbar fest mit sich herumzutragen, muss ich als eine baare Unmöglichkeit bezeichnen, so lange man mir nicht den positiven Beweis für das Gegentheil liefert. Es widerspricht dies ganz einfach der Beschaffenheit des menschlichen Vorstellungsvermögens und der Natur des menschlichen Gedächtnisses, und dass in dieser Hinsicht der Unterschied der Jahrhunderte und der Culturverhältnisse einen Unterschied der menschlichen Leistungsfähigkeit ermögliche, lasse ich mir nicht einreden. Wenn Silvio Pellico von sich und seinem Leidensgenossen Maroncelli erzählt, und es figurirt dieses Beispiel in manchen Büchern über die Homerische Frage, dass sie in der Einsamkeit ihrer Kerkerhaft ganze Tragödien im Kopfe entworfen hätten, so ist es mir noch sehr fraglich, ob dies im buchstäblichen Sinne der Worte zu verstehen ist, und ob hierbei nicht eine subjective Täuschung der betreffenden Dichter mit unterläuft. Aber auch die Richtigkeit der Thatsache zugegeben, so ist sie unter so eigenthümlichen Verhältnissen zu Stande gekommen, dass sie als vereinzelter Fall keine Instanz gegen die oben ausgesprochene Behauptung abgeben kann. Auch ist nicht zu übersehen, dass beide vor ihrer Kerkerhaft schon Ge-

dichte gemacht, d. h. schriftlich aufgesetzt und veröffentlicht hatten.

Die Dichtung zerfällt in verschiedene Arten und Gattungen. Dasjenige dagegen, was Sänger zum besten geben, mag individuell und durch seine Bedingtheit nach Zeit und Ort noch so verschieden sein, aber es hat keine festen Art- noch Gattungsunterschiede. Hier ist noch alles im Fluss. Wenn die Sänger nicht blos singen, sondern auch schon sagen, so liegen allerdings in ihren Leistungen Artunterschiede im Keime vor, aber auch so ist der Charakter ihrer Leistungen durchgängig derselbe, nämlich Improvisation, oder reproducirte Improvisation, bei welcher Lyrik und Epik unterschiedslos durcheinandergehen. Will man trotzdem derartige Improvisation mit der wirklichen Dichtung parallelisiren, so gleicht sie der lyrischen Dichtung. Epische und dramatische Improvisatoren giebt es bekanntlich nicht, und dieser Umstand ist im Wesen der dichterischen Production tief begründet. Oder richtiger gesagt, unter allen Arten der Poesie steht die lyrische der Entwicklungsvorstufe der Poesie noch am nächsten. Sie behält den Gesang bei. Erst mittelst der musikalischen Composition kommt sie zu ihrer vollendeten Wirkung. Lyrische Gedichte wollen eigentlich gesungen sein. Um aber sangbar zu sein, oder wenigstens sangbar zu erscheinen, muss die lyrische Poesie in ihrer Form sich strophischer Gliederung bedienen, oder wenigstens in kleine, leicht übersehbare Versgruppen zerfallen. Gesang ist ohne Liedform undenkbar. Nun können die Strophen, Systeme oder Versgruppen, wie wohl immer bei der Nomenpoesie, monokolisch sein, aber Gedichte, die keine Liedform haben, die also κατὰ cτίχον in beliebiger Ausdehnung aneinandergereiht sind, können überhaupt nicht gesungen werden. Epischen Gesang giebt es der Natur der Sache nach nicht, sondern blos lyrischen Gesang, letzterer kann aber innerhalb seiner Gliederung sich des epischen Versmasses bedienen, und kann epischen Stoff, also Götter- und Heldensage behandeln.

Wenden wir uns nun nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu Homer, so gilt dieser in der Griechischen Tradition, von rein mythischen Gestalten abgesehen, für den ersten und ältesten Dichter. Er selbst unterstützt die

Richtigkeit dieser Tradition dadurch, dass er in Ilias und Odyssee keine Dichter, sondern blos Sänger erwähnt. Die Griechen der Heroischen Zeit, die er schildert, singen und spielen, aber sie haben keine Dichtkunst. In der Ilias werden Volks- und Cultuslieder erwähnt. Bei der Schilderung der Weinlese, C 566 ff., spielt ein Knabe mitten unter den Jungfrauen und Jünglingen, welche in geflochtenen Körben die süsse Frucht herbeibringen, eine liebliche Weise auf der Cither und singt dazu ein schönes Linoslied, zu welchem die anderen tanzen und mit einer Art Refrain einfallen. Bei einer Hochzeit wird ein Hochzeitslied gesungen, ib. 493 ff. Achill vertreibt sich I 186 in seinem Zelte die Zeit mit Citherspiel und Gesang. Er singt κλέα ἀνδρῶν, den Ruhm der Helden. Beim Mahle der Götter A 603 ertönt die Phorminx in den Händen des Apollo und die Musen singen dazu abwechselnd mit schöner Stimme. „Beim Göttermahl," sagt Welcker Ep. Cykl. I S. 318, „ist der Tafelgesang erwähnt, der epische natürlich, dessen Stoff für Götter Theogonie oder etwa Geburten und Hochzeiten der Götter sein würden." Aber warum soll es nicht viel natürlicher sein, sich auf den Lippen der Musen Hymnen oder Päane zu denken? Und was soll man sich unter einem epischen Tafelgesang wohl eigentlich vorstellen? Auch die Trojaner kennen Gesang und Spiel. Alexandros zeichnet sich aus durch das Spiel der κίθαρις. Er mag zu ihren Tönen wohl Liebeslieder gesungen haben. Als Hektors Leiche auf dem Todtenbett ausgestellt ist, lässt man Sänger herantreten als ἔξαρχοι θρήνων. Sie stimmen ihren klagenden Trauergesang an und dazu wehklagen die anwesenden Frauen. Andromache, Hekuba und Helena ergehen sich jede in einer rührenden Anrede an den theuren Todten. Nach jeder Anrede seufzen und klagen die Anwesenden, nach der letzten das ganze Volk, das man sich den Palast umringend zu denken hat. Wie meisterhaft ist hier von dem Dichter die Form der Ethopöie gehandhabt. Welcker freilich, der auch hier gern epischen Gesang haben möchte, sagt: „Die Aöden aber, welche bei Hectors Todtenfeier bestellt sind, singen zwar Klagelieder (ω 720), aber auch die Frauen nach ihnen, und deren Klagen schliessen sich ganz an die Art der κλέα ἀνδρῶν an." Die letztere Bemerkung

ist sonderbar. Kein Mensch kennt die Art der κλέα ἀνδρῶν, Niemand also vermag zu sagen, ob sich die Klagen der Frauen ganz oder nur theilweis an sie anschliessen. Uebrigens steht kein Wort im Homer davon, dass die Frauen gesungen hätten. Sie reden laut den Todten an, sie sprechen weinend, wie der Dichter ausdrücklich dreimal bemerkt, sie beginnen die Klage, aber ist das gesungen? Sie preisen natürlich die Tugenden, den Adel und die Liebenswürdigkeit des Entschlafenen, der vor ihnen liegt, Gattin, Mutter, Schwägerin, jede von ihrem Standpunkt aus verschieden, aber das sollen κλέα ἀνδρῶν sein, ganz in der Art der κλέα ἀνδρῶν, wie sie Achill in seinem Zelte singt, nicht spricht? Man hat vermuthet, dass die bestellten Aöden, welche bei der Klagefeier des Hektor in Liedern mit den Verwandten abwechseln, auf Schulen oder Vereine deuten, wozu sie gehörten[1]), und Welcker nennt diese Vermuthung sehr annehmlich. Mir erscheint sie jedoch völlig aus der Luft gegriffen. Dass die bestellten Aöden bei der Klagefeier mit den Verwandten in Liedern abwechseln, ist einfach nicht der Fall. Immerhin ist das, was Homer an dieser Stelle giebt, mehr oder weniger ein Threnos auf Hektor, wohl möglich daher, dass eine gewisse symmetrische Gruppirung der Verse nach Analogie threnodischer Nomenpoesie, die man neuerdings in dieser Stelle gefunden hat, eine vom Dichter beabsichtigte war[2]). Für das Wesen der von ihm geschilderten Aöden ist dies gleichgültig. Der Schiffskatalog endlich B 595 erwähnt den Thracischen Sänger Thamyris, der auf der Rückkehr vom König Eurytus aus Oechalia sich bei Dorion vermessen in einen Wettstreit mit den Musen einlassen will, aber zur Strafe von ihnen gelähmt wird, so dass er die Gabe des Gesangs verliert und die Kunst des Kitharspiels verlernt.

Die Odyssee schildert uns eine Welt des Friedens. Hier treten daher Gesang und Sänger mehr in den Vordergrund als in der Ilias. Hier finden wir nun schon Sänger von

---

1) Jacobs in der Allgem. Encyklop. Art. Aöden.

2) Auf die strophische Gliederung dieser Stelle machte zuerst Westphal aufmerksam Verhandl. der Bresl. Philologenvers. S. 53 f., dann Leutsch im Philol. XII S. 33 ff. Koechly in der Gratulationsschrift für Welcker 1859. Neuerdings Peppmüller.

Beruf. Wie die Wahrsager, Aerzte, Baumeister und Herolde gelten sie als δημιοεργοί, d. h. also als Leute, deren Thätigkeit nicht blos ihnen selbst, sondern dem Gemeinwesen zu gute kömmt, und die in Ermangelung einheimischer Kräfte wohl auch aus der Ferne berufen werden (ρ 382). Aber es sind hochgeehrte Leute, denen man überall mit Zuvorkommenheit begegnet. Wohl möglich daher, dass der Name des Demodokus zur Bezeichnung dieses Umstandes vom Dichter absichtlich gebildet ist, als der vom Volke aufgenommene, ein wahrer λαοῖcι τετιμένοc[1]). Einem solchen Sänger vertraut Agamemnon die Obhut seiner Gemalin an, γ 267. Zwei Sänger lernen wir genauer kennen. Gleich im ersten Buch bei den Freiern in Ithaka singt Phemius, nicht freiwillig, sondern gezwungen. Spiel und Tanz gilt wie allgemein so auch den Freiern als Würze oder Zugabe des Mahles (α 152). Nachdem sie sich daher an Speise und Trank gesättigt, händigt der Herold dem Sänger die schöne Kitharis ein, und dieser hebt an auf ihr spielend schön zu singen — ἤτοι ὁ φορμίζων ἀνεβάλλετο καλὸν ἀείδειν. Er singt nun den schweigend zuhörenden Freiern die verderbliche Rückkehr der Achäer von Troja, welche Pallas Athene über sie verhängt hat. Da erscheint Penelope und verbittet sich diesen traurigen Gesang, der ihr immer das Herz in der Brust bedrängt, nämlich so lange er dauert, weil sie fortwährend durch ihn an ihren theuren Gatten erinnert wird. Möglicherweise hatte auch Phemius diesen Gesang schon öfter vorgetragen, obgleich dies der Dichter nicht sagt. Dass aber Phemius immer nur diesen Gesang gesungen habe, weil er den Freiern der liebste gewesen, wie Welcker S. 322 behauptet, lässt sich vollends aus den Worten des Dichters nicht entnehmen, ja es steht mit denselben in Widerspruch. Phemius war von den Freiern zu ihren Gelagen herbeigeholt worden; hätte er nun immer das eine Lied gesungen, wie konnte da Penelope sagen: Φήμιε, πολλὰ γὰρ ἄλλα βροτῶν θελκτήρια ᾔδηc, ἔργ' ἀνδρῶν τε θεῶν τε, τά τε κλείουcιν ἀοιδοί. Und ein Sänger, der der übermüthigen Freiergesellschaft Jahre lang, womöglich täglich, denselben Gesang singt, welch' unpoetische Vorstellung! Und

1) Welcker Ep. Cykl. I S. 324.

dass unter der ἱμερόεσσα ἀοιδή, bei welcher getanzt wird (v. 421) wiederum Gesang des Phemius ist, dürfte doch kaum zu bezweifeln sein. Penelope also verbittet sich diesen Gesang. Du wusstest ja bisher noch andres, was die Sterblichen bezaubert, so redet sie ihn an, Thaten der Menschen und Götter, wie sie die Sänger singen, singe ihnen davon etwas vor. Doch Telemach nimmt sich des gescholtenen Sängers an. Man dürfe einem von allen geschätzten Sänger nicht wehren, zu erfreuen, wie ihn der Geist antreibt. Die Sänger sind ja nicht Schuld daran (nicht an dem Unglück, welches sie besingen, sondern an der Wahl des Gegenstandes), sondern Zeus ist wohl daran Schuld, welcher den Menschen giebt, einem jeden, wie er will. So kann man es auch dem Phemius nicht verargen, dass er das traurige Geschick der Danaer besingt, denn auf den Gesang hören ja die Menschen mehr als auf jeden andern, welcher den Zuhörern als der neuste entgegentritt. Danach erscheint hier der Sänger als der kundige Bote und berufene Interpret der neusten Begebenheiten, ein Zug der, wie Hermann an der angeführten Stelle bemerkt hat, ihn vom epischen Dichter, der in eine vergangene Sagenwelt zurückgreift, und die Gegenwart nicht berührt, aufs bestimmteste unterscheidet.

Zum zweitenmale treffen wir diesen Phemius an beim Freiermord in Rhapsodie χ. Hier fleht er unter Anbietung seiner weiteren Dienste den Odysseus um Schonung an. Er will vor ihm singen wie vor einem Gotte. Nochmals erfahren wir, und Telemach wird dafür zum Zeugen aufgerufen, dass er nicht freiwillig in das Haus des Odysseus gekommen ist, nicht in der Absicht, zu seinem Gewinn den Freiern beim Mahle zu singen, sondern dass sie ihn gewaltsam hierhergeführt haben. Dem Odysseus aber, sagt er, möchte es nachmals Kummer bereiten, einen Sänger getödtet zu haben, welcher Göttern und Menschen singt. Das erstere doch wohl bei Opferfestlichkeiten. Er sei αὐτοδίδακτος, ein Gott habe ihm allerlei Lieder eingepflanzt. Wenn sich hier Phemius als αὐτοδίδακτος bezeichnet, so kann er damit auf das innerliche der ihm zu Theil gewordenen Gesangesgabe hinweisen, auf die göttliche Begeisterung als ihre alleinige Quelle. Man kann hier an Themistius or. III, 81 denken,

welcher den Hesiod ὦ θαυμάσιε καὶ αὐτοδίδακτε ποιητά anredet. Damit würde Phemius eben nur die eigenthümliche Würde der Sänger bezeichnen, die allesammt αὐτοδίδακτοι sind, während andere Berufsarten, wie die der Aerzte oder Seher, erlernt werden müssen. Er kann sich aber damit auch in Gegensatz zu andern Sängern stellen, welche ihre Gesänge vielleicht als Begleiter und Gehülfen eines Meisters von andern gelernt hatten, und keine eignen Productionen zum besten gaben. Manche haben denn nun wohl auch geglaubt, aus diesem αὐτοδίδακτος auf das Vorhandensein von Sängerschulen im heroischen Zeitalter schliessen zu dürfen. Doch erscheint ein solcher Schluss sehr gewagt. Wer den Gesang von einem andern gelernt hat, braucht ihn noch nicht in einer Schule erlernt zu haben. So ist es auch durchaus verfehlt aus dem Ausdruck φῦλον ἀοιδῶν in θ 481 auf einen besonderen Sängerstand zu schliessen[1]). Die Lieder aber, die der Gott ihm eingepflanzt hat, nennt Phemius οἶμας. Das soll wohl heissen Liedergänge, Liedercyklen.

Die Verse δ 18 ff., in welchen der Sänger mit der Phorminx beim Mahle des Menelaus erwähnt wird, scheinen interpolirt zu sein, und mögen auf sich beruhen. So ist also der zweite Sänger, den wir in der Odyssee antreffen, der blinde Demodokus auf der Insel der Phäaken. Die Phäaken sind ja überhaupt ein kunst- und prachtliebendes Volk, vortreffliche Tänzer, sie haben ihre Freude an schönen Kleidern und Gelagen, warmen Bädern und dem Umgang mit Frauen, nicht minder an Kitharspiel und Gesang. So lässt denn auch Alkinous gleich zu Anfang zur Erheiterung des werthen Gastes den göttlichen Sänger Demodokus holen, welchem ein Gott in reichem Masse Gesang verliehen, zu ergötzen, je nachdem der Gott ihn zu singen antreibt. Ein Herold holt den Sänger. Er erhält seinen Platz in der Halle des Königs mitten unter den Schmausenden, auf silberbeschlagenem Stuhle, an eine hohe Säule gelehnt. Nachdem er mit den andern gespeist, treibt ihn die Muse, den Ruhm der Männer zu singen aus einem Lied, dessen Ruhm damals bis zum weiten Himmel reichte — ἀειδέμεναι κλέα ἀνδρῶν οἴμης τῆς τότ' ἄρα κλέος οὐρανὸν εὐρὺν ἵκανε — den Zwist

1) S. **Nutzhorn** Entstehungsw S. 94.

des Odysseus und des Peliden Achilleus. Der Sänger singt sein Lied in einzelnen Abtheilungen, die durch Pausen von einander getrennt waren, zur Fortsetzung von den Edelsten der Phäaken aufgemuntert. Es war eben kein rhapsodischer Vortrag, den er zum besten gab, sondern wirklicher Gesang. Davon, dass die verschiedenen Abtheilungen etwas andres als den besagten Zwist behandelt hätten, davon findet sich im Homer auch nicht die leiseste Andeutung. Des Demodokus Lied kann gar nicht sehr lang gewesen sein, weil sonst das wiederholte weinen des Odysseus während jedes Abschnittes, und das aufhören desselben gleichzeitig mit dem jedesmaligen aufhören des Gesanges ins komische umschlagen würde. Alkinous allein, der in seiner Nähe sitzt, merkt den Schmerz, mit welchem der Fremde während des Gesanges zu kämpfen hat — und so führt er seine Gäste nach aufgehobener Tafel ins Freie, um dem Fremdling die Kampfspiele seiner Phäaken vorzuführen. Auch hierhin begleitet der Sänger die Gesellschaft. In den Kampfspielen zeigt sich auch Odysseus bewandert, und so sollen denn die Phäaken ihm ihre Hauptgeschicklichkeit im künstlichen Tanz entfalten. Der Herold muss dem Sänger die Cither aus dem Palaste holen. Nachdem der Tanzplatz zugerichtet ist, tritt Demodokus mit der Phorminx in die Mitte und alsbald beginnen die Phäakenjünglinge ihren kunstvollen Tanz. Während desselben spielt Demodokus und singt das Lied von Ares und Aphrodite. Dass wir uns den Chortanz während des Demodokus Gesang fortdauernd zu denken haben, wird dadurch wahrscheinlich, dass nach beendigtem Gesange zwei Jünglinge mit Einzelproductionen auftreten. Aber mit Bestimmtheit geht es aus den Worten des Dichters nicht hervor.

Später geht der Sänger mit den Gästen in den Palast des Alkinous zurück. Wie zuvor, erhält er auch jetzt beim Mahle seinen Platz mitten unter den Schmausenden an einer hohen Säule. Odysseus lässt ihm durch den Herold ein besonders schönes Stück Fleisch reichen, das er selbst abgeschnitten hat, um ihm seine Aufmerksamkeit zu beweisen, denn den Sängern wird bei allen Menschen Ehre und Huldigung erwiesen, weil die Muse sie οἴμας gelehrt hat und das Geschlecht der Sänger (φῦλον ἀοιδῶν) liebt. Nach beendeter Mahlzeit redet ihn Odysseus an. Er preist den

Demodokus, möge ihn nun die Muse, oder Apollo gelehrt haben, wegen der schönen Kunst, mit welcher er das Geschick der Achäer zu singen im Stande sei, möge er nun selbst dabei zugegen gewesen sein, oder es von einem andern gehört haben. So soll er denn zu einer andern Partie übergehen — ἀλλ' ἄγε δὴ μεταβῆθι — und die Geschichte vom Bau des hölzernen Rosses singen. Wenn er ihm das nach Wunsch singe, dann wolle er ihn preisen bei allen Menschen, dass ihm ein freundlicher Gott trefflichen Gesang verliehen. Das thut denn auch Demodokus von der Gottheit angetrieben, indem er davon ausging, dass die Achäer, nachdem sie ihre Zelte verbrannt, bereits abgefahren waren u. s. w. Hier sehen wir deutlich, dass dem Improvisator ein Thema gestellt wird aus einem Gebiete, dessen Stoff man bei ihm voraussetzen kann, und der Sänger trägt dann der an ihn ergangenen Aufforderung Folge leistend, nachdem er sich den Stoff zurechtgelegt (ihn mit einer Einleitung versehen hat — ἔνθεν ἑλών κτλ.) seinen Gesang vor.

Liest man die Schilderungen, welche Homer von Phemius oder Demodokus giebt, aufmerksam durch, und vergleicht man sie mit dem, was sich sonst über Sänger und Sangeskunst aus ihm beibringen lässt, so gewinnt man ganz von selbst den Eindruck, dass die Aöden der Heroischen Zeit nach der Meinung des Dichters lyrische Improvisatoren gewesen sind, welche ihre Lieder je nach Ort und Bedürfniss der Hörer einzurichten wussten, auch wohl einrichten mussten (man denke an die Threnen der in Troja bestellten Aöden), im Kreise der Fürsten aber ihren Stoff wohl meist aus der Göttersage und nicht Heldensage, sondern Heldengeschichte nahmen, denn es sind ja ganz neue Begebenheiten, welche Phemius und Demodokus ihren Zuhörern auf diesem Gebiete vortragen. Den Gesang dieser Aöden als einen durchaus epischen zu bezeichnen, wie dies vielfach geschehen ist, verbietet sich von selbst. Allerdings behandeln Phemius und Demodokus epische Stoffe. Ueber die Form aber, in der sie dies thun, wird uns eigentlich nichts gesagt. Dass ihr Vortrag mehr Declamation, mit entschiedenem Zurücktreten der Begleitung als wirklicher Gesang gewesen sei, geht mit Bestimmtheit aus Homers Worten nicht hervor. Wenn man sich nicht gewaltsam in den Kopf

setzt, dass ihr Gesang wie dem Inhalte, so auch der Form nach durchaus epischer Art gewesen sei, so lässt sich gegen die Annahme eines durchweg musikalischen Vortrags, also wirklichen Gesanges, aus den Worten des Dichters gar nichts einwenden. Haben die Sänger freilich, wie man wohl behauptet hat, einzelne Abenteuer und Theile damals schon vorhandener grösserer epischer Gedichte vorgetragen, und wird das Wort οἴμη in diesem Sinne verstanden, als ein Complex einzelner κλέα ἀνδρῶν, unter denen man sich etwa kleinere Rhapsodien vorzustellen hätte, dann muss man natürlich auf wirklichen Gesang verzichten und in den Aöden schon mehr oder weniger Rhapsoden, wenn auch vor der Hand nur ihrer eignen Dichtungen erblicken. Aber wo nimmt man die Berechtigung, geschweige denn die Nöthigung zu derartigen Annahmen her? Wie passt es, dass zu einem solchen Vortrage getanzt wird? Und warum soll οἴμη, was doch nichts weiter als Weg, Gang, also in übertragenem Sinne der Gang einer Erzählung, einer Begebenheit ist, nicht einfach den Umkreis des dichterischen Stoffes bezeichnen können, dessen sich der Aöde zu seinen einzelnen Leistungen bedient?

Bildet man sich nun vollends ein, die κλέα ἀνδρῶν seien hexametrische Einzellieder, etwa im vermeintlichen Sinne Lachmanns gewesen, so kann natürlich von Gesang keine Rede sein. Denn hexametrische Dichtungen lassen sich schlechterdings nicht singen, sie müssten denn nach Systemen, Strophen oder sonst einer Gliederung componirt sein, etwa so, wie mehrere Hymnen des Kallimachus, von denen man neuerdings, wie ich glaube mit grosser Wahrscheinlichkeit gezeigt hat, dass sie hexametrische Nomenpoesie sind. Solche Gedichte sind allerdings für musikalische Composition und Gesangsvortrag geeignet. Hexametrische Gedichte aber an sich, d. h. einfach stichisch componirte Rhapsodien, lassen sich nicht singen und nicht componiren.

Es ist merkwürdig, aber meines Erachtens nach nichts weniger als zufällig, dass die Frage nach der Form jener Aödenpoesie schon die Alten beschäftigt hat. Bestimmtes konnten sie natürlich darüber so wenig wissen als wir. Aber es ist bezeichnend, dass sachkundige Forscher sich die Form derselben eben nicht als die hexametrische dachten, wie

denn auch das Alterthum sich den Homer nie als einen Aöden, sondern immer nur als einen Rhapsoden, und zwar im uneigentlichen Sinne, d. h. als einen Vortrager ohne musikalische Begleitung nicht fremder, sondern seiner eignen Gedichte vorgestellt hat. „Man darf nicht glauben," sagt Heraklides Ponticus bei Plut. de mus. c. 3, „dass der Text in den Gedichten der vorgenannten — zu ihnen gehören ihm auch Phemius und Demodokus — prosaisch, ohne Metrum gewesen sei, sondern er war wie bei Stesichorus und den alten Melikern, οἱ ποιοῦντες ἔπη τούτοις μέλη περιετίθεσαν." Diese Worte können aber nicht heissen, welche Hexameter (hexametrische Gedichte κατὰ στίχον) machten und diese in Musik setzten. Denn dergleichen ist erstens weder dem Stesichorus, noch einem andern Meliker jemals eingefallen. Auch passt es zweitens nicht in den Zusammenhang der Stelle. Denn Heraklides will ja blos die sprachliche Form der Gedichte, ihre λέξις, nicht ihr μέλος bestimmen. In Musik gesetzte Hexameter schlechthin würden doch aber immer nur Hexameter sein, hinsichtlich der λέξις in nichts von den Homerischen oder sonstigen Hexametern verschieden. Wollte also Heraklides sagen, die sprachliche oder metrische Form jener Aöden sei die des späteren Epos, also die hexametrische κατὰ στίχον gewesen, so war es lächerlich sich auf Stesichorus und die alten Meliker zu berufen, statt einfach Homer zu nennen. Offenbar wollte er sagen, sie sei weder prosaisch, noch hexametrisch κατὰ στίχον gewesen, sondern melisch in der sprachlichen Form der Melik, welche sich wie im Stoffe, so im Gebrauch des daktylischen Rhythmus, auch wohl des Hexameters in monokolischen polystichen Systemen oder Gruppen später an Homer und das sonstige Epos anlehnten, wie ja das eben bei Stesichorus nachweislich der Fall gewesen ist. Homer und Hesiod, sowie die Cykliker, haben in der Geschichte der Griechischen Musik gar keinen Platz. Wohl aber wie Archilochus und Terpander, auch die Homerischen Aöden, weil man sie für Sänger, also für Vorläufer der Meliker und Citharöden, aber nicht der Epiker und Rhapsoden hielt.

Diese Ansicht des Heraklides mit positiven Thatsachen als irrig zu erweisen, sind wir natürlich völlig ausser Stande.

Dass sie eine grosse innere Wahrscheinlichkeit für sich hat, wird man nach dem gesagten kaum bestreiten können. Welcker freilich [1]) ist auch hier mit einem Verwerfungsurtheil gleich bei der Hand. „Dass hier Heraklides Ponticus von Phemios und Demodokus sagt, dass sie, wie Stesichorus zu seinen eignen und Terpandros zu den Homerischen Versen Melodien gesetzt hätten, verdient, so weit es jene betrifft, nicht die geringste Aufmerksamkeit.“ Nun das, was Welcker ihn sagen lässt, sagt Heraklides allerdings nicht. Wo bliebe aber, wenn Heraklides mit dem, was er wirklich sagt, Recht hätte, Welcker mit seinem cyklisch-homerischen Epos und Kunsttrieb? Dafür legt er ein grosses Gewicht darauf, dass im Platonischen Ion p. 533 B Phemius ohne weiteres als Ithakesischer Rhapsode bezeichnet wird, im Unterschied von Olympus, Thamyris und Orpheus. Einen Homerischen Aöden aber als Rhapsoden zu bezeichnen, ist falsch, und wenn es Plato wirklich gethan hat, so hat er geirrt. Auf die Stelle des Platonischen Ion ist übrigens so wenig ein besonderes Gewicht zu legen, als etwa auf eine gelegentliche Aeusserung des Theopomp bei Athen. XII p. 531 A, wenn er sagt, dass die Homerischen Phäaken ihre Tage mit Festen, Trinken und dem Anhören von Citharöden und Rhapsoden zubringen. Demodokus ist in der That weder Citharöd noch Rhapsod, doch hat seine Thätigkeit Aehnlichkeit mit beiden, daher Theopomp nicht mit Unrecht beide Ausdrücke auf ihn übertrug. Von einem wirklich rhapsodischen Vortrag, d. h. einem Vortrag ohne Phorminx, das muss Welcker S. 335 selbst zugeben, ist im Homer keine Spur. Nichtsdestoweniger sind ihm Phemius und Demodokus schon bestimmte Homere, d. h. Zusammenfüger. Denn dass Demodokus das am Morgen begonnene Gedicht am Abend zu Ende führt, während diese Gesänge nach Homer nichts weiter mit einander gemein haben, als dass sie beide den οἶτος der Achäer behandeln, steht für Welcker fest. Der eine ist ihm ein Nostendichter, der andere der Dichter einer bekannten Ἰλίου πέρσις — ja das berühmte Haupt der Homeriden auf Chios!

Die Welckersche Behauptung, dass in den Gesängen

1) Ep. Cykl. I S. 333.

des Demodokus sichere Spuren einer grossen einheitlichen Epopöie vorhanden sind, deren Grundlosigkeit, sollte man meinen jedem, der das achte Buch der Odyssee aufmerksam durchliest, von selbst einleuchten müsste, ist nun wunderbarerweise von Bäumlein und Nitzsch wiederholt worden. Ersterer schreibt in einem Aufsatz in Jahns Jahrb. 1857 S. 37: „Wir haben im achten Gesang der Odyssee v. 74 ff. 492 den Entwurf eines grösseren, einheitlichen Epos. Demodokus wird aufgefordert, von der οἴμη, deren Ruhm damals den weiten Himmel erreichte, einen Theil, νεῖκος Ὀδυσσῆος καὶ Πηλείδεω Ἀχιλῆος zu singen. Dieser beim Opfermahl entstandene heftige Streit ist natürlich der um den Vorzug der Klugheit oder der Tapferkeit; ein Sujet, das in anderer Weise in dem Streit um die Waffen des Achilleus ausgeführt ward. Jener Streit erscheint aber (vgl. 77—82) als ein Wendepunkt mitten im Kriege, als der Punkt, von dem aus eine glücklichere Entscheidung (v. 81) herbeigeführt ward. In weiterer Verfolgung dieses Anfangs schildert Demodokus οἶτον Ἀχαιῶν, 489. Ein andrer Theil derselben οἴμη, die nicht vollständig vorgetragen werden sollte, ist 492 ἵππου κόσμος δουρατέου, welcher die vornehmlich auf Odysseus zurückzuführende Zerstörung der Stadt in sich begriff. Wir haben auch hier nicht eine nach der Ordnung der Geschichte an einander gereihte Mehrheit von Liedern, sondern ein ideelles, vom Dichter gewähltes Motiv, von welchem aus die Handlung des Epos beginnt, und indem die weitere Entwicklung in dem lebendig sich bethätigenden Wetteifer der Klugheit und der Tapferkeit gelegen haben wird, findet der Entwurf des Epos seinen natürlichen Schluss in dem Siege der ersteren."

Das sind nun aber doch höchst kühne Phantasien. Im achten Gesang haben wir mit nichten den Entwurf eines grösseren, einheitlichen Epos, sondern die Relation des Dichters über mehrere angeblich von Demodokus vorgetragene Gesänge. Diese Gesänge stehen in gar keinem Zusammenhang untereinander, wenigstens behandelt der mittlere ein ganz heterogenes Sagengebiet. Demodokus wird nicht aufgefordert von der οἴμη zu singen, sondern er singt freiwillig, aus eignem Antrieb. Davon, dass der νεῖκος ein Theil der οἴμη und nicht vielmehr in seiner detaillirten Ausführung,

die der Dichter nach seinen Andeutungen dem Leser sich zu denken überlässt, diese selbst gewesen sei, steht im Homer nichts bestimmtes. Man kann auch ganz gut die Sache sich so vorstellen, dass das, was Demodokus singt, nicht der ganze νεῖκος, sondern nur ein Stück daraus gewesen sei. Dass aber Demodokus in weiterer Verfolgung dieses Anfangs den οἶτος Ἀχαιῶν singe, ist wieder falsch. Odysseus fordert ihn nach längerer Pause, während welcher er geschwiegen hatte, auf, etwas neues zu singen, wozu er ihm das Thema stellt. Dazu aber hält er sich für berechtigt, weil er aus dem ersten Gesange des Demodokus entnommen hat, dass er im Stande ist den οἶτος Ἀχαιῶν, d. h. ὅςς' ἔρξαν τ' ἔπαθόν τε schön zu singen, dass er also mit dem Stoff im allgemeinen vertraut ist. Zu diesem οἶτος Ἀχαιῶν — davon aber, dass dies etwa die Bezeichnung der ganzen οἴμη sei, steht wieder nicht das mindeste da — gehört aber auch die Geschichte vom hölzernen Ross, die Odysseus hören will. Wäre also der οἶτος Ἀχαιῶν die Bezeichnung eines von Demodokus vorgetragenen Gesanges, so könnte es nur der νεῖκος sein, denn ausser diesem und der Geschichte von Ares und Aphrodite hat Demodokus nichts gesungen. In dem aber, was als Inhalt von Demodokus letztem Gesange angegeben wird, der offenbar als selbständiges Ganzes gedacht werden soll, findet sich nicht die mindeste Anknüpfung an oder Anspielung auf den νεῖκος. Und nun denke man sich einmal dieses einheitliche Epos, welches den Vorrang der Klugheit vor der Tapferkeit als einheitliche Idee an einem dem Troischen Sagenkreise entnommenen Stoffe durchführt. Wie viel Ereignisse liegen nicht in der Sage allein zwischen dem Tode des Achill und der Erbauung des hölzernen Rosses dazwischen! Alles das müsste doch nothwendig in diesem Epos berührt gewesen sein, das von einem viel früheren Zeitpunkt aus seinen Anfang nimmt, es müsste also einen recht stattlichen Umfang gehabt haben, oder sagen wir es nur gleich heraus, es müsste selbst auf der Stufe des Homerischen Epos gestanden haben. Und nun bedenke man die Absurdität! Wir haben die grösste Mühe, solche Epen, wie die Homerischen sind, in des Dichters Zeit begreiflich zu finden. Homer aber sollte den ungeheuern Anachronismus begangen und die dichterische Kunststufe seiner Zeit ohne weiteres

den Aöden der seit Jahrhunderten entschwundenen Heroenzeit untergeschoben haben?

Man möchte fast glauben, Herr Bäumlein hätte, als er dies schrieb, sich die betreffende Stelle der Odyssee gar nicht noch einmal angesehen. Allein er hat seine Ansicht von den sicheren Spuren einer grossen, einheitlichen Epopöe in dem Gesange des Demodokus drei Jahre später in einem andern Aufsatz derselben Jahrbücher (1860 S. 540 ff.) mit gleicher Nichtbeachtung des thatsächlichen Sachverhalts in der von ihm besprochenen Homerstelle, wesentlich unverändert wiederholt. Nitzsch stimmt der Welckerschen Ansicht schon in der Hist. Homeri II p. XII bei. Später hat er dieselbe in seinen Beiträgen S. 197 ff. mit gewohnter Ausführlichkeit von seinem Standpunkt aus vorgetragen, aber mit dem, was von uns gegen Bäumlein bemerkt ist, wird auch er widerlegt. Dass Demodokus epische Poesie, sei es nun in Form von Einzelgesängen, oder von Theilen eines grösseren epischen Ganzen vorgetragen habe, ist eine Voraussetzung dieser Herrn. Hätte Demodokus das, was Homer als kurzes Resumé seiner Gesänge giebt, mit eingehender epischer Ausführlichkeit vorgetragen, so hätte sein Vortrag allein einen guten Theil des Tages fortgenommen. Wo sollte da die Zeit für die zwei Mahlzeiten, für das Hinausgehen auf den Tanzplatz, für die Kampfspiele, den Tanz, das herbeiholen der Geschenke für Odysseus u. s. w. an dem einen Tage ausgereicht haben? Waren es aber lyrische Improvisationen, also wirkliche Lieder, so braucht man sich ihren wirklichen Umfang gar nicht so und so viel mal grösser als das von dem Dichter gegebene Resumé ihres Inhaltes zu denken.

Wie weit nun die Aöden der Heroenzeit lediglich der Phantasie des Dichters ihren Ursprung verdanken, wie weit sie ihm durch die Sage überliefert waren, wie weit ihre Schilderung den thatsächlichen Verhältnissen seiner Zeit entlehnt ist, ob es also noch zu seiner Zeit derartige Aöden gegeben hat, darüber zu urtheilen sind wir völlig ausser Stande. Dass aber derartige Aöden, wenn sie in Homers Zeit noch existirten, völlig ungeeignet waren, von ihm zu Verbreitern eines grossen Epos genommen zu werden, das von vornherein auf musikalischen Vortrag nicht angelegt

war, das, sollte man meinen, liegt doch auf der Hand. Dass es aber völlig unmöglich ist, sie irgendwie mit den Homeriden zu identificiren, das zeigt sich sofort, wenn man dasjenige, was uns aus dem Alterthum über dieselben überliefert ist, einer genaueren Prüfung unterzieht.

Eigentlich wissen wir nun über die Homeriden herzlich wenig, und das wenige ist äusserst unsicher. Der Ausdruck Homeride selbst war im Alterthum vieldeutig. Sehen wir vorläufig von den späteren Autoren ab, unter denen Áthen. I p. 22 B ihn ganz im Sinne Wolfs gebraucht (Ὅμηρος ἢ τῶν τις Ὁμηριδῶν ἐν τοῖς εἰς Ἀπόλλωνα ὕμνοις φησί), so ist zunächst zu bemerken, dass in den Homerscholien der Ausdruck überhaupt gar nicht vorkommt. In Attischer Zeit werden mit diesem Namen theils Rhapsoden, theils Kenner und Liebhaber, auch wohl Erklärer der Homerischen Gedichte bezeichnet. Lobredner und erklärende Bewunderer Homers sind die Homeriden z. B. bei Plat. rep. X p. 599 E. Bewunderer und Verehrer des Dichters Ion p. 530 D. Dasselbe wohl auch Phädr. p. 252 B, wo es heisst: τινὲς Ὁμηριδῶν ἐκ τῶν ἀποθέτων ἐπῶν δύο ἔπη εἰς τὸν Ἔρωτα — ὑμνοῦσι κτλ. Die zwei angeführten Verse gehören nun offenbar der apokryphen Litteratur der Orphiker an. Die Verehrer Homers, die in ihm mittelst allegorischer Interpretation alle Schätze der Weisheit entdeckten (Cratyl. p. 407 A), suchten ihn denn auch mit den halbverschollenen Sätzen einer vermeintlichen uralten Weisheit in Einklang zu bringen, in betreff deren sie sich auf seltene, im grossen Publicum wenig bekannte Gedichte beriefen [1]). Danach erscheinen diese Homeriden als gelehrte Litteratoren. Als Rhapsoden fasst sie schon Pindar Nem. II, 1. Er sagt geradezu Ὁμηρίδαι ῥαπτῶν ἐπέων ἀοιδοί. Dazu bemerkt Welcker Ep. Cykl. I S. 152: „Diese Homeriden Pindars sind höchst bemerkenswerth, nicht blos überhaupt, insofern sie die Einheit und Abgeschlossenheit der Homerischen Kunst nach Rhapsodik und Dichtung erkennen lassen, sondern auch in Bezug auf die Homeriden in Chios. Denn wir müssen vermuthen, dass das Wort in der allgemeineren Bedeutung nicht dasein würde, ohne die dort als Name eines Geschlechts aufgekom-

1) S. Welcker zu Philostr. imagg. p. 266 sq.

mene und berühmt gewordene Benennung." Dass aber die Worte Pindars die Einheit und Abgeschlossenheit der Homerischen Kunst nach Rhapsodik und Dichtung erkennen lassen, kann ich nicht im mindesten finden, noch weniger, dass sie uns in Bezug auf die Homeriden in Chios irgend etwas erkennen lassen. Und worin die Nothwendigkeit der weiteren Welckerschen Vermuthung liegen soll, kann ich auch nicht einsehen. Nun bemerkt der Scholiast zu dieser Stelle: Ὁμηρίδας ἔλεγον τὸ μὲν ἀρχαῖον τοὺς ἀπὸ τοῦ Ὁμήρου γένους, οἳ καὶ τὴν ποίησιν αὐτοῦ ἐκ διαδοχῆς ᾖδον· μετὰ δὲ ταῦτα καὶ οἱ ῥαψῳδοὶ οὐκέτι τὸ γένος εἰς Ὅμηρον ἀνάγοντες. Aus dem Inhalt des Scholions selbst, sowie aus einer jüngeren Redaction desselben ergiebt sich, dass καὶ τοὺς ῥαψῳδοὺς — ἀνάγοντας zu lesen ist. Ursprünglich also gab es Nachkommen des Dichters, Homeriden benannt, welche im Besitz seiner Gedichte dieselben sangen, also irgendwie vortrugen, und zwar ἐκ διαδοχῆς, ein Ausdruck, dessen Bedeutung erst noch zu ermitteln ist. Später wurde der Name auf Rhapsoden übertragen. Das Wort hörte also auf ein Patronymikon zu sein und wurde gleichbedeutend mit Ὁμηρικοί.

Wäre uns nun über die Homeriden als Nachkommen Homers blos diese Stelle der Scholien überliefert, so könnte man die Existenz eines von Homer abstammenden Geschlechtes, welches nicht localisirt wird, trotz der nach etwas positivem aussehenden Angabe ihres Vortrags ἐκ διαδοχῆς, für die blose Fiction eines Grammatikers halten, die lediglich der zu erklärenden patronymischen Form des Wortes ihren Ursprung verdankte. Aber dass es ein Homeridengeschlecht und zwar auf Chios gab, ist uns auch durch Strabo bezeugt XIV p. 645: ἀμφισβητοῦσι δὲ καὶ Ὁμήρου Χῖοι μαρτύριον μέγα τοὺς Ὁμηρίδας καλουμένους ἀπὸ τοῦ ἐκείνου γένους προχειριζόμενοι, worauf dieser Schriftsteller freilich mit einem Irrthum fortfährt: ὧν καὶ Πίνδαρος μέμνηται· ὅθεν περ καὶ Ὁμηρίδαι ῥαπτῶν ἐπέων τὰ πόλλ' ἀοιδοί, welche Worte möglicherweise als eine Interpolation zu streichen sind. Und dass der bei Suidas als Nachkomme des Homer erwähnte Ependichter aus Chios, Parthenius, der Sohn des Thestor, wenn anders er wirklich existirt hat, zu diesen Homeriden gehört habe, wird man kaum bezweifeln können.

Auch im Certamen führen die Chier zum Beweise, dass Homer ihr Mitbürger gewesen, den Umstand an, dass noch einige aus seinem Geschlecht vorhanden seien, welche sich Homeriden nennen. Ferner lesen wir im Herodotischen Leben Homers die Angabe, dass Homer in Chios, nachdem er sich durch Unterricht Vermögen erworben, sich verheirathete und zwei Töchter zeugte, von denen die eine unverheirathet starb, die andere aber von dem Vater an einen Chier verheirathet wurde. Welcker bemerkt, dies sei wahrscheinlich die Sage der Homeriden von Chios selbst, die auf diese Art erklärten, wie sie von Homer abstammten, und wie an keinem andern Orte Nachkommen Homers sein könnten. Auf mich macht dieses Leben Homers mit seiner entschieden pragmatisirenden Tendenz nicht den Eindruck, alte Ueberlieferung zu geben, sondern mangelnde Ueberlieferung frischweg durch selbsterfundene zu ersetzen. Doch das ist hier gleichgültig. Ausserdem kommt zu dem Zeugniss des Pindarischen Scholions noch Harpokration, bei welchem wir lesen: Ὁμηρίδαι γένος ἐν Χίῳ, ὅπερ Ἀκουσίλαος ἐν γ΄, Ἑλλάνικος ἐν τῇ Ἀτλαντίδι ἀπὸ τοῦ ποιητοῦ φησὶν ὠνομάσθαι. Aehnlich Suidas: Ὁμηρίδαι, οἱ τὰ Ὁμήρου ὑποκρινόμενοι. οἱ δὲ γένος ἐν Χίῳ ἀπὸ τοῦ ποιητοῦ ὠνομασμένον. Wenn Nitzsch in den Melett. I p. 128 bemerkt, Akusilaus habe die Homeriden einfach ein Geschlecht auf Chios genannt, ohne sie von Homer herzuleiten, erst Hellanikus habe sie später für die echten Nachkommen des Dichters ausgegeben, so ist diese Bemerkung mit Recht schon von Welcker Ep. Cykl. I S. 150 zurückgewiesen, danach auch von Nitzsch Melett. II p. 71 zurückgenommen worden. In der That macht Harpokration unter beiden Gewährsmännern nicht den mindesten Unterschied. Welcker macht ferner darauf aufmerksam, dass die Genealogien des Akusilaus nicht für echt gelten können. Suidas sagt unter Ἑκαταῖος, ἱστορῆσαι und συγγράφω — τὰ γὰρ Ἀκουσιλάου νοθεύεται. Und wenn es unter Akusilaus heisse: ἔγραψε δὲ γενεαλογίας ἐκ δέλτων χαλκῶν, ἅς λέγει εὑρεῖν τὸν πατέρα αὐτοῦ ὀρύξαντά τινα τόπον τῆς οἰκίας αὐτοῦ, so gleiche dies ganz einer vom Verfasser selbst als Einleitung erdichteten Geschichte im Geiste des Diktys[1]).

1) Ganz seltsam bemerkt Nitzsch dagegen Melett. II p. 71: *atque*

Aber auch abgesehen davon helfen uns diese Zeugnisse thatsächlich wenig. Denn Suidas fährt fort: ἄλλοι δέ φαϲιν ἁμαρτάνειν τοὺϲ οὕτω νομίζονταϲ· ὠνομάϲθαι γὰρ ἀπὸ τῶν ὁμήρων· ἐπεὶ αἱ γυναῖκέϲ ποτε τῶν Χίων ἐν Διονυϲίοιϲ παραφρονήϲαϲαι εἰϲ μάχην ἦλθον τοῖϲ ἀνδράϲι, καὶ δόντεϲ ἀλλήλοιϲ ὅμηρα νυμφίουϲ καὶ νύμφαϲ ἐπαύϲαντο, ὧν τοὺϲ ἀπογόνουϲ Ὁμηρίδαϲ λέγουϲιν. Danach ergiebt sich, dass es auf Chios ein Geschlecht gab, Homeriden genannt, in denen einige Nachkommen des Homer erblickten, andere nicht. Dass dieses Geschlecht in seiner Gesammtheit irgendwie etwas mit den Homerischen Gedichten und deren Fortpflanzung oder Vortrag zu thun gehabt, wird weder von Harpokration noch Suidas berichtet, noch überhaupt von Jemand, der die Homeriden auf Chios erwähnt. Genau genommen können wir nicht einmal mit Bestimmtheit behaupten, dass die Homeriden des Pindarischen Scholions mit den Homeriden auf Chios identisch sind. Denn wenn auch der Scholiast, da wo er im folgenden von den Rhapsoden spricht, als deren berühmtesten den Chier Cynäthus nennt, so folgt doch daraus nicht, dass er sich auch die Homeriden als Chier gedacht haben müsse. Doch braucht auf diesen Umstand kein Gewicht gelegt zu werden. Soviel ist aber wohl klar, dass, wenn die Homeriden auf Chios sich als Geschlecht oder Corporation mit der Pflege und dem Vortrage der Homerischen Poesien befasst hätten, man es sich gar nicht erklären könnte, wie man je eine andere Vermuthung über den Ursprung ihres Namens hätte aufstellen oder haben können als eben die, dass sie Nachkommen des Dichters seien.

Harpokration bringt nun im weiteren Verlauf seines Artikels dieselbe Notiz wie Suidas, zugleich mit einem Hinweis auf die Quelle, aus der sie stammt. Leider sind seine Worte nicht völlig in Ordnung und nichts weniger als klar. Er sagt: Σέλευκοϲ δὲ ἐν β′ περὶ βίων ἁμαρτάνειν φηϲὶ Κράτητα νομίζοντα ἐν ταῖϲ ἱεροποιίαιϲ Ὁμηρίδαϲ ἀπογόνουϲ εἶναι τοῦ ποιητοῦ· ὠνομάϲθηϲαν γὰρ ἀπὸ τῶν ὁμήρων, ἐπεὶ αἱ γυναῖκέϲ ποτε τῶν Χίων ἐν Διονυϲίοιϲ παραφρονήϲαϲαι εἰϲ μάχην ἦλθον τοῖϲ ἀνδράϲι, καὶ δόντεϲ ἀλλήλοιϲ ὅμηρα νυμφίουϲ καὶ νύμφαϲ

---

ego quidem Acusilai librum posthac demum, cum interpolatione corruptus esset, a posterioribus pro spurio habitum esse suspicor.

ἐπαύσαντο, ὧν τοὺς ἀπογόνους Ὁμηρίδας λέγουσιν. Wenn Welcker[1]) in Bezug auf die ganze Stelle des Harpokration bemerkt: „Der Ausdruck benannt (ὠνομάσθαι) ist den Genealogen geliehen, wenigstens nicht anders bei ihnen als von Abstammung, die wir jetzt als Verehrung eines erwählten Eponymus eines bürgerlichen Geschlechts deuten, zu verstehen. Demnach ist ganz dasselbe, was Harpokration aus Krates hinzufügt, dass die Homeriden in den Opfern, der Genossenschaft nämlich, Abkömmlinge Homers seien" — so sind mir diese Worte in mehr als einer Hinsicht unverständlich. Wie will man mit Bestimmtheit behaupten können, der Ausdruck ὠνομάσθαι sei den Genealogen geliehen und nicht von ihnen wirklich gebraucht worden, so lange ihre eignen Stellen nicht zur Einsicht vorliegen? Und was soll das heissen: „von Abstammung, die wir jetzt als Verehrung eines erwählten Eponymus eines bürgerlichen Geschlechts deuten"? Weshalb j e t z t, und was ist da zu d e u t e n? Will Welcker sagen, es habe im Alterthum nicht von Geschlecht und Abstammung geredet werden können, ohne dass die Verehrung eines erwählten Eponymus eines bürgerlichen Geschlechts vorhanden gewesen, oder wenigstens gemeint worden sei? Demnach soll, was Harpokration aus Krates hinzufügt, ganz dasselbe sein. Aber wonach denn in aller Welt? Danach etwa, dass wir so deuten? Und Krates soll gesagt haben, die Homeriden seien in den Opfern, der Genossenschaft nämlich, Abkömmlinge Homers? Also die Abkömmlinge Homers in den Opfern waren nach Krates ausserhalb der Opfer keine Nachkommen Homers? Und wo steht denn im Text etwas von Genossenschaft?

Doch kehren wir zu den Worten des Harpokration selbst zurück. Schriftsteller mit Namen Seleukus hat es mehrere gegeben. Nach dem gewiss nicht zu verwerfenden Grundsatz, dass, wenn Homonymi ohne besondere Unterscheidung angeführt werden, an den berühmtesten dieses Namens zu denken sei, würde es sich hier um Seleukus mit dem Beinamen Homerikos handeln, einen Alexandrinischen Grammatiker, welcher im Anfang der Kaiserzeit in Rom lebte, von dem wir aber eine Schrift περὶ βίων nicht kennen.

1) Ep. Cykl. I S. 150.

Meier[1]) denkt an einen älteren Schriftsteller dieses Namens, aber ohne das geringste zur Begründung seiner Ansicht beizubringen. Dasselbe gilt von M. Schmidt im Philol. III S. 441. 444. Wichtiger ist es zu wissen, von welchem Krates hier die Rede ist, und ob von ihm ein Büchertitel erwähnt wird, oder nicht. Bernhardy Griech. Litt. I S. 272 denkt mit anderen, wie Wegener de aula Attal. p. 291, Preller Dem. und Perseph. S. 61, Baeumlein Comment. de Homero p. IX, an die Schrift des Athener Krates über die vaterländischen Feste, meint, dass eine Notiz über rhapsodischen Vortrag an einem derselben durchschimmert und dass νομίζοντα verstellt sei. Allein diese Schrift des Krates führte den Titel περὶ τῶν Ἀθήνησι θυσιῶν (Eust. ad Il. X, 496). Ein Paralleltitel ἱεροποιίαι „Opferhandlungen" obenein ohne einen auf Athen bezüglichen Zusatz ist nicht recht wahrscheinlich, ebensowenig dass Krates neben jenem speciellen Buche noch ein allgemeineres über Opfer geschrieben hat, und wenn hier ein Buch citirt wird, so ist doch auch der Artikel etwas störend. Dass aber der Pergamenische Krates ein Buch ἱεροποιίαι geschrieben haben sollte, ist noch weniger wahrscheinlich. Freilich muss es jedem, wer Lust hat, unbenommen bleiben, ein solches anzunehmen. Wenn übrigens Krates, gleichviel welcher, in seiner Schrift die Homeriden als Nachkommen Homers auffasst, so that er damit im Grunde etwas, was sicherlich viele, jedenfalls Hellanikus schon gethan hatte, und man sieht nicht ein, wie Seleukus dazu gekommen ist, gerade ihn wegen dieses Irrthums zur Rede zu setzen, den er doch mit anderen und älteren Schriftstellern theilte. Diese letztere Bemerkung ist schon von E. Hoffmann Homeros u. d. Homeriden-Sage von Chios S. 64 gemacht.

Andere dagegen haben ἐν ταῖς ἱεροποιίαις als integrirenden Theil der Satzsubstanz angenommen. Zunächst ist aber darauf hinzuweisen, dass die Worte des Suidas dieser Annahme widersprechen. Das will zwar nicht viel besagen, aber besagt doch immer etwas. Jeder wird nämlich zugeben müssen, dass Suidas für seinen Artikel dasselbe Material benützt hat, sei es auch erst durch Vermittlung einer Zwi-

1) Opusc. II p. 152.

scheninstanz, welches auch dem Harpokration vorgelegen hat. Mit diesem Material ist er so umgegangen, dass er die einfachen Thatsachen referirt, die Autoritäten dagegen und Büchertitel weglässt. So berichtet er denn einfach die Existenz der Homeriden, deren Namen die einen von ihrer Abstammung vom Dichter, die andern dagegen von einstmals gestellten Geisseln ableiteten. So konnte er oder sein Gewährsmann aber nur dann kürzen, wenn er die fraglichen Worte ἐν ταῖς ἱεροποιίαις sich veranlasst sah, für einen Büchertitel zu halten.

Der erste, welcher die Worte ἐν ταῖς ἱεροποιίαις von öffentlichen Opfern verstand, war Boeckh im Berliner Sommerkatalog. v. J. 1834. Wenn er auch auf die mancherlei Schwierigkeiten, die uns bei jedem Versuch entgegentreten, den Wortsinn der Harpokrationstelle festzusetzen, nicht eingegangen ist, so ist er doch der erste gewesen, der über die Homeriden eine zusammenhängende Ansicht aufgestellt hat und zwar in der Absicht, die Wolfschen Ansichten durch dieselbe zu unterstützen. Wenn wir schon deshalb hier des näheren auf sie eingehen müssen, so wird dies um so nöthiger, weil manche sich auf die vermeintlichen Ergebnisse der Boeckhschen Untersuchung wie auf erwiesene Thatsachen stützen, die Abhandlung selbst aber gegenwärtig nicht eben leicht zugänglich ist. Aus dem Umstand, dass die Gedichte der Cykliker die Homerische Poesie voraussetzen, folgert Boeckh, dass dieselben schon frühzeitig, wenn auch nicht aufgeschrieben, so doch sonst irgendwie — er sagt: *non quidem scripto sed cogitatione* — eine Einheit der Haupttheile müssen gehabt haben. Wenn also diese Gedichte aus einer Vereinigung selbständiger von verschiedenen Verfassern herrührender Rhapsodien entstanden sind, so hat doch schon Wolf selbst gesagt, dass diese Vereinigung nicht durch Zufall entstanden sei, und es scheinen sogar die Rhapsodien von vorn herein als Glieder eines einheitlichen Ganzen concipirt zu sein. Dies lasse sich aber nur erklären, wenn man zugebe (d. h. annehme), dass die Homerische Poesie der ausschliessliche Besitz eines bürgerlichen Geschlechts (*gentis civilis*) von Homeriden sei, eine Annahme, die zwar auf keine directe Ueberlieferung des Alterthums sich berufen könne, auf welche man aber durch verschiedene Andeutungen

hingeführt werde. Die alten Griechischen Städte hatten vor der späteren topographischen Eintheilung der Bürger eine Eintheilung in Phylen, welche wieder mehrere Geschlechter befassten, die als γένη, πάτραι oder sonst wie bezeichnet werden. Es waren dies Genossenschaften, welche gemeinschaftliche Opfer hatten und meistens durch ein gemeinschaftliches Patronymikon ihren Ursprung auf einen Heros ἐπώνυμος zurückführten, obwohl es allgemein bekannt war, dass nicht alle Geschlechtsgenossen (γεννῆται) auch mit einander leiblich verwandt waren (συγγενεῖς). Zugleich fabricirten sie Stammbäume, durch welche wenigstens die hervorragenden Mitglieder der Gens ihre persönliche Abkunft von dem angenommenen Eponymus bekundeten. Ein grosser Theil dieser Gentes hatte bestimmte Geschäfte, sie hatten auch bestimmte Rechte und Privilegien, namentlich bei Festen und Opfern der Volksgemeinden gewisse priesterliche Functionen, die eben nur Mitglieder einer bestimmten Gens verrichten durften. Sie hatten auch besondere Heiligthümer und Versammlungshäuser (λέσχαι). Das Vorhandensein solcher Gentes stehe fest. Ihre Ahnherrn waren meistens fingirt. Dass nun auch in Chios solche Geschlechter vorhanden gewesen seien, lasse sich kaum bezweifeln. Auf Teos lassen sie sich nachweisen. Hier heissen sie Symmorien. Die Chier aber feierten das Ionische Fest der Apaturien, welches auf der Volkseintheilung in Phratrien und Geschlechter beruhte. Nun ist uns das Vorhandensein eines Homeridengeschlechts auf Chios historisch überliefert. Dieses Homeridengeschlecht wird nun von Boeckh für ein derartiges bürgerliches Geschlecht erklärt. Im Homer haben wir seinen eponymen Ahnherrn, dessen Person, Namen (?) und Leben in nicht mindere Dunkelheit gehüllt war, als bei den meisten derartigen Eponymen. Wenn auch Seleukus leugnete, dass das Chiische Homeridengeschlecht seinen Namen von Homer ableite, und dafür eine andre höchst zweifelhafte Ableitung aufstellte, so bleibt doch immer die Thatsache bestehen, dass die Gens selbst nach der Analogie andrer Gentes durch einen künstlichen Stammbaum ihren Ursprung auf Homer zurückführte. So gut wie man die Homeriden von ὅμηρος ableiten könne, ebensogut könne man auch die Geschlechter der Eumolpiden, Butaden, Eupyriden u. s. w. von einem

Appellativum oder Adjectivum herleiten, die Gens selbst leitete aber ihren Ursprung von einem Heros Eponymos her. Wolle man den Stammbaum der Homeriden haben, so biete einen solchen Charax bei Suidas dar. Verlange man die Opfer der Gens, so finde man dieselben in den wie auch immer zu erklärenden Worten des Harpokration Κράτητα νομίζοντα ἐν ταῖς ἱεροποιίαις Ὁμηρίδας ἀπογόνους εἶναι τοῦ ποιητοῦ. Vielleicht haben wir auch das Versammlungshaus der Homeriden, aus welchem das Homereion, das Gymnasium in Chios, hervorgegangen sein könnte. Wie nun die Daedaliden die Bildhauerkunst, die Iamiden die Wahrsagekunst, die Asklepiaden die Heilkunst, die Euniden das Saitenspiel erblich von rechtswegen ausübten, so pflegten auch die Homeriden die von einem hervorragenden Dichter begründete, von ihren Vorfahren fortgepflanzte Kunst des epischen Gesanges als erbliches Vorrecht ihrer Genossenschaft und trugen ihre epischen Gesänge namentlich an heiligen Spielen und musischen Agonen vor. So wird es denn begreiflich wie, nachdem von einem trefflichen Sänger der Grund gelegt war, in einer durch gemeinsame Opfer und gemeinsame Kunstübung verbundenen Genossenschaft viele Rhapsodien die Richtung auf einen bestimmten Plan erhalten könnten.

Wir dürfen bei dieser Boeckhschen Auseinandersetzung nicht vergessen, dass wir es hier nur mit einer geistvollen Deutung eines unbestimmten Zeugnisses zu Gunsten einer von vornherein als richtig angenommenen Hypothese zu thun haben, zu Gunsten der Hypothese nämlich von dem Ursprung der Homerischen Rhapsodien von verschiedenen Verfassern, die ihrerseits wieder die Hypothese von dem späten Gebrauch der Schrift bei den Griechen zu litterarischen Zwecken zur Voraussetzung hat. Die Deutung selbst ist aber eine sehr unsichere. Zugegeben, dass auch auf Chios in alter Zeit eine Ionische Eintheilung des Volkes in Phylen nicht nach topographischer, sondern nach Geschlechtseintheilung stattgefunden hat, so wissen wir nicht, welche Bezeichnung diese Geschlechter gehabt haben. Sie konnten eben γένη, πάτραι, φρατρίαι, συμμορίαι oder sonst wie hiessen. Zugegeben, dass es in γένη eingetheilt war, so folgt daraus noch keineswegs, dass nun auch alle Geschlechter natürlicher Blutsverwandtschaft, solche führten doch auch den Namen

γένος, ein Geschlecht im staatsrechtlichen Sinne des Wortes, so zu sagen, gebildet haben, mit bestimmten Gentilsacris und bestimmten rechtlich anerkannten Functionen. Dass die Homeriden den Homer als Heros Eponymus verehrt haben, ist nichts weniger als Thatsache. Auch giebt Charax keineswegs den Stammbaum der Chiischen Homeriden. Gentilsacren kann man aus den Worten des Harpokration, wie wir gesehen haben, eben nicht auf alle Fälle herauslesen. Dass im Homereion Spuren einer λέσχη der Homeriden zu finden seien, ist mehr als fraglich. Dass die Homeriden im erblichen Besitz der Homerischen Poesien waren und sie vortrugen, ist allerdings überliefert, aber gerade nicht an der Stelle, auf welche zur Erweisung der Homeriden als bürgerlicher Gens in Chios alles ankommt. Fällt mit der Annahme, dass Homer seine Gedichte ursprünglich schriftlich abgefasst habe, die Nöthigung weg, die dieser Annahme zur Seite stehende ursprüngliche Anlage der verschiedenen Rhapsodien auf eine Einheit künstlich zu erklären, so hat man auch keine Veranlassung das Homeridengeschlecht auf Chios in dem Sinne aufzufassen, wie es Boeckh gethan hat. Aber selbst zugegeben, dass diese Homeriden eine gens civilis mit bestimmten erblichen Verrichtungen gewesen seien, so bleibt es immer noch höchst unwahrscheinlich, dass ihre Verrichtungen im Sinne selbständiger Production sogenannter Homerischer Poesie, in der bewussten Vollendung und Ausführung eines von ihrem Ahnherrn entworfenen Planes aufzufassen seien. Wie hätte Seleukus, der gelehrte Homeriker, von diesem Umstande so wenig wissen können, um sich eine andre Erklärung des Namens Homeriden zu erlauben? Muss man nicht annehmen, dass er zwar den Namen Homeriden vorfand, aber weil er gar keine hervorragende, allgemein bekannte Beziehung dieses Geschlechts zu der Homerischen Poesie nachweisen konnte, auf den Gedanken kam, der Name müsse eine andere Bedeutung haben, ganz abgesehen davon, dass wir gar nicht wissen, wie weit der Erklärung des Seleukus wirkliche Tradition zu Grunde liegt, wie weit nicht.

Wie Boeckh hält auch Welcker die fraglichen Worte des Harpokration für einen integrirenden Theil des Satzes, ist aber weit entfernt, die Boeckhschen Gedanken selbst anzuerkennen, und zeigt vielmehr, wie völlig unsicher die

Deutung des Homeridengeschlechtes auf ein bürgerliches Geschlecht mit abgeschlossener Zunftthätigkeit sei. Gegen Folgerungen, die man aus der Auffassung Homers als ἐπώνυμος eines nach ihm benannten Geschlechts gegen seine Existenz als historischer Persönlichkeit herleiten könnte, legt er noch besondere Verwahrung ein. Schliesslich meint er, es mache für die Geschichte der Poesie keinen grossen Unterschied aus und gehe mehr die politischen Alterthümer an, ob die Homeriden in Chios nur eine Familie waren, die sich für Nachkommen von der Tochter Homers ausgab, oder ein ganzes Geschlecht, das sich Homeriden nennt. In beiden Fällen liege es in der Natur der Sache, dass sie von Vater auf Sohn die Homerische Poesie vortrugen, wie der Scholiast des Pindar aus Hippostratus anführt und dass sie, wenn sie Dichtergeist hatten, neues hinzudichteten. — Neue Poesie gewiss, aber nur nicht als Homerische. Das wäre denn doch zum mindesten äusserst pietätslos gewesen, obenein thöricht, wenn, wie die Tradition berichtet, auch noch andere Leute ausser den Homeriden, wie die Kreophylier auf Samos, bereits im Besitz der Homerischen Poesien waren. Dass aber die Angabe des Scholiasten οἳ καὶ τὴν ποίησιν αὐτοῦ ἐκ διαδοχῆς ᾖδον aus Hippostratus geschöpft sei, sind wir durchaus nicht genöthigt zu behaupten. Von den weiteren Welckerschen Aufstellungen über die Homeriden werden wir weiter unten bei den Rhapsoden zu sprechen haben.

Mit Boeckh und Welcker bezieht auch Düntzer Homer u. der ep. Cyklus S. 7 die Worte ἐν ταῖς ἱεροποιίαις auf Gentilsacra. Was er sonst zur Sache bringt, ist unbedeutend und mag hier füglich übergangen werden. Auf welche Wunderlichkeiten übrigens die Anhänger dieser Ansicht im einzelnen gekommen sind, das zeigt unter anderen Lauer Gesch. der Homer. Poesie S. 105. Nach Lauer soll nämlich der Sinn der Worte der sein, dass nach Krates Meinung (er denkt an den Pergamener) die Homeriden nur in Bezug auf die dem Homer gemeinschaftlich dargebrachten Opfer als Abkommen desselben zu betrachten seien, nicht aber wirklich aus seinem Blute stammten; er habe sie nicht als leibliche Nachkommen Homers wollen gelten lassen, sondern als mit ihm in Verwandtschaft getreten und stehend

nur insofern sie ihm als ihrem gemeinschaftlichen Ahnherrn opferten. Gegen diese Ansicht hat sich mit Recht Sengebusch in Jahns Jahrb. 1853 S. 268 erklärt: „Hiergegen muss man zuvörderst einwenden, dass schwerlich Krates oder Seleukus den von Lauer angenommenen Gedanken passend durch die Wendung ausdrücken konnte, die Homeriden 'seien in den Opfern Abkömmlinge Homers'. Zweitens berücksichtige man die Weise, in der Seleukus dem Krates widerspricht: 'Krates irrt, denn die Homeriden sind Abkömmlinge der Geisseln, welche einst Männer und Weiber auf Chios sich gaben'. Das lässt sich wohl dem entgegenstellen, welcher schlechtweg sagt, die Homeriden stammten von Homer, aber es ist keine angemessene Widerlegung des Unterschiedes, welchen Jemand zwischen leiblicher Abstammung vom Homer und Verwandtschaft mit ihm durch Gentilsacra macht. Wer dieser Unterscheidung mit der Behauptung des Seleukus widersprechen will, der sagt vielmehr: 'nicht einmal insofern, dass sie dem Homer Gentilsacra brächten, sind die Homeriden Nachkommen des Dichters; sie haben vielmehr gar nichts mit ihm zu thun, sie stammen von den Geisseln und sind von ihnen benannt".

Nach Beseitigung der Lauerschen Interpretation bleibt nach Sengebusch nur zweierlei, entweder man schiebt τοὺς vor ἐν ταῖς ἱεροποιίαις ein, oder man sieht die ἱεροποιίαι als Titel eines Buches an. Sengebusch lässt es unentschieden, welche Annahme die richtigere sei, meint aber in beiden Fällen erhalte man für die Untersuchung dasselbe Ergebniss. Angenommen die genannten Worte waren ein Titel, „so war es jedenfalls ein Buch über Opfer, und wenn in einem solchen die Homeriden besprochen wurden als Abkömmlinge des Homer, beweist das nicht, dass sie Gentilsacra hatten, deren Mittelpunkt Homer war?" Aber wo in aller Welt soll dieser Beweis herkommen? Wenn in einem solchen Buche die Homeriden als Abkömmlinge des Homer besprochen wurden, so beweist das für uns nichts — als dass sie eben besprochen wurden, ohne dass wir über das Wie der Besprechung das geringste wissen könnten. Schreibe man aber τοὺς ἐν ταῖς ἱεροποιίαις Ὁμηρίδας, so komme man ganz zu demselben Ergebniss. Dieser Ausdruck sei unleugbar völlig gleichbedeutend mit dem von Harpokration kurz

zuvor gebrauchten τὸ τῶν Ὁμηριδῶν ἐν Χίῳ γένος[1]). Auch in diesem Falle behauptet Krates schlechtweg, die Homeriden von Chios seien Nachkommen Homers. Allein erstens ist es doch eine unglaublich kühne Behauptung, dass die beiden Ausdrücke unleugbar völlig gleichbedeutend seien. Zweitens, wenn Krates schlechtweg behauptet, dass die Homeriden in Chios Nachkommen Homers seien, so behaupteten dies andere schon lange vor ihm, und man sieht nicht ein, weshalb des Seleukus Zurechtweisung gerade ihn trifft, zu dem Ergebniss von Gentilsacris aber kommt man nicht im mindesten. Und wenn Sengebusch nun gar zuletzt behauptet, wer die streitigen Worte ἐν ταῖς ἱεροποιίαις ganz bei Seite lässt, der komme auch wieder ganz auf dasselbe Ergebniss, „denn ihm bleibt immer noch in diesem selben Artikel des Harpokration das Zeugniss des Hellanikus und Akusilaus, die Homeriden seien ein nach dem Dichter benanntes γένος auf Chios, und hierin liegt schon die Angabe, dass die Homeriden auf Chios Gentilsacra hatten, die dem Homer als Heros Eponymos des γένος dargebracht wurden“ — so ist das wieder eine völlig grundlose Behauptung. Nicht jedes γένος ist ein bürgerliches γένος im Boeckhschen Sinne, nicht jedes bürgerliche γένος hat Gentilsacra und nicht alle Gentilsacra werden dem Heros Eponymus der Gens dargebracht, davon aber, dass dies bei dem γένος der Homeriden der Fall war, ist doch, zumal wenn man von den fraglichen Worten ἐν ταῖς ἱεροποιίαις absieht, im ganzen Alterthum auch nicht das allermindeste überliefert.

Die Zulässigkeit der Lauerschen Erklärung wird unabhängig von Sengebusch, zum Theil aber mit ähnlichen Gründen, auch von Hoffmann a. a. O. bestritten. Wenn dieser sodann τούς vor ἐν ταῖς ἱεροποιίαις einschiebt, und nun alles in schönster Ordnung findet — „die Meinung des Krates differirt von der des Akusilaus und Hellanikus, insofern diese alle Homeriden auf Chios schlechthin für Abkömmlinge des Dichters betrachteten, während er nur die bei gewissen Opfern fungirenden Homeriden dafür gelten lässt; und man begreift die Opposition des Seleukus, der

1) Thatsächlich sagt aber Harpokration Ὁμηρίδαι γένος ἐν Χίῳ, und das ist doch noch etwas andres.

eben hinsichtlich dieser mit gewissen priesterlichen Functionen betrauten Homeriden die Abstammung von dem Dichter leugnet und sie vielmehr für Geissel-Nachkommen erklärt" — so kann ich auch dieser Ansicht nicht beipflichten. Denn dass irgend Jemand im Alterthum eine doppelte Klasse von Homeriden auf Chios sollte angenommen haben, von denen die einen Abkömmlinge Homers gewesen seien, die andern aber nicht, erscheint mir ganz undenkbar. Was Hoffmann im Weiteren zur Unterstützung von Seleukus Ansicht beibringt, darunter ganz abenteuerliche Combinationen ohne jeden thatsächlichen Anhalt, ist für die Homerische Frage von gar keinem Belang und mag hier füglich übergangen werden.

Thatsache also ist, dass es auf Chios ein Homeridengeschlecht gegeben hat, das einige, ja wie es scheint die meisten, von Homer ableiteten. Zu ihm mag wohl auch der Dichter Parthenius aus Chios gehört haben, der uns als Nachkomme Homers genannt wird, wenn anders diese Persönlichkeit nicht rein fingirt ist. Weiteres wissen wir aber über die Homeriden gar nichts, abgesehen von dem, was alsbald erörtert werden soll. Dass sie ein priesterliches Geschlecht mit gewissen Prärogativen und Opferfunctionen gewesen seien, oder Gentilsacra zu Ehren des Homer als ihres Heros Eponymus gehabt hätten, beruht auf ganz unsichern Combinationen und Folgerungen aus einer nicht völlig klaren und wohl nicht völlig richtig überlieferten Stelle des Harpokration. An sich hat das Vorhandensein von Homeriden als wirklicher Nachkommen des Homer auf Chios nichts Unwahrscheinliches. Als solche mögen sie im Besitz der Homerischen Gedichte gewesen, d. h. eine Abschrift derselben gehabt und zu deren weiterer Verbreitung durch Anfertigung neuer Abschriften, einzelne unter ihnen, bei denen sich der poetische Sinn ihres grossen Vorfahren lebendig erhielt, auch durch Vorlesen und Vortragen derselben, sei es in der Weise der Kitharöden, sei es in der der späteren Rhapsoden, beigetragen haben. Somit ist auch die Ueberlieferung, die Homeriden hätten die Homerischen Gedichte ἐκ διαδοχῆς gesungen, nicht unglaublich. Eine besonders hervorragende, etwa der Pflege der Homerischen Dichtung ausschliesslich gewidmete Thätigkeit aber können die Ho-

meriden nicht ausgeübt haben, weil es sonst, wie gesagt, ganz unbegreiflich wäre, wie man in diesem Falle ihre Abstammung von dem Dichter überhaupt noch hätte bezweifeln können[1]). Dass das Alterthum von einer durch Homer selbst gegründeten Sänger- oder Dichterschule auf Chios nichts gewusst hat, das beweist ausdrücklich die Stelle des Plato rep. X p. 600 B, wo behauptet wird, Homer habe keine Schüler hinterlassen, überhaupt in keiner Weise praktisch auf seine Zeitgenossen eingewirkt, habe auch während seines Lebens in keinem besonderen Ansehen gestanden[2]). Die hervorragende Stellung, welche Welcker den Homeriden in seinem Epischen Cyklus einräumt, ist erträumt, und wenn er nun gar den Demodokus zum Haupt der Homeriden auf Chios macht, so ist dies — mindestens sonderbar.

Dass aber die Homeriden sich irgendwie mit Homerischer Poesie und zwar mit dem Vortrag der Gedichte befasst haben, beruht für uns einzig auf dem Zeugniss des Pindarischen Scholions. Dass diesem Zeugniss kein grosses Gewicht beizulegen sei, d. h. dass es nicht angehe, sich diese Thätigkeit der Homeriden als eine besonders wichtige, Aufsehen erregende zu denken, ist bereits mehrfach gesagt worden. Nichts aber berechtigt uns, dies Zeugniss geradezu zu verwerfen. Es fragt sich demnach, was das heisst, τὰ Ὁμήρου ποιήματα ἐκ διαδοχῆς ᾖδον. Bei ᾖδον wäre genau genommen an einen citharödischen Vortrag zu denken, denn nur Citharöden konnten Homerische Poesie und zwar nicht ohne besonderes Arrangement derselben singen. Aber man sagte auch von den Rhapsoden, sie sängen die Homerischen Gedichte, während sie dieselben doch blos declamirten. Für die Art des Vortrags Homerischer Poesie in alter Zeit lässt sich also aus dieser Stelle mit Bestimmtheit nichts entnehmen. Was heisst aber ἐκ διαδοχῆς? Heyne, wie bereits bemerkt (S. 129), erklärt diese Worte, sie trugen die Gedichte vor, indem einer den andern im Vortrag ablöste, nach Art der

1) Dieses Argument findet sich schon bei Nutzhorn S. 69: „Hätte der Grammatiker Seleukus etwas davon gewusst, dass das Geschlecht sich besonders mit Homerischer Poesie beschäftigte, dann hätte er nicht die Etymologie aufstellen können, wonach er den Namen dieses Geschlechts als Nachkommen von Geisseln bezeichnete."

2) Vgl. Nitzsch Hist. Hom. II p. 76.

späteren Rhapsoden. Er setzt also ἐκ διαδοχῆς gleichbedeutend mit ἐξ ὑποβολῆς und ἐξ ὑπολήψεως. Aehnlich B. Thiersch Zeitalter u. Vaterland des Homer S. 107. Dass ἐξ ὑποβολῆς an sich mit ἐξ ὑπολήψεως nicht gleichbedeutend sei, werden wir im folgenden Capitel sehen. Immerhin ist es sprachlich völlig zulässig ἐκ διαδοχῆς mit ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς zu identificiren, wie die von Nitzsch Hist. Hom. II p. 135 aus Aristoteles und andern Schriftstellern beigebrachten Stellen beweisen. Diese Erklärung macht aber ein sachliches Bedenken rege. Wenn eine derartige Art des Vortrags schon bei den alten Homeriden üblich war, so ist gar nicht einzusehen, weshalb sie später bei den Rhapsoden hätte ausser Brauch kommen sollen, und wie Solon oder Hipparch erst durch eine besondere Verordnung die Rhapsoden ihrer Zeit dazu zu zwingen brauchten. Ebensogut können die Worte aber auch erklärt werden, sie trugen die Gesänge in der Geschlechtsfolge, d. h. von Geschlecht zu Geschlecht vor. So erklärt schon Dresig comment. crit. de rhapsodis p. 35: *atque hos Homeridas per successionem ab Homero quasi hereditate acceptam ipsius carmina recitasse clarissime docent scholia Pindari* — gewiss nach älteren Vorgängern. So auch die meisten Neueren, Boeckh, Welcker, Nitzsch[1]). Danach hätte man anzunehmen, der Besitz der Homerischen Poesien und zugleich ihr Vortrag bei Festen, soweit ein solcher damals schon üblich war, oder sonstigen Gelegenheiten hätte sich in dem Homeridengeschlecht auf Chios von einer Generation auf die andere als Familientradition vererbt. Hält man nun das ursprüngliche Vorhandensein geschriebener Exemplare für wahrscheinlich, so braucht man bei der Vererbung dieses Besitzes und des damit verbundenen Geschäftes noch immer an keine eigentliche Schulthätigkeit, an keine Homeridenschule auf Chios zu denken. Will man aber eine solche annehmen, so wird sich dagegen nicht allzuviel einwenden lassen. Warum sollen die jüngeren Homeriden von den älteren nicht in der Art und Weise des Vortrags der Homerischen Gedichte unterwiesen worden sein, zumal wenn dieser, was doch nicht unmöglich ist, ein citharödischer war? Nur ist es ein

1) Melett. II p. 136.

grosser Unterschied, ob man dies als eine Möglichkeit aufstellt oder zugiebt, oder ob man es als eine sichere, nicht weiter zu bezweifelnde Thatsache proclamirt. Zu letzterem ist man einfach nicht berechtigt.

Von irgendwelcher Identificirung der Chiischen Homeriden mit den Homerischen Aöden der Heroenzeit kann selbst dann noch keine Rede sein, wenn es feststünde, dass diese Aöden keine reinen Erfindungen der dichterischen Phantasie, oder der ihr zu Grunde liegenden Sage wären, sondern in irgend welchen Individuen zur Zeit des Dichters ihre Prototypen gehabt hätten. Denn herumziehende Improvisatoren, die an den Höfen der Fürsten und in den Versammlungen der Edlen ihre Lieder singen, sind himmelweit von Leuten verschieden, welche in einer bestimmten Stadt ansässig die in ihrer Familie befindlichen grossen Epen eines wirklichen Dichters vortragen. Davon aber, dass die Homeriden auch ausserhalb Chios sich bleibend aufgehalten und an andern Orten Homeridenschulen gegründet hätten, ja dass es überhaupt solche Schulen irgendwo gegeben hätte, ist uns wieder nicht das mindeste überliefert. Derartige Homeridengeschlechter, womöglich in allen Städten Kleinasiens und auf den Inseln des Aegaeischen Meeres, figuriren zwar in den Schriften neuerer Homeriker, aber sie sind einfach angenommen der Hypothese von dem nichtvorhandensein geschriebener Exemplare zu Liebe. Von solchen Homeridengeschlechtern ausserhalb Chios weiss nun besonders Sengebusch in seiner Dissertatio Homerica posterior viel zu berichten. Jeder Stadt, die irgendwie in der Sage mit Homer in Verbindung gesetzt ist, oder die als Heimath eines Cyklischen Dichters genannt wird, wird ein derartiges Homeridengeschlecht angedichtet, ohne alle und jede Berechtigung. Freilich, für wen es von vornherein feststeht, dass eine andere Verbreitung Homerischer Poesie als durch Rhapsodenschulen undenkbar sei, für den bleibt nichts weiteres, als eine derartige Annahme übrig. Genügen doch die Worte des Pindarischen Scholions οἳ καὶ τὴν ποίηςιν αὐτοῦ ἐκ διαδοχῆς ᾖδον für Herrn Sengebusch, um von den sectatores Homeri zu schreiben: *nunc iam extra dubitationem hoc positum esse videtur, fuisse eos homines, qui in genuinis Homeri carminibus ediscendis, docendis, publice recitandis operam*

suam totam ponerent, quales fuisse modo vidimus Homeridas Chios.

Zehntes Capitel.

Wenn sich die Annahmen Wolfs und seiner Anhänger schon hinsichtlich der Aöden und Homeriden als sehr gewagt herausgestellt haben, so gilt dies in noch viel höherem Grade in Betreff der Rhapsoden. Der erste, welcher Wolfs Annahmen über dieselben eingehend bekämpfte, war gleichfalls Kreuser, im zweiten Theile seiner Homerischen Vorfragen, welche unter dem Titel 'Homerische Rhapsoden oder Rederiker der Alten', Köln 1833, erschienen. Auch dieses Buch ist nicht frei von dogmatisirenden Uebertreibungen. Der wissenschaftliche Apparat, mit welchem Kreuser in demselben arbeitet, ist ferner bisweilen morsch und mürbe, daher manche Resultate seiner Untersuchungen sich gar bald als unhaltbar herausstellen. Auch verletzt der burleske Ton seiner Darstellung nicht minder als das mehrfache Heranziehen von ungehörigem. Nichtsdestoweniger ist der Grundgedanke des Buches, wie er uns auf S. 45 entgegentritt, ein durchaus richtiger. „Nicht nur dass kein Wort", heisst es daselbst, „geschweige Beweis in den Schriftstellern über vorsolonische Rhapsoden als Fortpflanzer des Homer zu finden ist, sondern wir finden diese Rhapsoden selbst nur in späterer Zeit, und zwar vorzüglich in dem Homersüchtigen Athen und nach den Perserkriegen, als Hellas seine kurzen Blüthentage lebte und alle Hülfsmittel reichlich zu Gebote standen." Die Annahme aber eines Unterschiedes zwischen den Rhapsoden der Attischen und der früheren Zeit wird für unbegründet erklärt.

Leider hat Kreuser durch seine wunderliche, obenein in barocker, geschmackloser Weise durchgeführte Marotte, in dem Namen der Rhapsoden mit Gewalt einen verächtlichen Spitznamen zu finden, und die Träger dieses Namens zu bettelhaftem Gesindel zu degradiren, dem Eindruck seiner Untersuchungen auf unbefangene Leser nicht wenig geschadet. Lehrs in seiner vielgenannten Recension dieses Buches, in Folge deren er mit Lachmann in einen leider noch nicht vollständig veröffentlichten Briefwechsel über die Homerische Frage trat (Berliner Jahrb. für wissensch. Kritik 1834,

S. 636 ff.), erklärte das ganze Unternehmen des Verfassers für ein vorzeitiges. Das Problem über die Rhapsoden gehöre zu denjenigen, deren Lösung man vielmehr abwarten als erzwingen sollte. „Wenn sich je mehr und mehr jenes Dunkel enthüllen wird, aus welchem uns kaum verstandene Namen wie Hesiodus und Lesches und Terpander herübertönen, dann werden auch die Rhapsoden, mittheilend wie sie sind, nicht spröde thun, wer und woher sie seien, uns zu erzählen. Wer aber in gewaltsamer Hast etwa den Schatten ihres Namens aufgreift, wird vergeblich diesem das Geheimniss zu entreissen versuchen, das er trotz Foltern und Martern niemals verrathen wird.“ Das ist sehr niedlich gesagt, und der Vorwurf hastiger, übereilter Arbeit kann dem Kreuserschen Buche allerdings nicht erspart werden. Aber von selbst hellen sich wissenschaftliche Probleme nicht auf, und jeder der ein solches, mit den ihm zu Gebote stehenden Erkenntnissmitteln aufzuhellen unternimmt, verdient den Dank der Wissenschaft. Die Rhapsoden — mittheilend wie sie sind — thun doch heutzutage noch eben so spröde als vor vierzig Jahren. Manche aber der zuerst von Kreuser ausgesprochenen Gedanken und geltend gemachten Gesichtspunkte haben sich mehr und mehr als unzweifelhaft richtig herausgestellt, so dass ihm eine gewisse Anerkennung seines Bemühens nicht vorenthalten werden darf. Aber Lehrs' Recension geht in der That mehr auf den Nachweis des unmethodischen, zum Theil wüsten Verfahrens der Kreuserschen Untersuchung, als auf das Hervorheben seiner eigentlichen Grundgedanken und des Zusammenhangs, in welchem dieselben mit den vermeintlichen Ergebnissen seines früheren Buches stehen, ein. Dass die Wolfschen Gedanken nicht alle mehr in der Weise haltbar seien, in der sie von ihrem Urheber aufgestellt wurden, wird von Lehrs zugegeben. Zwar nicht der Grundgedanke über das späte Alter der Schreibkunst in Griechenland und ihrer Verwendung zu litterarischen Zwecken. Wolf habe sich blos darin geirrt, dass er sie etwas zu spät angesetzt[1]). Wohl aber andere

1) So viel aber sei ausgemacht: seit Wolf gebe es nur einen möglichen Beweis für Homerische Schreibkunst: das Dasein der Homerischen Gedichte selbst — eine Behauptung, die mir, offen gestanden, bei all ihrer Einfachheit doch nicht recht klar ist.

Gedanken, wie über die Diaskeuasten, über die Cykliker u. s. w. So habe auch Kreuser S. 215 mit Recht bemerkt, dass die Anordnung des Solon die Homerischen Gedichte als ein zusammenhängendes Ganze voraussetze, und diese Bemerkung wird ihm wiederholt als Verdienst angerechnet. Aber auf die Kreuserschen Hauptgedanken, dass zu einer Unterscheidung der Rhapsoden der Attischen Zeit und einer früheren Zeit in der Ueberlieferung des Alterthums nicht der mindeste Anhalt vorliege, ebensowenig zu der Behauptung, Homer sei durch Rhapsoden erhalten worden, dass überhaupt jede Veranlassung zu einer übermässigen Betonung der Rhapsodenthätigkeit und zu einer Zurückverlegung derselben in die ältesten Zeiten wegfalle, sobald man die unerwiesene Voraussetzung aufgebe, dass Homer seine Gedichte nicht selbst habe schriftlich aufzeichnen können, eine Voraussetzung, welcher Kreuser durch sein erstes Buch allen Boden glaubte entzogen zu haben — auf diese Gedanken wird in der Recension nicht eingegangen, ja sie werden in ihrer Eigenthümlichkeit gar nicht einmal hervorgehoben.

Auch Welcker nimmt im ersten Bande seines Epischen Cyklus dem Kreuserschen Buche gegenüber eine sehr vornehme, ablehnende Haltung ein. Den Verfasser zu bestreiten hält er offenbar für unter seiner Würde, und so äussert er sich S. 316 in einer Anmerkung blos dahin, derselbe habe den ungünstigsten Standpunkt getroffen, der nur genommen werden könnte. „Bei völlig ungeschichtlichen Voraussetzungen in der Hauptsache streitet er mit Eifer und Aufsehn gegen Wolfs unumstösslich richtige Unterscheidung der alten Homerischen Rhapsoden von den Athenischen zur Zeit des Xenophon und Platon, und indem er gegen den umsichtigsten und ernstesten Kritiker sich in Harnisch setzt, legt er ihm Dinge unter, spinnt sie aus und widerlegt sie, die dieser nie so behauptet hat. Bei freiem Geist und leichter Auffassung hat er einen lebhaften Widerwillen gefasst gegen die Unbehülflichkeit, den Mangel an geschichtlichem Sinn und die disputatorische Periergie „unsrer Gelehrten“. Aber als ob die Polemik gegen die Gelehrten ihn zur Geringschätzung der Gelehrsamkeit selbst fortrisse, lässt

er sich unzählige Unrichtigkeiten entschlüpfen, welche nicht alle ihm leicht werden hingehen lassen." Das letztere ist richtig und Kreuser verdient die Zurechtweisung, die ihm hier zu Theil wird. Welches aber Kreusers völlig unhistorische Voraussetzungen seien, sagt Welcker nicht. Gerade in seinem Munde aber nimmt sich dieser allgemein gehaltene Vorwurf etwas sonderbar aus, da nach meiner Ansicht, kein Philolog mit so vielen ungeschichtlichen, d. h. unerwiesenen, durch keine Ueberlieferung belegten und belegbaren Voraussetzungen in der Homerischen Frage operirt hat, als eben Welcker. Dass Wolfs Unterscheidung der alten Homerischen Rhapsoden von den Athenischen zur Zeit des Xenophon und Plato unumstösslich richtig sei, ist gleich eine derartige Voraussetzung. Denn von alten Homerischen Rhapsoden weiss die Geschichte einfach nichts. Erträumte Rhapsoden, Gebilde der Phantasie, die man sich erst erschaffen hat, von den geschichtlich überlieferten zu unterscheiden, mag nun ganz amüsant sein, aber eine solche Unterscheidung als unumstösslich richtig zu prädiciren, ist spasshaft. Auch Nitzsch ist im zweiten Theil seiner Meletemata viel weniger zur Anerkennung des zweiten Kreuserschen Buches geneigt gewesen, als es im ersten Theile dem früheren Buche gegenüber der Fall war. Aber er hat doch alle Kreuserschen Gedanken umsichtig geprüft, sorgfältig das haltbare und richtige an ihnen von manchen unhaltbaren Einfällen gesondert, und so in seiner gründlichen Weise die ganze Frage nach den Rhapsoden für unsre Erkenntniss nicht wenig gefördert.

Wenden wir uns nach diesen Vorbemerkungen zur Sache selbst, so ist ein Eingehen auf den Namen der Rhapsoden ziemlich unfruchtbar und nutzlos. Die von mehreren Alten aufgestellte Ableitung des Wortes von ῥάβδος und ᾠδή, wonach die Rhapsoden Stabsänger heissen sollen, weil sie bei ihren Vorträgen einen Stab oder Lorbeerzweig in der Hand hielten, eine Ableitung, die sich bereits Pindar Isthm. IV, 66 wohl im Hinblick auf Hesiod Theog. v. 30 erlaubt hat, ist sprachlich eben so unzulässig, als die auf dasselbe hinauslaufende Ableitung Welckers von ῥαπίς und ᾠδή. Vielmehr haben diejenigen das richtige gesehen, welche in ῥαψῳδός eine Zusammensetzung von ῥάπτω und ᾠδή er-

blickt haben, eine Etymologie, die gleichfalls Pindar bereits aufgestellt und für die sich denn auch Wolf erklärt hat. Rhapsoden sind demnach die Vortrager von ῥαπτὰ ἔπη. Das sind aber nichts weiteres als stichisch componirte Gedichte in Hexametern, die eine ununterbrochen aneinandergereihte Kette, einen εἱρμὸς καὶ ῥαφή bilden, so dass der Sache nach Menächmus, ein Schriftsteller aus unbekannter Zeit beim Scholiasten zu Pind. Nem. II, 1, wohl Recht hat, welcher berichtet τοὺς ῥαψῳδοὺς στιχῳδοὺς καλεῖσθαι, allerdings mit der zweifelhaften Begründung διὰ τὸ τοὺς στίχους ῥάβδους λέγεσθαι ὑπό τινων.

Die älteste Spur der Rhapsoden finden wir nun kurz vor der Solonischen Zeit. Herodot berichtet nämlich V, 66, Klisthenes, der Tyrann von Sicyon, habe bei einem Kriege mit Argos den Rhapsoden in Sicyon verboten, die Homerischen Gesänge an den Agonen zu recitiren, weil Argos und die Argiver im Homer so vielfach gepriesen würden. Dass einige Neuere ohne Grund diese Nachricht Herodots auf einen rhapsodischen Vortrag der cyklischen Thebais bezogen haben, ist bereits auf S. 200 bemerkt worden. Dieser Krieg des Klisthenes gegen Argos ist aber um Ol. 45 = 600 zu setzen.

Wollen wir aber wissen, was die Rhapsoden zu irgend einer Zeit thatsächlich gewesen sind, so sind wir auf die Mittheilungen Attischer Schriftsteller, und zwar des Xenophon und Plato, angewiesen. Aber auch sie berichten über dieselben nicht viel und nicht gerade günstiges. Als Sokrates in Xenophons Memorab. IV, 2, 10 den Euthydemus nach dem Grunde fragt, weshalb er so eifrig Bücher sammle, und dabei auch unter anderem fragt, ob er etwa ein Rhapsode werden wolle, denn man sage, er besitze die sämmtlichen Gedichte Homers, so weist Euthydemus diese Frage mit grosser Entrüstung von sich. Beim Zeus, ich denke nicht daran. Ich weiss, dass die Rhapsoden zwar die Gedichte genau kennen, aber selbst ganz einfältig sind — τοὺς γάρ τοι ῥαψῳδοὺς οἶδα μὲν ἔπη ἀκριβοῦντας, αὐτοὺς δὲ πάνυ ἠλιθίους ὄντας. Wir bemerken hierbei, dass Sokrates unmöglich den Euthydemus so hätte fragen können, wenn das Gewerbe der Rhapsoden etwa ein zunftmässiges, in einer besonderen Schule zu erlernendes gewesen wäre, und nicht

jeder von selbst sich hätte zum Rhapsoden ausbilden können, und dass man ferner die Rhapsoden als im Besitz eines vollständigen Exemplars der Homerischen Gedichte sich dachte. Etwas ähnliches lesen wir in Xenophons Symposion 3, 6. Auf welches Wissen thust du dir etwas zu gute, fragt hier Antisthenes den Niceratus. Mein Vater, giebt dieser zur Antwort, wollte aus mir einen rechtschaffenen Mann machen und zwang mich die ganzen Gedichte Homers zu lernen. Und jetzt könnte ich wohl die ganze Ilias und Odyssee auswendig hersagen. Weisst du nicht, fährt Antisthenes fort, dass auch alle Rhapsoden diese Gedichte können? Wie sollte ich das nicht wissen, da ich sie fast jeden Tag höre. Aber kennst du wohl eine einfältigere Menschenklasse als die Rhapsoden? In der That, sagte Niceratus, ich wüsste keine. Offenbar, sprach Sokrates, wissen sie nichts von den eigentlichen Gedanken der Dichtung, δῆλον γάρ, ὅτι τὰς ὑπονοίας οὐκ ἐπίστανται. Du aber hast dem Stesimbrotus und Anaximander und vielen anderen viel Geld gegeben, so dass dir alles wissenswerthe geläufig ist. Stesimbrotus und Anaximander befassten sich nämlich damals mit der allegorischen Erklärung Homers.

Etwas genauer lernen wir die Rhapsoden aus dem Platonischen Ion kennen. Ion aus Ephesus, der berühmteste Rhapsode seiner Zeit, wenigstens nach seiner Meinung, hat eben im musischen Agon[1]) am Asklepiusfeste in Epidaurus im Wettkampf der Rhapsoden den ersten Preis davongetragen und will nun auch in Athen an den Panathenäen seine Künste zeigen. Bei seinem Auftreten erschien er stattlich geschmückt in einem bunten Kleide, einen goldnen

1) Ion sagt, er komme von Epidaurus ἐκ τῶν Ἀσκληπιείων. Darauf fragt Sokrates μῶν καὶ ῥαψῳδῶν ἀγῶνα τιθέασι τῷ θεῷ οἱ Ἐπιδαύριοι; und Ion antwortet πάνυ γε, καὶ τῆς ἄλλης γε μουσικῆς. So konnte doch Sokrates unmöglich fragen, wenn Rhapsodenvortrag an Agonen etwas stehendes, selbstverständliches gewesen wäre. Andrerseits geht aus Ions Antwort deutlich hervor, dass wenigstens in späterer Zeit musische Agone auch Rhapsodenvorträge als einen Theil der Festfeier zulassen konnten. Für die früheren Zeiten fehlt es uns hierüber an jeglicher Nachricht. Für die spätere Zeit lässt sich die Zusammengehörigkeit rhapsodischer Vorträge mit musischen Agonen auch aus Inschriften belegen. So in der Böotischen Inschrift über den Agon der Amphiaraëa (s. Bernhardy Gr. Litt. II, 2 S. 11).

Kranz auf dem Haupte. Er trug aber nicht blos Homers Verse vor, sondern legte seinen Zuhörern auch den Sinn des Dichters aus. Gerade dies machte ihm bei seiner Kunst das meiste zu schaffen, aber er glaubte auch am schönsten unter allen Menschen über Homer zu sprechen; nach seiner Meinung hatte weder Metrodor aus Lampsakus, noch Stesimbrotus aus Thasus, noch Glaukon, noch sonst Jemand so viele und schöne Gedanken über Homer vorbringen können, als er. Ueber Hesiod, Archilochus und andre Dichter wusste er dagegen nichts zu sagen, aber diese Dichter waren ja auch viel schlechter als Homer, und ihm darum höchst gleichgültig. Wie das zuging, war ihm eigentlich selbst unklar und Sokrates setzt ihm nun des längeren auseinander, dass er nicht auf Grund einer wirklichen Einsicht, sondern einer Art ecstatischer Begeisterung für seinen Dichter über diesen so schön zu reden versteht. Dies giebt denn Ion im Ganzen auch zu, ohne freilich recht zu verstehen, was er damit eigentlich zugiebt. Sein Vortrag war äusserst lebendig und theatralisch. Wenn er etwas trauriges zu sagen hatte, füllten sich seine Augen mit Thränen. Bei furchtbaren und gewaltsamen Scenen sträubt sich ihm das Haar vor Furcht und sein Herz schlägt rascher, auch weiss er seine Zuhörer, oder vielmehr Zuschauer in eine seinen Affecten entsprechende Stimmung zu versetzen und dies thut er absichtlich, denn je mehr sie zu Thränen gerührt werden, desto grösser ist am Ende der Vorstellung seine Einnahme, danach richtet er sich auch von vornherein bei der Wahl der Stücke, die er zum Vortrag bringt.

Die damaligen Rhapsoden waren also eine Art routinirter Schauspieler, oder wenigstens handwerksmässiger Declamatoren. Die Verbindung prosaischer Vorträge zum Lobe Homers mit ihren Declamationen war wohl erst in jüngerer Zeit aufgekommen. Aber darüber, was die Rhapsoden in früherer Zeit gewesen sind, fehlt es uns an jeglichen Angaben. Rathen und muthmassen lässt sich darüber manches, wissen und nachweisen gar nichts. Declamatoren Homerischer Gedichte, wenn auch nicht gerade schauspielernde, müssen sie aber von jeher gewesen sein. Es kam vor, dass Dichter ihre eignen Werke vortrugen oder rhapsodirten, wie die Griechen in diesem Falle sagten: bekanntlich ist dies

von Xenophanes überliefert, und die Alten nahmen es auch von Homer und Hesiod an. Aber die Rhapsoden an sich, die gewerbsmässigen Rhapsoden, waren keine Dichter und waren es wohl auch zu keiner Zeit gewesen. Dass sie den Homer geflissentlich interpolirt, und demgemäss ihre eignen dichterischen Erzeugnisse für Homerische ausgegeben hätten, wird zwar vom Rhapsoden Cynäthus berichtet, aber keineswegs von den Rhapsoden in ihrer Gesammtheit. Wenn daher in neueren Darstellungen die älteren Rhapsoden — Cynäthus lebte erst um Ol. 69 — gewissermassen selbstverständlich als Dichterlinge und Fälscher, oder wohl gar als dem alten Homer ebenbürtige Dichter aufgefasst werden, als hätte es je in Griechenland eine Zeit gegeben, in welcher die epischen Dichter gleichsam haufenweise wie die Pilze aus der Erde geschossen wären, so ist das alles reine Phantasie und wissenschaftlich ohne jeden Belang. Die Rhapsoden wussten wohl sicherlich von jeher, dass der gewähltere Theil ihrer Zuhörer mit den Homerischen Gedichten aus eigner Lectüre vollkommen vertraut sei. So scheinen sie auch nur in grössere Städte gegangen zu sein, oder wenigstens an Orte, in denen besonders besuchte Feste gefeiert wurden.

Wenn es nun Wolf als einen besonders zu bekämpfenden Irrthum bezeichnet, sich die Rhapsoden lediglich als Sänger Homerischer Poesien zu denken, so hat er darin vielleicht Recht. Wenn er aber nun seinerseits behauptet, die Rhapsoden hätten ausser Homer auch Hesiod, überhaupt alle Epiker, später auch die Lyriker und Iambographen vorgetragen, ja lange Zeit sei der Vortrag durch Rhapsoden der einzige Weg gewesen, sein Talent an die Oeffentlichkeit zu bringen, die Rhapsoden seien demnach als die eigentlichen Träger der alten Litteratur bis auf die Solonische Zeit zu betrachten, so bedürfen diese Behauptungen, wie schon Nitzsch Melett. II p. 118 gezeigt hat, erheblicher Einschränkungen. Wolf stützt sich auf Plato de legg. II p. 658 D, Ion p. 530 B und Athen. XIV p. 620 C, endlich darauf, dass nach Diog. Laert. IX, 18 noch Xenophanes als Rhapsod seiner eignen Gedichte aufgetreten ist. Aber an der Platostelle in den Gesetzen ist blos vom rhapsodiren der Ilias und Odyssee und Hesiodischer Stücke die Rede, zugleich er-

fahren wir, dass die Rhapsoden auch damals, wenigstens unter den älteren Leuten, ein dankbares Publicum hatten[1]). Haben sie sich doch thatsächlich bis in die römische Kaiserzeit mit ihren Vorträgen und Wettkämpfen zu halten gewusst. In der Ionstelle erklärt Sokrates nicht ohne Ironie dem Ion, er habe schon oft die Rhapsoden um ihre Kunst beneidet. Denn diese verlange es, immer geschmückt und möglichst schön zu erscheinen, dabei sich mit zahlreichen guten Dichtern namentlich aber mit Homer, dem besten und göttlichsten der Dichter, anhaltend zu beschäftigen, und nicht blos seine Verse sondern auch seine Gedanken auswendig zu lernen. Das aber sei beneidenswerth. Es könne doch einer nicht Rhapsode werden, wenn er nicht das, was der Dichter sagt, verstehe. Denn der Rhapsode müsse für die Zuhörer der Ausleger von des Dichters Gedanken sein. Das alles giebt Ion zwar zu, aber nur um alsbald zu zeigen, dass er selbst diesen Anforderungen nur zum Theil zu genügen vermag. Denn er selbst kennt eigentlich nur seinen Homer, und kann über diesen nach seiner Meinung vortrefflich reden. Aber schon im Hesiod, geschweige denn in den übrigen Dichtern, weiss er keineswegs recht Bescheid. Der weitere Zusammenhang des Gesprächs ergiebt übrigens ganz deutlich, dass Sokrates bei einem Rhapsoden, der über Homer sprechen, und ihn nicht blos vortragen will, auch Kenntniss der übrigen Dichter, überhaupt tiefere Einsicht in das Wesen der Dichtkunst voraussetzt, keineswegs lässt sich aber aus demselben entnehmen, dass die Rhapsoden ausser Homer noch andere Dichter auswendig gelernt und vorgetragen hätten. Was aber die Athenäusstelle anlangt, so sind daselbst allerhand merkwürdige Notizen zusammengehäuft. Dass man die Rhapsoden auch Homeristen genannt habe, wird mit dem Zeugniss des Aristokles in seiner Schrift über die Chöre belegt. Die gegenwärtig aber so genannten Homeristen — offenbar können dies keine Rhapsoden gewesen sein — fährt Athenäus fort, habe zuerst Demetrius der Phalereer auf die Bühne gebracht. Wenn wir nun dann

---

1) ῥαψῳδὸν δὲ καλῶς Ἰλιάδα καὶ Ὀδύσσειαν ἤ τι τῶν Ἡσιοδείων διατιθέντα, τάχ' ἂν ἡμεῖς οἱ γέροντες ἥδιστα ἀκούσαντες νικᾶν ἂν φαῖμεν πάμπολυ.

bei ihm lesen: Χαμαιλέων δ' ἐν τῷ περὶ Στησιχόρου καὶ μελῳδηθῆναί φησιν οὐ μόνον τὰ Ὁμήρου ἀλλὰ καὶ τὰ Ἡσιόδου καὶ Ἀρχιλόχου, ἔτι δὲ Μιμνέρμου καὶ Φωκυλίδου, so handelt es sich hierbei offenbar gar nicht um Rhapsodenvorträge, sondern um Vorträge musikalischer Compositionen, die zu Stücken der genannten Dichter gemacht waren. Denn μελῳδεῖν Ὅμηρον und ῥαψῳδεῖν Ὅμηρον ist ein himmelweiter Unterschied, eine Thatsache, die man sicherlich nicht damit wird entkräften können, dass die Homeriden als Rhapsoden bei Pindar ῥαπτῶν ἐπέων ἀοιδοί heissen, und dass von den Rhapsoden bisweilen ᾄδειν statt ῥαψῳδεῖν, διατιθέναι oder ὑποκρίνεσθαι gesagt ist. Dass die Citharöden in alter Zeit Texte zu ihren Vorträgen auch aus Homer nahmen, lernen wir aus Plut. de mus. c. 3. So mögen sie auch Stücke aus Hesiod, Archilochus, Mimnermus und Phocylides in Musik gesetzt und vorgetragen haben, und dies mag der Sinn der angezogenen Stelle des Chamäleon sein. Sicherlich sind auch die seit Demetrius dem Phalereer aufgekommenen Homeristen, wenn auch nicht Citharöden, so doch Sänger in Musik gesetzter Homerischer Stücke gewesen. Erst dann folgen bei Athenäus Notizen, die sich auf Rhapsodenvorträge beziehen: Κλέαρχος δ' ἐν τῷ πρώτῳ περὶ γρίφων τὰ Ἀρχιλόχου (φησὶν) ὁ Σιμωνίδης ὁ Ζακύνθιος ἐν τοῖς θεάτροις ἐπὶ δίφρου καθήμενος ἐρραψῴδει. Λυσανίας δ' ἐν τῷ πρώτῳ περὶ ἰαμβοποιῶν Μνασίωνα τὸν ῥαψῳδὸν λέγει ἐν ταῖς δείξεσι τῶν Σιμωνίδου τινὰς ἰάμβων ὑποκρίνεσθαι. τοὺς δ' Ἐμπεδοκλέους καθαρμοὺς ἐρραψῴδησεν Ὀλυμπίασι Κλεομένης ὁ ῥαψῳδός, ὥς φησι Δικαίαρχος ἐν τῷ Ὀλυμπικῷ. Ἰάσων δὲ ἐν τρίτῳ περὶ τῶν Ἀλεξάνδρου ἱερῶν ἐν Ἀλεξανδρείᾳ φησὶν ἐν τῷ μεγάλῳ θεάτρῳ ὑποκρίνασθαι Ἡγησίαν τὸν κωμῳδὸν τὰ Ἡσιόδου, Ἑρμόφαντον δὲ τὰ Ὁμήρου. Hier handelt es sich aber offenbar um ganz singuläre Fälle. Dass Simonides der Zakynthier von einem Wagen herab rhapsodirte, war wohl eben so auffällig, als dass er Archilochus rhapsodirte, oder dass Mnasion Stücke aus Simonides' Iamben, oder endlich Kleomenes in Olympia die καθαρμοί des Empedokles zum besten gab. Das alles war sicherlich eben so vereinzelt, als wenn einmal wirkliche Schauspieler von Beruf, obendrein Komiker, auf den Einfall kamen im Theater zu Alexandria Hesiod und Homer zu declamiren, oder wenn, wie Diod. XIV, 109 er-

zählt, der Tyrann Dionysius Ol. 98, 1 Rhapsoden in glänzendem Aufzuge nach Olympia schickte, um hier seine eignen schlechten Gedichte zum Vortrag zu bringen. Unmöglich kann demnach aus der Athenäusstelle das herausgelesen werden, was Wolf aus ihr herausgelesen hat, und es wird sich vielmehr mit aller Bestimmtheit behaupten lassen, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, haben die Rhapsoden zu allen Zeiten nie etwas anderes als Homer und höchstens Hesiod vorgetragen. Sie zu Trägern und Bewahrern der gesammten älteren nicht geschriebenen und geschriebenen Litteratur bis auf Solon zu machen, ist eine ganz ungeheuerliche Behauptung [1]).

Fast ebenso ungeheuerlich ist aber auch die von Wolf und seinen Anhängern beliebte Annahme von Rhapsodenschulen. Dass uns von ihrem Vorhandensein auch nicht das allermindeste überliefert ist, darf uns in der That nicht Wunder nehmen. Solche Schulen hat es nicht gegeben und konnte es nicht geben, denn genau besehen sind sie geradezu undenkbar. Schulen, in welchen die Elemente der Wissenschaften, oder die Wissenschaften selbst gelehrt werden, waren den Griechen ebenso geläufig als uns. Ebenso war bei den Griechen die Musik Gegenstand schulmässigen Unterrichts. Aber Schulen, in denen es sich blos um die Kunst der Declamation handelt, wo also die Lehrer nichts weiter zu thun haben, als Gedichte, die sie auswendig wissen, durch unablässiges Vorsprechen ihren Schülern bis zu unfehlbarer Geläufigkeit einzuprägen, und die ganze Thätigkeit der Schüler sich darauf beschränkt, vorgesprochnes durch unablässiges nachsprechen sich anzueignen, bis man es soweit sicher im Kopf hat, um es auch anderen mitzutheilen, solche Schulen sind ein reines Unding. Es ist in der That merkwürdig, dass so viele scharfsinnige Gelehrte sich bei einem Begriffe haben beruhigen können, der jedes Versuches ihm eine concrete, anschauliche Basis zu geben, spottet. Dass Jemand, der Lust hatte Rhapsode zu werden, sich ein Exemplar des Homer verschaffte, es nach und nach aus-

1) Höchst ergötzlich ist die Art, in welcher J. V. Franke Callinus S. 140 f. beweist, dass Tyrtaeus durch Rhapsoden vorgetragen und jämmerlich interpolirt sei, namentlich aber, wie er die Erwähnung der Rhapsoden in eine Platostelle de legg. I p. 629 B hineininterpretirt.

wendig lernte und dann bei einem bewährten Rhapsoden in die Lehre ging, der ihm Anleitung zum guten, ausdrucksvollen Vortrag gab, ihm auch wohl Winke und Rathschläge ertheilte, um seine natürliche Gedächtnisskraft zu stärken, dürfte das einzig sachgemässe Verfahren gewesen sein. So konnte denn ein Rhapsode immerhin seine Schüler haben, die er sich zu Gehülfen seiner Kunst, vielleicht auch zu Rivalen heranbildete, aber damit kommen wir noch lange nicht zum Begriff der Rhapsodenschule im Wolfschen Sinne, in welcher das Auswendiglernen umfangreicher Gedichte ohne Hülfe der Schrift die Hauptsache war, so sehr die Hauptsache, dass ja Wolf durch die Annahme derartiger Schulen es begreiflich machen will, wie die Homerischen Gedichte bei blos mündlicher Conception und ebenso blos mündlicher Tradition sich dennoch im Ganzen und Grossen Jahrhunderte lang unverändert erhalten konnten. Freilich sind die von Wolf für die ältere Zeit angenommenen Rhapsodenschulen zugleich Dichterschulen. Denn nach seiner Meinung war jeder Rhapsode zugleich ein leidlicher Dichter, der sein Leben damit zubrachte, Gedichte zum Zweck des öffentlichen Vortrags zu machen und die von andern gemachten zu erlernen. Aber das sind wieder Meinungen, die völlig in der Luft schweben, und in der Ueberlieferung des Alterthums nicht den mindesten Anhalt haben. Wohl berichten die Alten, dass einige Dichter ihre eignen Gedichte rhapsodirt d. h. vorgetragen haben, aber deshalb betrachteten sie diese Dichter noch nicht selbst als Rhapsoden, davon aber, dass Rhapsoden neben Homerischer und Hesiodischer Poesie auch eigne Poesie vorgetragen hätten, weiss Niemand etwas.

Wenn daher Wolf seinen vermeintlichen Beweis der blos mündlichen Conception und Fortpflanzung der Homerischen Gedichte aufs kräftigste glaubte durch die Geschichte der Rhapsoden unterstützen zu können, so ist das höchst sonderbar. Die Geschichte der Rhapsoden beginnt für uns mit ihrer Vertreibung aus Sicyon durch den Tyrannen Klisthenes. Nun ist es wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass es schon vor jener Zeit Rhapsoden gegeben hat, nur hat man deshalb noch kein Recht die Geschichte der Rhapsoden weiter zurück zu verlegen, denn die Ge-

schichte beruht auf Thatsachen, wo aber Thatsachen fehlen, da fehlt auch die Geschichte, und es ist ein sehr unwissenschaftliches Verfahren, subjective Annahmen und Vermuthungen für Thatsachen auszugeben, und aus solchen vermeintlichen Thatsachen Geschichte zu construiren. Schliesslich muss noch darauf hingewiesen werden, dass das mündliche Einüben der Homerischen Gedichte in den angeblichen Rhapsodenschulen mit dem späteren mündlichen Einüben der Schauspieler und Choreuten durch die dramatischen Dichter nicht in Parallele gesetzt werden kann. Denn abgesehen davon, dass nur einzelne Dramatiker sich diesem Einüben selbst unterzogen, nicht wenige überliessen diese Arbeit einem berufsmässigen χοροδιδάσκαλος, so geschah jedes derartige Einüben allezeit auf Grund eines schriftlichen Exemplars und ist deshalb für uns völlig begreiflich. Das Einüben der Homerischen Gedichte soll ja aber ohne ein schriftliches Exemplar vor sich gegangen sein, und eben darum ist es für uns völlig unbegreiflich.

Wenn es nun auch zuzugeben ist, dass die Rhapsoden älter sind, als ihre erste geschichtliche Erwähnung sie erscheinen lässt, so sind es doch drei Gründe, die es wahrscheinlich machen, dass wir sie uns nicht um vieles älter denken dürfen. Der erste Grund liegt in einer Stelle der Aristotelischen Rhetorik III, 1, 3. Der Stagirite macht hier die äusserst wichtige Bemerkung, dass die ὑπόκρισις, d. h. der kunstvolle Vortrag oder die Darstellung durch einen andern, in die Kunst der Tragödie und der Rhapsodik spät eingetreten sei, während von Anfang an die Dichter selbst die Tragödie darstellten, und dem entsprechend das Epos recitirten. Es schliessen sich die betreffenden Worte: καὶ γὰρ εἰς τὴν τραγικὴν καὶ ῥαψῳδίαν ὀψὲ παρῆλθεν· ὑπεκρίνοντο γὰρ αὐτοὶ τὰς τραγῳδίας οἱ ποιηταὶ τὸ πρῶτον — unmittelbar an die voraufgehende Bemerkung an, dass noch Niemand die rednerische ὑπόκρισις behandelt habe. Kunstvoller Vortrag sei eben überhaupt erst spät aufgekommen, will Aristoteles sagen. Freilich nimmt Spengel an den Worten καὶ ῥαψῳδίαν Anstoss und ist geneigt sie für Interpolation zu halten. Es fehle der Zusatz καὶ ἔπη — eine Bemerkung, die ich nicht verstehe —, ausserdem sei ῥαψῳδία nicht die epische Dichtkunst, wie τραγική die tragische Kunst, sondern

die ὑπόκρισις der Gedichte selbst. Allein eine kleine Ungenauigkeit des Ausdrucks, und nur um eine solche handelt es sich hier, denn ob man sagt 'in der tragischen Poesie und beim Vortrag epischer Gedichte kam der kunstvolle Vortrag durch einen andern erst spät zur Anwendung' statt 'beim Vortrag der tragischen und epischen Poesie u. s. w.' ist doch ziemlich gleichgültig, eine kleine Ungenauigkeit des Ausdrucks also ist bei Aristoteles nicht besonders zu urgiren. Wie in aller Welt aber hätte man auf eine derartige Interpolation kommen sollen, da die in Rede stehende Thatsache doch sonst nicht gerade zu den allgemein bekannten und selbstverständlichen gehörte? Richtig ist es, dass man sich ῥαψῳδία ohne ὑπόκρισις überhaupt gar nicht denken kann, ausser eben in den Fällen, wo ein Dichter als Rhapsod seiner eignen Gedichte auftritt. Gerade deshalb aber können die Worte des Aristoteles nur den Sinn haben, dass die Rhapsodik überhaupt wie die Schauspielkunst eine ganz junge Institution sei. Sie könnte dann über das Zeitalter des Solon nicht viel hinausgehen, denn dieser hatte ja den Thespis der alten Sitte gemäss noch als Darsteller seiner eignen Stücke gesehen[1]). Nun liegt es aber doch wohl auf der Hand, dass, wenn Aristoteles behaupten konnte, der Vortrag epischer Gedichte durch ὑπόκρισις, also durch Rhapsoden, sei eine späte Einrichtung, er sich die Verbreitung der Homerischen Gesänge seit alten Zeiten auf andre Weise gedacht haben muss, als lediglich durch Rhapsoden bedingt, wie dies Wolf behauptet, und da dürfte wohl jede andere Art der Verbreitung als durch einfaches lesen oder vorlesen unauffindbar, überhaupt undenkbar sein.

Der zweite Grund liegt in der bereits für die Homeriden angeführten Stelle der Scholien zu Pindar Nem. II, 1, die ihre chronologische Bestimmung aus Hippostratus entlehnt hat, einem unbekannten Schriftsteller, der aber vermuthlich von dem Verfasser Sicilischer Genealogien, die in denselben Scholien zu Pyth. VI, 4 angeführt werden, nicht verschieden ist. Die ganze Stelle lautet: Ὁμηρίδας ἔλεγον τὸ μὲν ἀρχαῖον τοὺς ἀπὸ τοῦ Ὁμήρου γένους, οἳ καὶ τὴν

1) Plut. v. Solon. c. 29: ἐθεάσατο τὸν Θέσπιν αὐτὸν ὑποκρινόμενον, ὥσπερ ἔθος ἦν τοῖς παλαιοῖς.

ποίηcιν αὐτοῦ ἐκ διαδοχῆc ᾖδον· μετὰ δὲ ταῦτα καὶ οἱ ῥαψῳδοὶ οὐκέτι τὸ γένοc εἰc Ὅμηρον ἀνάγοντεc. ἐπιφανεῖc δὲ ἐγένοντο οἱ περὶ Κύναιθον, οὕc φαcι πολλὰ τῶν ἐπῶν ποιήcανταc ἐμβαλεῖν εἰc τὴν Ὁμήρου ποίηcιν· ἦν δὲ ὁ Κύναιθοc Χῖοc, ὃc καὶ τῶν ἐπιγραφομένων Ὁμήρου ποιημάτων τὸν εἰc Ἀπόλλωνα γεγραμμένον ὕμνον λέγεται πεποιηκέναι. οὗτοc οὖν ὁ Κύναιθοc πρῶτοc ἐν Cυρακούcαιc ἐρραψῴδηcε τὰ Ὁμήρου ἔπη κατὰ τὴν ἑξηκοcτὴν ἐννάτην Ὀλυμπιάδα, ὡc Ἱππόcτρατόc φηcιν. Dass zu lesen sei καὶ τοὺc ῥαψῳδοὺc — ἀνάγονταc, ist bereits bemerkt worden.

Diese Stelle giebt allerdings zu manchen Bedenken Anlass. Dass unter den οἱ περὶ Κύναιθον lediglich Cynäthus selbst zu verstehen sei, darf wohl nach dem stehenden Sprachgebrauch der späteren Gräcität auch hier angenommen werden. Aber der Hymnus auf Apollo, den Thucydides dem Homer selbst beilegt, soll von einem kaum 40 Jahre älteren Rhapsoden der 69. Olympiade verfasst sein? Allerdings nahm dies Voss an. Aber es erscheint doch kaum glaublich. Und wie soll Cynäthus es gemacht haben, um viele von ihm selbst gedichtete Verse in Homers Poesien einzuschieben, die damals doch schon längst in zahlreichen Exemplaren existirten. Sollen wir uns den Cynäthus etwa als Verfasser einer von ihm besorgten, aber stark interpolirten Ausgabe des Homer denken? Dies thut allerdings Welcker Ep. Cykl. I S. 359. Dann wäre es doch aber merkwürdig, dass sich von dieser Ausgabe sonst nicht die leiseste Spur findet. Doch dem sei, wie ihm wolle. Der Scholiast unterscheidet bestimmt die alten Homeriden, die leiblichen Nachkommen Homers, welche die in ihrem Besitz sich forterbenden Gedichte Homers vortrugen, ohne Rhapsoden zu sein, von den späteren Rhapsoden, welche in keiner persönlichen Beziehung mehr zu Homer standen. Als einer der berühmtesten unter den letzteren wird Cynäthus genannt, der zwar aus Chios war, aber mit den Homeriden nichts zu thun hatte. Er trat in der 69. Olympiade = 504 zuerst als Rhapsod in Syrakus auf, und dieser Umstand, also gerade die chronologische Angabe, wird mit einem Citat aus einem doch wohl Sicilischen Localschriftsteller belegt.

Vor der 69. Olympiade also hatte man diesem Zeugniss zufolge keine Rhapsoden in Syrakus gehört, mindestens kei-

nen öffentlichen Vortrag derselben vernommen. Um jene Zeit erhielten die Syrakusaner auch ihr Theater, und da die Rhapsoden meist in Theatern aufzutreten pflegten, so würde dies beides, wie schon Bernhardy[1]) bemerkt hat, recht gut zu einander passen. Dass man nun freilich viel früher schon den Homer in Syrakus gekannt, und zwar sehr genau gekannt hat, daran kann man vernünftigerweise nicht zweifeln. Hier steht man nun vor dem Dilemma: entweder die Homerischen Gedichte wurden Jahrhunderte lang in Griechenland auch ohne Rhapsoden verbreitet, oder aber, wenn factisch die Rhapsoden mit den Homeriden, und diese wieder mit den alten Aöden in ununterbrochenem Zusammenhang gestanden haben, wenn sie in den ältesten Zeiten die alleinigen Träger und Inhaber der epischen Poesie waren, so muss sich der Sicilische Schriftsteller geirrt haben, oder wenigstens müssen seine Worte arg verderbt überliefert sein.

Dieser Ansicht ist nun Welcker Ep. Cykl. I S. 223 ff. „Lange Zeit nach der Blüthe lyrischer Kunst in wenig entlegenen Städten, nach Aristoxenus von Selinunt (Ol. 29), Eunomos und Xenokritos von Lokri, an dessen Gründung die Syrakusaner Theil hatten, nach Ibykos von Rhegion, der namentlich auf die kleine Ilias in mehreren Bruchstücken deutet, ein Jahrhundert später als Stesichoros in Himera den Homer chorisch nachbildete, die Eriphyle der Thebais und der Epigonen, die Iliu persis, die Nosten, die Orestea, diese nach einem lyrischen Vorgänger Xanthos, und die Helena aufführte; später als Theagenes von Rhegion schon gelehrt über Homer schrieb (Ol. 66, 3), und als in Athen die Homerische Poesie durch neuere Veranstaltung im grössten Ansehn stand, hätte die blühende Kolonie Korinths den ersten Homerischen Rhapsoden bei sich auftreten gesehen? Später als Xenophanes von Kolophon, der gegen Homer und Hesiod geschrieben hatte, in Sicilien lebte? Später als Theognis in Sicilisch Megara lebte, später als Pindar zu dichten anfing, und nur wenige, etwa zehn bis fünfzehn Jahre früher als Epicharmos, sein Schüler Deinolochos und Phormis ihre mythologischen Komödien auf dem

1) Gr. Litt. I S. 280.

Theater dort aufzuführen begannen, hätte Syrakus den Homer, aller Bildung Anfang kennen gelernt? Unter den Komödien des Epicharmos waren Philoktetes und Odysseus der Freiwillige, der den Philoktet abholt, nach der kleinen Ilias, die Sirenen, der Kyklop, der schiffbrüchige Odysseus, der letzte in der geistreichsten ironischen Umgestaltung; und Deinolochos schrieb wohl auch den Telephos nicht ohne die Kypria, die Amazonen, wenn sie Achilles und Penthesilea, den passendsten Stoff, enthielten, nicht ohne die Aethiopis gelesen zu haben. Doch wozu Einzelheiten, wo die ganze alte Geschichte entgegensteht?“

Gewiss, der Welckersche Schluss wäre unabweislich, wenn er von richtigen Prämissen ausginge. Aber dies ist eben nicht der Fall. Wo sich Spuren Homerischer Poesie finden, da ist auf das Vorhandensein von Rhapsoden als ihrer Ueberbringer zu schliessen. Von diesem Satze geht Welcker aus. Es ist dies aber eine rein in der Luft schwebende Hypothese, die mitnichten in geschichtlicher Ueberlieferung wurzelt, und aus der nimmermehr geschichtliche Thatsachen zu folgern sind. Giebt man die unerwiesene Voraussetzung auf, dass Homers Gedichte nicht von Anfang an schriftlich aufgezeichnet seien, so fällt auch die Nöthigung weg, das Vorhandensein der Rhapsoden höher hinaufzurücken, als wir in der That durch bestimmte historische Ueberlieferung berechtigt sind. Um einer blosen Hypothese willen ein bestimmtes Zeugniss, das ihr widerspricht und das an sich nicht die geringste Spur kritischen Verderbnisses aufweist, zu verwerfen und für verdorben zu halten, ist unkritisch, oder vielmehr baare Willkür.

Doch Welcker geht noch weiter: „Eben so gewiss als die Falschheit der Angabe ist es, dass sie nicht dem Hippostratos selbst zur Last fällt. Er zeigt sich als Kritiker, indem er dem Homer einen ihm seit alten Zeiten, und noch von Thucydides beigelegten Hymnus abspricht, welche nun auch die Gedanken sein mochten, die man damals über die Stelle von dem Blinden in Chios hatte. Er legt ihn dem Cynäthus von Chios bei, den er, als einen Chier, sicher unter die Homeriden vom Geschlechte setzt (wobei man nur auf das Ganze des Satzes und nicht auf die Nebenbestimmung darin sehen muss); aber noch gewisser, als den Ver-

fasser dieses Hymnus, sich nicht dritthalb hundert Jahre später dachte als Kreophylos, Arktinos und andre Homerische Dichter, sondern als einen der ersten Rhapsoden, welche die ältere Poesie vortrugen und neue hinzudichteten, als einen aus der Zeit, wo diese überhaupt am meisten im Ruhme glänzten.“ Aber auch dieses Räsonnement ist hinfällig. Mit Bestimmtheit können wir in dem angeführten Scholion nur die letzten Worte οὗτος οὖν κτλ. dem Hippostratus beilegen, gerade diejenigen also, welche in der bei Boeckh gleich darauf folgenden kürzeren Fassung des Scholions fehlen, und welche auch Eustathius, wo er in seiner Einleitung über Cynäthus spricht, unberücksichtigt gelassen hat, die eben beide auch nichts von Hippostratus wissen. Also blos die chronologische Bestimmung. Ob von dem vorhergehenden etwas als Eigenthum des Hippostratus zu betrachten ist oder nicht, ist völlig ungewiss, und es ist ganz gut möglich, dass von alle dem gar nichts auf Hippostratus zurückgeht. Wir sind also durch nichts berechtigt, den Hippostratus für einen Kritiker zu halten, welcher den Hymnus auf Apollo dem Homer abgesprochen, und auf diesen vermeintlichen Erweis seiner kritischen Einsicht hin zu behaupten, er könne unmöglich den Cynäthus so spät gesetzt haben. Dafür aber, dass er den Cynäthus, weil er ein Chier war, für einen Homeriden von Geschlecht gehalten habe, fehlt es erst recht an jeglichem Anhalt. Das widerspricht ja dem Wortlaut des Scholions, welches ja gerade die Homeriden von Geschlecht von den späteren Rhapsoden, zu denen es den Cynäthus rechnet, unterscheidet, aufs allerentschiedenste.

Und nun erst Welckers Emendation! Cynäthus soll identisch sein mit dem Laconischen Dichter Kinäthon, der uns nicht etwa als Rhapsod überliefert ist, von dessen Anwesenheit in Syrakus wir ferner nicht das mindeste wissen, ein solcher bekannter älterer Rhapsod in Syrakus muss doch aber vernünftigerweise überliefert sein, wenn er an Stelle des Cynäthus treten soll, — sondern der uns als Verfasser der kleinen Ilias, oder der Telegonie, auch wohl der Oedipodie aus Ol. 3—4 genannt wird, und den Pausanias als Verfasser von Genealogien kennt. Statt κατὰ τὴν ἑξηκοστὴν ἐννάτην Ὀλυμπιάδα soll κατὰ τὴν ἕκτην ἢ τὴν ἐννάτην

Ὀλυμπιάδα gelesen werden. Wo findet sich wohl eine derartige chronologische Bestimmung? Obenein soll nun dieser Kinäthon, der nach einer zweifelhaften Ergänzung der Borgianischen Tafel ein Chier gewesen ist, ein von dort erst nach Lacedaemon eingewanderter Homeride von Chios und mit einem Korinthischen Dichter Αἴθων oder Αἴςων identisch sein. In alle dem kann ich nichts als haltlose Combinationen erblicken, die alles und jedes thatsächlichen Grundes entbehren. Welcker hat denn auch von der Richtigkeit seiner Vermuthung Niemand überzeugen können.

Der dritte Grund aber, der meines Erachtens dafür spricht, das Auftreten der Rhapsoden in verhältnissmässig späte Zeit herabzurücken, liegt in unsrer Ueberlieferung über die Anordnung eines geordneten, zusammenhängenden Rhapsodenvortrags durch Solon oder Hipparch. Wären die Rhapsoden wirklich das gewesen, was sie nach der Wolfschen Annahme sein sollen, eine uralte dichterische Kunstgenossenschaft, so wäre eine solche Anordnung des Solon oder Hipparch rein unbegreiflich. Fürwahr die Rhapsoden müssten seltsame Tröpfe gewesen sein, wenn sie nicht längst darauf gekommen wären, dass es in ihrem eignen Kunstinteresse, wie nicht minder im Interesse der Sache läge, die Homerischen Gesänge nicht in buntem Durcheinander, sondern hübsch in sachlich oder zeitlich geordneter Reihenfolge vorzutragen. Und es hätte, nachdem sie bereits Jahrhunderte existirt, erst auf fremdem Boden ein Nichtrhapsod sie auf das Zweckmässige eines solchen Verfahrens aufmerksam machen, ja sie zum einhalten desselben an öffentlichen Festen durch gesetzliche Bestimmungen nöthigen sollen? — Nimmt man dagegen, von der Thatsache ausgehend, dass sich die Rhapsoden eigentlich nicht über die Solonische Zeit zurückverfolgen lassen, an, dass dieselben damals eine ziemlich neue Erscheinung waren, dass eben einzelne auf solche Weise mit Vorträgen Homerischer Poesien auftraten, die gar bald in Aufnahme beim Publicum kamen, so begreift es sich, dass ein Mann wie Solon oder Hipparch, kurz ein Staatsmann, dem es um allgemeine Bildung des Volkes zu thun war, die grosse Bedeutung dieser neuen Institution erkannte, durch welche auch denen, welche nicht lesen und schreiben konnten, eine Bekanntschaft mit den höheren Geistesschätzen

der Nation vermittelt werden konnte, dass er derselben seine besondere Aufmerksamkeit widmete, und es so einzurichten suchte, dass dem Publicum die Homerischen Poesien auf diese Weise wenn nicht in ihrer Totalität, so doch in grösseren, zusammenhängenden Complexen vorgeführt wurden.

Die Triftigkeit unsres obigen dritten Grundes wird nun eigentlich auch noch dadurch bestätigt, dass sich die Anhänger der Wolfschen Hypothese zu der Behauptung haben fortreissen lassen, das gemeinschaftliche Auftreten der Rhapsoden, also der Vortrag ἐξ ὑποβολῆς oder ἐξ ὑπολήψεως, sei eine uranfängliche Sitte gewesen. Dies hat schon Wolf selbst in den Vorlesungen S. 10 behauptet, und in den Prolegomenen wenigstens angedeutet [1]). So fasste ja auch Heyne, wie wir S. 273 gesehen haben, den Ausdruck des Pindarischen Scholions, die Homeriden auf Chios hätten die Homerischen Gedichte ἐκ διαδοχῆς gesungen, in demselben Sinne. Welcker verwirft diese Auffassung. Da es ihm aber gar nicht ausgemacht scheint, dass die Aöden älter seien als die Rhapsoden (Ep. Cykl. I S. 336), so findet er dafür Spuren dieses gemeinschaftlichen Vortrags schon im Homer selbst. „Die Abwechslung der Aöden," sagt er S. 348, „muss eine sehr alte Sache sein, da wir sie in der Ilias I, 604 von den Musen geübt sehen. Denn nichts andres kann ἀμειβόμεναι ὀπὶ καλῇ bedeuten. Es ist Gesang zum Mahle, Apollo spielt die Phorminx, und das Lied dazu singen die Musen, die ihrer mehrere sind, und da zum epischen Liede ein Chor nicht gehörte, eine nach der andern theilweise, wie ein Grammatiker richtig erklärt." Der Grammatiker sagt nämlich ἐκ διαδοχῆς καὶ παρὰ μέρος ᾖδον. Doch wir haben schon oben bemerkt, dass es eine seltsame Voraussetzung Welckers ist, den Gesang der Musen mit aller Gewalt für einen epischen zu halten. Warum hier nicht an chorisches Singen gedacht werden soll, ist gar nicht abzusehen. „Ebenso singen sie den Threnos bei der Leiche des Hektor in der Odyssee (XXIV, 60) und der der Andromache, der Hekabe, der Helena in der Ilias um denselben Helden giebt uns das Bild dieser Folge." Aber Andromache, Hekabe, Helena singen in der Ilias keinen Threnos, ja sie singen, wie wir gesehen

1) Vgl. Prolegg. p. XCVI.

haben, überhaupt nicht. Eine Berufung auf sie um den hypoleptischen Vortrag der Rhapsoden als uralt zu erweisen, ist völlig unstatthaft. Ebenso wenig können ihre Reden uns ein Bild geben für den vermeintlich hypoleptischen Gesang der Musen. In der Odyssee singen die Musen um den Leichnam des Achill (nicht des Hektor) allerdings den Threnos — ἀμειβόμεναι ὀπὶ καλῇ θρήνεον, aber ein Threnos ist zu allen Zeiten als ein lyrisches Klagelied zu betrachten, bei welchem eine Vertheilung unter einzelne Choreuten etwas selbstverständliches ist. Nach meinem Dafürhalten erklärt Ameis ganz richtig: „θρήνεον d. i. ἦσαν θρήνων ἔξαρχοι ω 721. Denn die Musen vertreten hier die Stelle der dort erwähnten ἀοιδοί, die Nereiden dagegen bilden den Chor der sonst angestellten Klageweiber", bei welcher Erklärung eine Berufung auf die drei Troischen Heroinen gar nicht in Betracht kommt und jedes Heranziehen der bei den Festgesängen sich ablösenden Rhapsoden unstatthaft erscheint.

Ebenso misslich steht es mit der Welckerschen Annahme agonistischer Rhapsodenvorträge in alter Zeit. Offenbar genügt nämlich selbst die Annahme von Rhapsodenschulen nicht, um die Erhaltung der Homerischen Gedichte in ihrem ganzen Umfange zu erklären, wenn die Rhapsoden nicht Gelegenheit hatten, den ganzen Homer vorzutragen. Wenn sie blos einzelne Partien vortragen konnten, so lag es in der Natur der Sache, dass sie sich von der gewiss nicht leichten Aufgabe, den ganzen Homer auswendig zu lernen, dispensirten, sich vielmehr auf eine Anzahl besonders beliebter oder zum Vortrage geeigneter Stücke beschränkten. Dies musste aber unvermeidlich zur Folge haben, dass man die übrigen vernachlässigte und allmälich ganz vergass. Gab es dagegen nicht allzu selten Gelegenheit, den Homer in seinem ganzen Umfange vorzutragen, so war eine solche Vernachlässigung nicht zu befürchten, ja sie verbot sich von selbst. Eine solche Gelegenheit wird nun von Welcker in den feierlichen Agonen der Griechen an den grossen Festen angenommen (S. 347). Dass dies eine blose Voraussetzung, und uns thatsächlich darüber nichts bekannt sei, giebt er selbst zu. Aber gerade dieser Umstand macht die ganze Sache höchst bedenklich. Ueber die allmälichen Wandlungen beim grossen ἀγὼν μουσικός der

Pythien sind wir aus Paus. X, 7, 2 und Strabo IX p. 421 ziemlich gut unterrichtet. Nicht die Spur von Rhapsodenvorträgen. Stesander aus Samos wird von Timomachos bei Athen. XIV p. 638 A als der erste genannt, welcher in Delphi Schlachtscenen aus Homer als Citharöde vortrug[1]). Auch Terpanders Vortrag Homerischer Poesien an Agonen war, wie wir gesehen haben, ein citharödischer und melischer. Aber Homerische Poesien zur Cithara vortragen und sie rhapsodiren ist eben zweierlei. Wenn aber Rhapsodenvorträge an den Agonen schon in alter Zeit üblich waren, wie soll man es sich erklären, dass sie gerade hier am berühmtesten Agon fehlten, oder dass, wenn sie dennoch vorhanden waren, von ihnen gar keine Rede ist? Auch für den ἀγὼν μουσικός der Nemeen und Isthmien wird uns nichts von Rhapsodenvorträgen berichtet. Wir finden solche an Agonen überhaupt erst in Attischer Zeit, sogenannte agonistische Vorträge aber, wie Welcker sich ausdrückt, d. h. Vorträge der ganzen Poesien, oder wenigstens zusammenhängender grösserer Partien an Agonen, werden als ausschliesslich Attische Einrichtung des Solon oder Hipparch angegeben.

Liesse es sich demnach in der That erweisen, oder selbst nur wahrscheinlich machen, dass der agonistische Vortrag der Rhapsoden schon von Anfang an vorhanden gewesen sei, so würden wir dadurch nur in die unangenehme Lage versetzt werden, die positiv überlieferten Zeugnisse über die Einrichtung des agonistischen Rhapsodenvortrags durch Solon oder Hipparch als einer ganz neuen wichtigen Einrichtung zu beseitigen, oder wenigstens abzuschwächen. Denn wenn die agonistische Vortragsweise von jeher üblich war, wie konnte man da auf den wunderlichen Einfall kommen, dieselbe einem Staatsmann aus verhältnissmässig später Zeit als besonderes Verdienst anzurechnen, während dieser doch

---

1) Τιμόμαχος δ' ἐν τοῖς Κυπριακοῖς Στήσανδρον λέγει τὸν Σάμιον ἐπὶ πλεῖον αὐξῆσαι τὴν τέχνην, καὶ πρῶτον ἐν Δελφοῖς κιθαρῳδῆσαι τὰς καθ' Ὅμηρον μάχας ἀρξάμενον ἀπὸ τῆς Ὀδυσσείας (ἀπὸ Πατροκλείας vermuthet Düntzer, zuletzt in den Homer. Fragen S. 178. ἀπὸ τῆς Ἀριστείας Nitzsch Sagenp. S. 358 — es soll Διομήδους ἀριστεία als ἀριστεία κατ' ἐξοχὴν gemeint sein — ἀπὸ Διομηδείας Bergk Gr. Litt. I S. 439. 497, alles dreies vollkommen willkürlich).

höchstens die Ehre beanspruchen konnte, eine ausserhalb seiner Heimath längst vorhandene Einrichtung auf Attischen Boden verpflanzt zu haben? Nun ist doch sicherlich eine Annahme nur dann als wahrscheinlich zuzulassen, wenn ihrer Anwendung keine Thatsachen widersprechen. Positive Ueberlieferungen des Alterthums aber, denen keine anderen glaubwürdigeren, oder ebenso glaubwürdige Ueberlieferungen widersprechen, haben in der Alterthumswissenschaft den Rang und den Werth von Thatsachen. Wenn derartige Thatsachen einer Annahme widersprechen, so ist dieselbe unhaltbar, und wenn sich dieser Widerspruch nur durch künstliche Interpretation verdecken lässt, so ist sie mindestens höchst zweifelhaft. Dies ist aber mit der ganzen Annahme vom Vorhandensein der Rhapsoden, ihrer Schulen und ihrer agonistischen Vortragsweise schon in alter Zeit der Fall, und da diese Annahmen wiederum zur Unterstützung einer andern nicht minder unwahrscheinlichen Annahme ersonnen sind, so stürzen sie eben sammt und sonders als unhaltbar zusammen.

Allerdings ist zuzugeben, dass es mit der Nachricht von der Einrichtung agonistischer Rhapsodenvorträge in Athen, soweit sie Solon betreffen, gewisse Bedenken hat, ein Umstand, auf den wir um so mehr näher einzugehen haben, weil seine Erledigung uns den Weg zur Kritik der angeblichen Sammlung der Homerischen Gesänge durch Pisistratus, und somit zum Schlussstein des ganzen Wolfschen Gebäudes bahnen soll. Thatsache ist, dass an den grossen Panathenaeen in Athen die Gedichte Homers von Staatswegen vorgetragen wurden. Dies berichtet Lykurg adv. Leocr. 102 in folgenden Worten: βούλομαι δ' ὑμῖν καὶ τὸν Ὅμηρον παρασχέσθαι ἐπαινῶν· οὕτω γὰρ ὑπέλαβον ὑμῶν οἱ πατέρες σπουδαῖον εἶναι ποιητήν, ὥστε νόμον ἔθεντο καθ' ἑκάστην πενταετηρίδα τῶν Παναθηναίων μόνου τῶν ἄλλων ποιητῶν ῥαψῳδεῖσθαι τὰ ἔπη, ἐπίδειξιν ποιούμενοι πρὸς τοὺς Ἕλληνας, ὅτι τὰ κάλλιστα τῶν ἔργων προῃροῦντο. Der letztere Zusatz wäre offenbar sehr übel angebracht, wenn gesetzlich festgesetzte Vorträge Homerischer Poesien an Agonen in Griechenland schon längst allgemeine Sitte gewesen wären. Sollten aber die Worte den Sinn haben, dass das eigenthümliche der Athenischen Einrichtung in der ausschliess-

lichen Berücksichtigung der Homerischen Poesie bestanden hätte, während man in anderen Städten auf Grund gesetzlicher Bestimmung neben Homer auch andere Dichter zuliess, so würde sich in diesem Falle mindestens ergeben, dass an den nicht Attischen Agonen schwerlich die Homerischen Gedichte in ihrem ganzen Umfange zum Vortrag kamen. In welchem Umfange diese Poesien an den Panathenaeen vorgetragen wurden, ob ganz, oder nur stückweis, ob Ilias und Odyssee, oder blos die eine Dichtung und welche, bekommen wir nun freilich an der angezogenen Stelle nicht zu erfahren, ebensowenig von wem und zu welcher Zeit diese Anordnung ausgegangen ist. Ganz grundlos und mir völlig unverständlich ist es daher, wenn Sengebusch in der Dissert. posterior p. 113 gerade diese Stelle der Leocratea zum Beweise dafür anführt, dass das Gesetz, wonach die Gedichte Homers an den Panathenaeen ausschliesslich zum Vortrag kommen sollten, in die Vorsolonische Zeit hinaufreichen müsse. Es erinnert dies einigermassen an die jetzt glücklicherweise verschollene Abhandlung von S. F. Dresig Commentatio critica de rhapsodis quorum vera origo antiquitas et ratio ex auctoribus et scholiastis Graecis traditur, Lips. 1734, in welcher dieselbe Stelle der Leocratea wiederholt zum Beweise dafür dienen muss, dass, weil hier der Vortrag der Gedichte Homers als eine Einrichtung der Vorfahren angegeben wird, der Gesetzgeber Lykurg nicht der erste sein könne, der die Gedichte Homers nach Griechenland gebracht habe. Dem biedern Magister ist nämlich von p. 29 seiner Abhandlung an die kleine Menschlichkeit begegnet, den Redner Lykurg hartnäckig mit dem Spartanischen Gesetzgeber gleiches Namens zu verwechseln.

Dem Verfasser des Platonischen Hipparch zufolge hat nun Hipparch diese Anordnung getroffen, indem er zuerst den Homer nach Athen brachte und die Rhapsoden zwang, ihn an den Panathenaeen ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς vorzutragen, wie dies noch jetzt geschehe. Der Dialog Ἵππαρχος ἢ φιλοκερδής wurde von Thrasyllus für ächt gehalten, ob von den Alexandrinern wissen wir nicht. Dass aber seine Aechtheit schon im Alterthum von einigen bezweifelt wurde, zeigt Ael. V. H. VIII, 2: λέγει δὲ Πλάτων ταῦτα, εἰ δὴ ὁ Ἵππαρχος

Πλάτωνός ἐστι τῷ ὄντι. Von den neueren Gelehrten wird der kleine Dialog wohl einstimmig dem Plato abgesprochen. Mit welchem Rechte, kann hier natürlich nicht untersucht werden. Immerhin muss er im Kreise der Sokratiker, wahrscheinlich also in Athen, entstanden sein, und seine Abfassungszeit reicht zweifelsohne über die Alexandrinische Zeit zurück. Denn wenn Thrasyllus Schriften in das Platonische Corpus aufgenommen hätte, welche in der Sammlung des Aristophanes von Byzanz noch gar nicht vorhanden waren, so würde sich sicherlich in den Schriften der Neuplatonischen Commentatoren irgend eine Andeutung dieses Umstandes finden, auch würde wohl Diogenes von Laerte etwas davon wissen. In dieser Schrift heisst es nun p. 228 B, Hipparch der älteste und weiseste von Pisistratus Söhnen habe zuerst die Gedichte Homers nach Athen gebracht und die Rhapsoden genöthigt, sie an den Panathenaeen der Reihe nach vorzutragen, indem einer den andern ablöste, wie sie dies noch jetzt thun — τὰ Ὁμήρου ἔπη πρῶτος ἐκόμισεν εἰς τὴν γῆν ταυτηνί, καὶ ἠνάγκασε τοὺς ῥαψῳδοὺς Παναθηναίοις ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς αὐτὰ διιέναι, ὥσπερ νῦν ἔτι οἵδε ποιοῦσι. Auch den Anakreon aus Teos habe er nach Athen kommen lassen, den Dichter Simonides aus Keos aber stets um sich gehabt, und ihn dazu durch reichen Lohn und Geschenke vermocht. Dies habe er aber in der Absicht gethan, seine Mitbürger zu bilden, wie er denn auch weiterhin für die Bildung seiner ländlichen Unterthanen gesorgt habe. Was in dieser Schrift über den Tod des Hipparch gesagt wird, stimmt nun nicht mit der Darstellung des Thucydides, ein Umstand indes, der, wie wir noch sehen werden, nicht gerade schwer ins Gewicht fällt. Deshalb kann seine Notiz über die Einführung des Homer in Athen durch Hipparch und die Anordnung, die er in Betreff der Rhapsoden getroffen, immerhin richtig sein, und da wir gegen die Richtigkeit seiner Angabe kein gleich altes Zeugniss aufbringen können, dieselbe auch an sich nichts unwahrscheinliches hat, so ist sie eben als das älteste Zeugniss für den rhapsodischen Vortrag Homerischer Gesänge in geordneter Reihenfolge an den Panathenaeen zu Grunde zu legen.

Es fragt sich nur, was hat der Verfasser mit seiner Angabe sagen wollen, Hipparch habe den Homer zuerst in

dieses Land gebracht. Schwerlich war es seine Meinung, dass vor Hipparch kein Mensch in Athen den Homer gekannt oder gelesen habe, eine Ansicht, die für einen Griechen wohl überhaupt unfassbar war. Er hat vielmehr wohl nur das sagen wollen, Hipparch sei der erste gewesen, der durch seine Massnahmen die Homerischen Gesänge zu einem Gegenstand der öffentlichen Volksbildung gemacht habe eben durch Einführung regelmässiger rhapsodischer Vorträge, welche die Gedichte in ununterbrochener Reihenfolge und im Zusammenhange zur Anschauung brachten. Ueber die Bedeutung der Worte ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς kann wohl kein Zweifel sein. Wenn der Verfasser aber sagt, Hipparch habe die Rhapsoden gezwungen dies zu thun, so geht doch daraus hervor, dass nach seiner Ansicht die Rhapsoden dies damals nicht von selbst gethan haben würden, es auch anderwärts nicht thaten, sondern dass sie eben beliebige Stücke der Gedichte zum Vortrage brachten.

Einer andern Tradition zufolge scheint man aber nicht Hipparch, sondern Solon für den Urheber dieser Einrichtung gehalten zu haben. Diogenes Laertius nämlich berichtet I, 2, 57 unter allerlei schlecht geordneten Mittheilungen, die er über die Gesetze und Einrichtungen des Solon macht, auch folgendes: τά τε Ὁμήρου ἐξ ὑποβολῆς γέγραφε ῥαψῳδεῖσθαι, οἷον, ὅπου ὁ πρῶτος ἔληξεν, ἐκεῖθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον. Damit übereinstimmend Suidas: ὑποβολή· ὁμοιότης, προσθήκη. Σόλων δὲ τὰ Ὁμήρου ἐξ ὑποβολῆς ἔγραψε ῥαψῳδεῖσθαι, οἷον, ὅπου ὁ πρῶτος ἔληξεν, ἐκεῖθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον. Dass Diogenes aus Suidas interpolirt sei, hat, wie bereits Bernhardy bemerkt, schon an und für sich nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit für sich, ja es schwindet diese völlig, wenn man bedenkt, dass sich die Stelle schon in den ältesten Handschriften des Diogenes findet, die wie eine Florentiner (Plut. LXIX cod. 13) und eine Neapolitaner nach Cobet aus dem 12. Jahrhundert stammen, deren Archetypus also möglicherweise über die Zeit des Suidas zurückreicht. Dagegen ist manches aus Diogenes in das Lexikon des Suidas gewandert, und so könnte dies auch mit vorliegender Stelle der Fall sein. Wahrscheinlicher ist es wohl aber, dass beide unabhängig von einander dieselbe Quelle benutzten. Wie sollte wohl sonst Suidas zu der Erklärung

ὁμοιότης, προσθήκη kommen? Jedenfalls aber bilden Diogenes und Suidas der Sache nach blos ein Zeugniss. Diogenes fährt nun nach den angeführten Worten fort: μᾶλλον οὖν Σόλων Ὅμηρον ἐφώτισεν ἢ Πεισίστρατος, ὥς φησι Διευχίδας ἐν πέμπτῳ Μεγαρικῶν. ἦν δὲ μάλιστα τὰ ἔπη ταυτί· οἳ δ' ἄρ' Ἀθήνας εἶχον καὶ τὰ ἑξῆς.

Es scheint nun zunächst ganz selbstverständlich, dass die erklärenden Worte zu ἐξ ὑποβολῆς — οἷον ὅπου ὁ πρῶτος ἔληξεν, ἐκεῖθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον sich mit dem im Hipparch gebrauchten ἐφεξῆς als Zusatz zu ἐξ ὑπολήψεως decken. Danach müsste ἐξ ὑποβολῆς und ἐξ ὑπολήψεως dasselbe sein, wie dies auch Wolf, Boeckh u. A. angenommen haben. Wolf erklärte demgemäss Prolegg. p. CXLI die Einrichtung Solons dahin, dass während früher einzelne Rhapsodien ohne irgendwelche Ordnung des Inhalts und der Zeit gesungen wurden, jetzt mehrere Rhapsoden angehalten wurden, einander in bestimmter sachlicher Reihenfolge abzulösen, so dass nun ihr Vortrag ein zusammenhängendes Gefüge (eine ῥαφή) bildete. Dieselbe Einrichtung werde nach einer andern Tradition auch dem Hipparch beigelegt. Als die Richtigkeit der Wolfschen Identificirung und Auffassung beider Ausdrücke von Nitzsch Indag. per Odyss. interpol. praep. I p. 28—40 in Zweifel gezogen war (ἐξ ὑποβολῆς könne nichts andres sein, als nach Vorschrift), so fand sie an Boeckh im Berliner Sommerkatalog von 1834 einen Vertheidiger. Unter anderem stützte sich Boeckh auf eine Teische Inschrift, in welcher auf drei verschiedenen Altersstufen stehende Sieger in Schulleistungen namhaft gemacht werden. In der älteren Altersstufe wird genannt ein Sieger ὑποβολῆς ἀνταποδόσεως und ἀναγνώσεως, in der mittleren Sieger in vier Gegenständen, nämlich ὑποβολῆς, ἀναγνώσεως, πολυμαθίας, ζωγραφίας. Die jüngste Altersstufe macht Sieger namhaft in 11 Gegenständen. Der erste ist nicht erhalten, doch ergänzt Boeckh als solchen gleichfalls ὑποβολῆς. Es folgen Sieger (doch sind die Namen nur theilweis erhalten) ἀναγνώσεως, καλλιγραφίας, λαμπάδος, ψαλμοῦ, κιθαρισμοῦ, κιθαρῳδίας, ῥυθμογραφίας, κωμῳδίας, τραγῳδίας, μελογραφίας. Was ὑποβολή in dieser Inschrift sei, werde klar aus einer ähnlichen Inschrift von Chios (C. I. T. II n. 2214), in welcher ohne verschiedene Altersstufen zu

unterscheiden, Sieger in 4 Schulfächern namhaft gemacht werden, nämlich ἀναγνώσεως, ῥαψῳδίας, ψαλμοῦ, κιθαρισμοῦ. Dass die Reihenfolge der Fächer in beiden Inschriften eine verschiedene sei, sei gleichgültig. Es könne aber nicht bezweifelt werden, dass ὑποβολή in der einen dasselbe sei wie ῥαψῳδία in der anderen. Demnach erscheine ὑποβολή als eine Art terminus technicus. Daraus aber ergebe sich die Nothwendigkeit die Diogenesstelle im Sinne Wolfs zu interpretiren. ὑποβολὴ ἀνταποδόσεως möge wohl von der einfachen ὑποβολή nicht sehr verschieden gewesen sein. Man sieht aber leicht, dass diese Stütze Boeckhs sehr morsch ist. Die Teische Inschrift ist nicht vollständig erhalten. Immerhin kann noch eine besondere Uebung ῥαψῳδίας darauf gestanden haben, und dann wäre das ganze Räsonnement hinfällig, das so wie so nicht zwingend ist.

Es ist aber wie Nitzsch behauptet und Hermann dann 1834 in einer Abhandlung 'quid sit ὑποβολή et ὑποβλήδην' (Opusc. V p. 300) alsbald gegen Boeckh ausführlich dargethan hat, eine Identificirung der Ausdrücke ἐξ ὑποβολῆς und ἐξ ὑπολήψεως sprachlich unmöglich. Von dem Rhapsoden, welcher den Faden seines Vorgängers aufnimmt, kann sicherlich gesagt werden, er trage vor ἐξ ὑπολήψεως, schwerlich aber kann von ihm, insofern er durch seine Fortsetzung die Rede des ersten unterbricht, und an deren Stelle etwas anderes setzt, gesagt werden, er trage ἐξ ὑποβολῆς vor. Denn nur so ist eine Identität der beiden Ausdrücke überhaupt denkbar. Gegen eine derartige Erklärung spricht nämlich mit Entschiedenheit der factische Sprachgebrauch. ὑποβάλλειν bedeutet nie Jemandem in die Rede fallen, einwerfen. Man beruft sich zwar auf die Glosse des Hesychius ὑποβλήδην· ὑποβάλλων τὸν λόγον πρὶν σιωπῆσαι τὸν λέγοντα, ἄλλοι ὑπολαμβάνων — so noch Sengebusch II S. 108 — allein das ist doch nur eine Erklärung des Homerischen ὑποβλήδην in Il. A 292, noch dazu eine schlechte, die für den Sprachgebrauch in Attischer oder Nachattischer Zeit nichts beweisen kann. ὑποβάλλειν heisst im übertragenen Sinne immer Jemand etwas an die Hand geben, sei es nun einen Befehl, Rath, Anordnung, Warnung oder eine Anweisung zu sprechen, geradezu Jemand etwas vorsprechen, was er nachsprechen soll. Ebenso ist ὑποβολή die voran-

gegangene Warnung, Erinnerung, Befehl. Nun kann ὑποβολή hier blos im übertragenen Sinne gebraucht sein, weil zu einer Anwendung im eigentlichen, ja selbst nur concreten Sinne (Grundlage, Unterlage, Aufgabe) die folgende Erklärung nicht passen würde. Suchen wir nun aber nach dem bestimmten Sinne des hier in übertragener Bedeutung gebrauchten Wortes, der sich mit der bei Diogenes folgenden Erklärung verbinden lässt, so darf man wohl auch das οἷον nicht übersehen. Mit οἷον kann doch keine Paraphrase oder Definition eines Ausdrucks angegeben werden, sondern immer nur eine Exemplificirung entweder durch Herbeiziehung von etwas gleichartigem, oder durch Namhaftmachung eines concreten, speciellen Falles. Demnach könnten die Worte οἷον ὅπου u. s. w. eben nur eine Art des ἐξ ὑποβολῆς ῥαψῳδεῖσθαι sein, neben der es noch andere gab, nicht aber dieses selbst. Im letzteren Falle müsste es heissen τοῦτ' ἔστιν, oder ὅ ἔστιν, oder einfach ὥστε. So könnte denn die ὑποβολή nur eine vorhergehende Instruction sein. Der Sinn der Stelle wäre also: Solon gab das Gesetz, die Homerischen Gedichte sollten nach vorhergegangener Instruction oder Anordnung rhapsodirt werden, z. B. dass der folgende da anhub, wo der erste aufgehört hatte. Jedermann aber fühlt, dass dies ein verschroben ausgedrückter Gedanke wäre. Dass die Instruction für die Rhapsoden dienen soll, kann man sich zwar denken. Aber es müsste doch gesagt sein, wenn sie instruirt werden sollten, worin und durch wen. Kurz und gut, ἐξ ὑποβολῆς ohne weiteren Zusatz mit folgendem οἷον ist unverständlich und scheint schwerlich richtig zu sein.

Die nächst folgenden Worte fördern uns nicht im mindesten im Verständniss der vorliegenden, vielmehr bieten sie blos neue Schwierigkeiten dar. Man könnte glauben, in ihnen wenigstens die Quelle zu finden, aus welcher Diogenes seine Notiz über die Art des rhapsodischen Vortrags geschöpft habe. Aber mit Bestimmtheit lässt sich auch das nicht sagen. Es wird zwar alsbald Dieuchidas, ein auch sonst bekannter Verfasser einer Schrift über Megara angeführt[1]), aber es ist sonnenklar, dass in den Worten von

1) Ueber ihn handelt Vossius de hist. Gr. IIIp. 274. Er wird mehr-

μᾶλλον bis ἐφεξῆς eine Lücke ist, denn die zwei Sätze sind ohne allen sachlichen Zusammenhang an einander gereiht, und geben so, wie sie dastehen, eben weil etwas zu ihrem Verständniss nothwendiges fehlt, nämlich die Angabe dessen, was Pisistratus für Homer gethan hat, keinen Sinn. Nun kann aber die Lücke eben so gut vor ὥς φησι als vor ἦν δὲ μάλιστα anzunehmen sein, und im ersteren Falle braucht dann Dieuchidas gar nicht die Quelle für des Diogenes Nachricht über das rhapsodiren ἐξ ὑποβολῆς gewesen zu sein. Gewöhnlich wird aber angenommen, die Lücke befinde sich vor ἦν δὲ μάλιστα, und dann dem Sinne nach dahin ergänzt, Solon habe durch seine Anordnung mehr zur Verherrlichung des Homer beigetragen als Pisistratus — durch seine Interpolation des Schiffskatalogs! Wir wissen nämlich aus Plutarch im Leben des Solon c. 10, sowie aus Diog. Laertius I, 2, 48, dass man vielfach behauptete, Solon habe im Schiffskatalog den Vers (558) στῆσε δ' ἄγων ἵν' Ἀθηναίων ἵσταντο φάλαγγες interpolirt, um damit vor Gericht die alten Ansprüche Athens auf Salamis gegen Megara zu erweisen, und es scheinen dies, wie der Zusammenhang der Plutarchischen Stelle wahrscheinlich macht, namentlich Megarensische Schriftsteller behauptet zu haben. Nach Strabo IX p. 394 wurde von anderen aber nicht Solon, sondern Pisistratus als Urheber dieser Interpolation betrachtet, und so könnte vielleicht Dieuchidas die ganze von Athen handelnde Stelle des Schiffskatalogs als Interpolation des Pisistratus betrachtet haben. So denkt sich Welcker die Sache Ep. Cykl. I S. 354 f. „Solon also, sagt Dieuchidas, habe besser den Homer verherrlicht durch die Einführung an den Panathenaeen als Pisistratus durch solche Einschiebsel; also hinsichtlich des Pisistratus ist ἐφώτισε ironisch oder κατ' ἀντίφρασιν zu verstehen.“ Nur Schade, dass von den Panathenaeen im Text des Diogenes ganz und gar keine Rede ist, und dass die Annahme einer ironischen Antiphrasis selbst wie eine Ironie auf die Zulässigkeit dieser Erklärung sich ausnimmt. Ausserdem rührt für Welcker die ganze

---

fach bei Harpokration und Clemens Alexandrinus erwähnt. Auch in den Scholien zu Apoll. Rhod. sowie bei Steph. Byz. v. Σκίρφαι. Seine Zeit ist völlig ungewiss.

Notiz des Diogenes von Dieuchidas her, was, wie wir gesehen haben, durchaus nicht mit Sicherheit zu behaupten ist, und wie der Megarische Antiquar überhaupt darauf sollte gekommen sein, eine blos für Athen wichtige Massnahme des Solon zu erwähnen, ist gar nicht recht abzusehen [1]).

Mit der Diogenesstelle ist nicht ins reine zu kommen. Sie bleibt verdorben und lückenhaft, und in Folge dessen auch in dem, was in ihr nicht verdorben ist, unverständlich. Niemand ist auch bis jetzt im Stande gewesen, eine allseitig befriedigende Erklärung derselben zu geben. Hermann hat in seiner angezogenen Abhandlung allerdings den Beweis geführt, dass ὑποβολή sprachlich unmöglich dasselbe wie ὑπόληψις sein könne. Die Stelle des Diogenes selbst aber bezeichnet er als höchst bedenklich. Man wisse jedoch nicht, ob Diogenes leichtsinnigerweise ἐξ ὑποβολῆς statt ἐξ ὑπολήψεως geschrieben oder aus einem andern Schriftsteller, der die Worte ἐξ ὑποβολῆς gar nicht hatte, die Erklärung οἷον κτλ. entnommen habe, oder endlich die Schuld des Verderbniss den Abschreibern beizumessen sei, die ja auch im folgenden etwas ausgelassen haben. Was es mit der Anordnung des Solon selbst auf sich gehabt habe, lässt er völlig dahingestellt. Immerhin kann doch aber, wenn auch ὑποβολή und ὑπόληψις an sich verschieden sind, dennoch ἐξ ὑποβολῆς mit folgendem Zusatz οἷον κτλ. mit dem ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς identisch sein.

Bernhardy fasst in seiner Litteraturgeschichte ἐξ ὑποβολῆς als Bezeichnung eines bestimmten Textes, nach dem sich die Rhapsoden zu richten hatten. Er bildete also die Grundlage für ihre Vorträge und hatte „den Werth einer diplomatisch gesicherten und kontrolirenden Urkunde (wenn wir auch nicht wissen, wodurch er das Gewicht eines beglaubigten Homer bekam)". Die Stelle selbst anlangend, so weist Bernhardy dem Diogenes blos die Worte bis ῥαψῳδεῖσθαι zu, alles übrige von οἷον bis ἑξῆς sind ihm gehäufte Collectaneen nicht von einerlei Hand, oder, wie er sich neuerdings ausdrückt, ein bloser Wust. Das aber heisst den Knoten gewaltsam zerhauen, statt ihn zu lösen. Und

1) Vgl. Ritschl Alex. Bibl. S. 66.

wer wird glauben, dass Solon in einem Gesetze, wenn er die Rhapsoden bei ihren Vorträgen an ein bestimmtes Exemplar gebunden haben wollte, sich eines so vieldeutigen allgemeinen Ausdrucks wie ἐξ ὑποβολῆς ohne nähere Bestimmung hätte bedienen können, oder dass man über ein bestimmt formulirtes Gesetz des Solon in so allgemeiner, nichts sagender Weise hätte referiren können? Und wie sollten verschiedene Hände dazu gekommen sein, gerade an dieser Stelle ihre Collectaneen zu häufen?

Eine der Bernhardyschen verwandte Auffassung der Sache finden wir neuerdings auch bei Bergk Griech. Litt. I S. 499. Die Erklärung des Diogenes passe nicht, sie gehe vielmehr auf die Anordnung des Hipparch (ἐξ ὑπολήψεως ῥαψῳδεῖσθαι), indes, bei einem Compilator wie Diogenes, sei diese Verwirrung nicht auffallend. Der Ausdruck ἐξ ὑποβολῆς sei allerdings vieldeutig, er könne doch aber nur darauf gehen, dass dem Vortrage ein geschriebenes Exemplar zu Grunde gelegt werden sollte, um die Rhapsoden zu controliren, und zugleich, wenn einmal das Gedächtniss sie verliess (womit sie eben ihre willkürlichen Abänderungen beschönigen mochten) ihnen zu Hülfe zu kommen. Dadurch sei also die Existenz geschriebener Exemplare bezeugt. Bergk ist nämlich der Ansicht, „dass als neben dem Epos andre Gattungen der Poesie aufkamen und namentlich die aufblühende lyrische Dichtung die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, in Folge dessen die Rhapsoden, statt wie früher den ganzen Homer vorzutragen, sich damit begnügten, einzelne beliebig ausgewählte Stücke zu recitiren. Allmälich wurde in Folge dessen auch die schriftliche Ueberlieferung unzuverlässig und unvollständig; indem man auf den Zusammenhang der einzelnen Theile wenig achtete, entstanden Lücken, die man später mühselig zu ergänzen suchte. Aber auch sonst behandelten die Rhapsoden die Gedichte, welche sie vortrugen, mit grosser Freiheit. Den überlieferten Text zu variiren und abzuändern hatten sie sich niemals gescheut, und die Epigonen der rhapsodischen Kunst, wenn sie auch an dichterischer Begabung tief unter ihren Vorgängern standen, besassen schwerlich grössere Achtung vor der Ueberlieferung. Dieser Willkür steuerte zuerst Solon (Ol. 46, 3), indem er anordnete, dass die Rhapsoden bei

öffentlichen Vorträgen sich genau an den überlieferten Text zu halten hätten. In Brauron fand, wie es scheint, in alter Zeit ein Agon der Rhapsoden statt, welche die Homerische Ilias vortrugen; darauf bezog sich eben jene Anordnung des Solon, welche offenbar in den Gesetzen über die religiösen Feste verzeichnet war.“ — Was vorhin gegen Bernhardy gesagt ist, gilt ebenso auch gegen Bergk. Wie man aber zugeben kann, der Ausdruck ἐξ ὑποβολῆς sei allerdings vieldeutig, und dabei doch behaupten, er könne doch nur auf ein geschriebenes Exemplar gehen, ist mir unerfindlich. Was aber Bergk von den Rhapsoden sagt, sind reine Phantasien. Die Rhapsoden haben von Anfang an einzelne Partien vorgetragen. Dass sie vor der Attischen Zeit den Homer „agonistisch“ vorgetragen hätten, ist nicht zu erweisen. Wie soll wohl aber dadurch, dass die Rhapsoden einzelne beliebig ausgewählte Stücke recitirten, auch nur im mindesten der Text der Homerischen Gedichte beeinflusst worden sein? Dass die Rhapsoden jemals die von ihnen vorgetragenen Gedichte frei behandelt, sich niemals gescheut hätten ihren Text zu variiren und abzuändern, davon ist uns auch nicht das mindeste überliefert. Soll sich das etwa von selbst verstehen? Man sollte eher glauben, die Griechen würden die Rhapsoden gesteinigt haben, sobald sie sich derartige Wagnisse erlaubt hätten. Haben wir denn auch nur das mindeste Recht, das, was im Pindarischen Scholion von Cynaethus berichtet wird, auf alle Rhapsoden zu übertragen, und bezieht sich das auf einen willkürlichen Vortrag und nicht vielmehr auf die Interpolation des schriftlich vorhandenen Textes? Wie ganz anders urtheilt doch Welcker S. 377: „Nichts, auch nicht das entfernteste Zeichen, verräth, dass die Rhapsoden Einleitungen, oder bei etwaiger Zusammenstellung von einander entfernter Theile Uebergänge selbst hinzugedichtet hätten, ausser dem, was man in unsrem Text, es sei zur Verknüpfung oder auch (wie Knight) zur bestimmten Scheidung der Rhapsodien aufzuspüren glaubt.“ — „Je weiter abwärts, um so mehr zeigt das Ueberlieferte sich als feststehend, der Rhapsode daran nicht weniger als der Schauspieler gebunden; sonst könnten auch nicht die Eingriffe des frühen Kynaethos, die Einschiebsel in Athen berüchtigt sein und sich auszeichnen: das Mass der Ver-

schiedenheiten (διαφωνίαι) in den Handschriften, die in Alexandria zusammengebracht waren, und deren Art selbst weisen den Verdacht zurück, dass den Rhapsoden mit der Poesie frei zu schalten zugestanden hätte." Von den Rhapsodenvorträgen in Brauron aber wissen wir einzig und allein aus der Notiz des Hesychius: Βραυρωνίοις. τὴν Ἰλιάδα ᾖδον ῥαψῳδοὶ ἐν Βραυρῶνι τῆς Ἀττικῆς. Ob dies in früher oder später Zeit der Fall gewesen, ist ganz und gar nicht zu ermitteln, die Behauptung also, dass sich die Anordnung des Solon gerade auf diesen Agon bezogen habe, schwebt vollständig in der Luft. Ueber die poetische Befähigung der Rhapsoden aber und der Epigonen der rhapsodischen Kunst wissen wir gleichfalls nicht das mindeste, und können vernünftigerweise darüber auch nicht das mindeste sagen.

Ritschl Alexandr. Biblioth. S. 64 hält es nach den Auseinandersetzungen von Nitzsch und Hermann für erwiesen, dass die Solonische Einrichtung (ἐξ ὑποβολῆς) etwas Verschiedenes und Geringeres bezweckte als die Hipparchische (ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς), dass folglich der Zusatz οἷον — ἐχόμενον, möge er nun von Diogenes herrühren, oder nicht, eine falsche Erklärung giebt. Die folgenden Worte werden ergänzt: μᾶλλον οὖν Σόλων Ὅμηρον ἐφώτισεν ἢ Πεισίστρατος [ὅσπερ συλλέξας τὰ Ὁμήρου ἐνεποίησέ τινα εἰς τὴν Ἀθηναίων χάριν] ὥς φησι Διευχίδας ἐν πέμπτῳ Μεγαρικῶν. ἦν δὲ μάλιστα τὰ ἔπη ταυτί· οἱ δ' ἄρ' Ἀθήνας εἶχον καὶ τὰ ἑξῆς. Der Zusammenhang der ganzen Stelle soll aber dieser sein: „Diogenes fand irgendwo die Anordnung des Solon gemeldet: ἐξ ὑποβολῆς ῥαψῳδεῖσθαι. Er mag diese Angabe richtig gefasst und die nächstfolgenden Worte nicht geschrieben haben, oder aber es mochte ihm dabei die bekanntere und bedeutendere Einrichtung der Panathenaeischen Rhapsodie (wie sie seit Hipparch bestand) einfallen und von ihm für einerlei mit der Solonischen Anordnung gehalten werden: genug es drängte sich ihm beim Niederschreiben seiner Notiz die Bemerkung auf, dass, wenn Pisistratus allgemein als ὁ φωτίσας τὰ Ὁμήρου (vgl. ἀπέφηνε bei Ael. V. H. XIII, 14) gerühmt werde, eigentlich doch Solon sich ein viel solideres Verdienst um den Homer erworben habe, indem dieser (das ist die Grundvorstellung) für treue Ueberlieferung des Textes Sorge getragen und der Willkür der

Rhapsoden Einhalt gethan, Pisistratus im Gegentheil eigne Willkür geübt und so sein zwar grosses Verdienst doch durch unkritisches Verfahren selbst verdunkelt habe: Denn von letzterem las er bei Dieuchidas, und mehr konnte er bei diesem überhaupt nicht finden." Diese letztere Bemerkung, für die noch eine weitere Begründung gegeben wird, ist sicherlich richtig, und mit Recht verwirft Ritschl die gewöhnliche Erklärung, nach welcher die Vergleichung beider Staatsmänner, ja wohl gar die ganze Notiz des Diogenes aus Dieuchidas geschöpft sein soll. Auch ist die versuchte Ergänzung der Stelle unstreitig sehr scharfsinnig und ansprechend, aber in der Hauptsache werden wir durch das alles nicht gefördert. Die Worte οἷον —. ἐχόμενον gelten unter allen Umständen für eine falsche Erklärung, mögen sie nun von Diogenes selbst herrühren, oder von einem andern interpolirt sein. Da bleiben wir aber mit ἐξ ὑποβολῆς wieder im Dunkeln sitzen. Nun ist es doch aber ganz unkritisch, eine an sich nicht dunkle Erklärung zu einem dunkeln Ausdruck, der uns als scheinbarer terminus technicus doch einzig und allein an dieser Stelle vorliegt, deshalb zu verwerfen, weil sie zu der lediglich vorausgesetzten, aber noch keineswegs erwiesenen, sondern nur als erwiesen angenommenen Bedeutung desselben nicht passt. Nun versteht Ritschl die Worte bis ῥαψῳδεῖσθαι dahin, dass Solon die bisher durch kein Gesetz gezügelten Rhapsoden zuerst an eine bestimmte Vorschrift gebunden habe. Er fährt fort: „bestand diese in der Unterlegung (ὑποβολή) eines schriftlichen Exemplars (Bernhardy), so ist dies von besonderen Exemplaren einzelner Partien der Ilias zu verstehen, und die Rhapsoden behielten nach wie vor die Freiheit, diese Partien, soweit sie ihnen bekannt, nach Belieben auszuwählen und zu verknüpfen, wenn auch nicht mehr im einzelnen willkürlich zu verändern". Das sind doch aber blose Machtsprüche. Wenn die Vorschrift in der Unterlegung eines schriftlichen Exemplars bestand, warum soll sie nicht auf ein vollständiges Exemplar gehen können? Und wenn sie sich auf keine derartige Unterlegung bezog, was dann? Warum soll die bestimmte Vorschrift nicht eben darin bestanden haben, dass jeder folgende Rhapsode immer an den Vortrag seines Vorgängers anknüpfen musste, warum also

soll dieser Zusatz falsch sein? Allerdings würde dann die Vorschrift Solons, an welche er die Rhapsoden knüpfte, von der Einrichtung Hipparchs, zu welcher er sie an den Panathenäen nöthigte, nicht verschieden sein. Zwar bliebe noch immer die chronologische Verschiedenheit. Hipparchs Einrichtung bezog sich lediglich auf die Panathenäen, auf welche sich Solons Anordnung natürlich nicht bezogen haben kann, geringerer Schwierigkeiten nicht zu gedenken. Aber kommt es nicht aller Augenblicke vor, dass uns als Urheber ein und derselben Einrichtung bei den Alten zwei verschiedene Personen mit verschiedener chronologischer Datirung genannt werden, so dass es nicht möglich ist, die verschiedenen Angaben mit einander zu verbinden, und man sich damit begnügen muss, eine Verschiedenheit der Tradition zu constatiren?

Schliesslich hat auch Nitzsch in seiner Sagenpoesie S. 413 ff. der Diogenesstelle einen besonderen Excurs gewidmet. Bei seiner Erklärung ist jedenfalls anzuerkennen, dass er den überlieferten Worten des Diogenes möglichst gerecht zu werden versucht, und sich von gewaltsamen Aenderungen frei hält. Er übersetzt die Worte τὰ Ὁμήρου ἐξ ὑποβολῆς ἔγραψε „er gab das Gesetz (für die Anordnung der Agone), die Homerischen Gedichte sollten von den Rhapsoden nach Instruction, Anweisung, Vorschrift vorgetragen werden“ und erklärt weiter „die Rhapsoden sollten nicht nach ihrem Belieben jeder eine Partie vortragen, sondern eine angewiesene, und da ihrer mehrere waren, so wurde durch die Anweisung ihre Reihe bestimmt, das Solonische Festgesetz beauftragte die jedesmaligen Agonotheten die Rhapsoden anzuweisen, welche Partie jeder von ihnen vortragen sollte“. „ἐξ ὑποβολῆς bedeutet also, sowie es aufgegeben worden.“ Dabei soll aber die Anordnung des Solon von der des Hipparch doch verschieden sein. Nach Solon vertheilten die Agonotheten die Rollen zur Bildung einer fortschreitenden Reihe, Hipparch machte diese Reihenfolge zur wörtlichen Zusammenfügung der aufeinander folgenden Vorträge, dort also geordnete Folge der Partien, hier (nach der Redaction des Pisistratus) wörtlich geschlossner Zusammenhang. Das bedenkliche dieser Unterscheidung verhehlt sich Nitzsch selbst nicht, und man kann seine ganze Er-

klärung eine interpretatio ἐξ ὑποβολῆς nennen, eine Erklärung nämlich, bei welcher der zu erklärenden Stelle Dinge untergeschoben werden, wie die Agone und die Agonotheten, von denen nicht das mindeste in ihr enthalten ist. Das wunderbarste in Nitzsch Auseinandersetzung ist aber jedenfalls der Umstand, dass der Ausdruck im Dialog Hipparch ἐξ ὑπολήψεως, in Aufeinanderfolge, in Uebernahme des einen von, oder Anschluss an den andern, himmelweit ein Andres besage, als für sich genommen der Ausdruck in Solons Bestimmung „nach Vorschrift", und dass gleich darauf zugegeben wird, die ὑπόληψις sei genau dasselbe, was die Auslegung der Solonischen Absicht beschreibt, wo der Eine aufgehört hat, da anfangen.

Es ist nun nach allem wohl klar, dass die Diogenesstelle ihrer nachgewiesenen Beschaffenheit wegen in der Homerischen Frage eigentlich keine Rolle spielen kann. Jedenfalls ist sie ganz ungeeignet, um stichhaltige Hypothesen auf ihr aufzubauen, oder sie zur Stütze einer Hypothese zu gebrauchen. Immerhin wird man es aber als wahrscheinlich hinstellen dürfen, dass ihr zufolge eine Tradition bestand, wonach der zusammenhängende Vortrag grösserer Homerischer Partien durch Rhapsoden auf einer bestimmten Anordnung des Solon beruhte. Natürlich konnte sich diese Anordnung nur auf Vorträge an öffentlichen Festen, also auf agonistische Rhapsodik beziehen. Denn privatim musste es jedem unbenommen bleiben, sich von einem oder mehreren Rhapsoden vortragen zu lassen, was und wie er es wollte. Rhapsodenvorträge fanden aber unter andern in Attika an den Brauronien statt, ferner an den Dionysien (Athen. VII p. 275 B.), freilich wissen wir nicht seit wann. Das wissen wir aber auch nicht von den Rhapsodenvorträgen an den Panathenaeen. Die Erweiterung des an ihnen seit alten Zeiten stattfindenden Wettrennens zum ἀγὼν γυμνικός fand erst 566 = Ol. 53, 3 statt, zu einer Zeit, als Solons Gesetzgebung längst fertig und er selbst in Athen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht anwesend war. Ein eigentlicher ἀγὼν μουσικός kam bekanntlich erst durch Perikles, wahrscheinlich Ol. 83, 3 = 446, dazu. Daraus ergiebt sich, was übrigens selbstverständlich ist, dass Rhapsodenvorträge mit dem ἀγὼν μουσικός als solchem nichts

zu thun haben. Unter diesen Voraussetzungen aber, die man gewiss nicht als zu gewagt wird bezeichnen können, ist es klar, dass die Angaben des Diogenes und des Platonischen Hipparch einander ausschliessen. Hat Solon die gesetzliche Einrichtung des ablösenden Rhapsodenvortrags getroffen, so kann ihre Einführung an den Panathenäen nicht von Hipparch herrühren, denn Niemand kann es zum Verdienst angerechnet werden, wenn er in einem concreten Falle sich einfach nach den bestehenden Gesetzen richtet, und umgekehrt. Man muss also sagen, dass über den eigentlichen Urheber dieser Athenischen Einrichtung, die wenn sie einmal an den Panathenäen getroffen war, sicherlich auch auf andre Agone ausgedehnt wurde, eine schwankende Ueberlieferung bestand, indem man bald den Hipparch, bald den Solon als solchen bezeichnete. Wir werden es im folgenden Capitel wahrscheinlich zu machen suchen, dass andere an Pisistratus dachten. Für uns hat die erstere Ueberlieferung, als die doch wohl ältere und wahrscheinlich Attische, ferner weil sie in sich klar und bestimmt ist, grössere Wahrscheinlichkeit. . Dieser Ansicht war anfänglich auch Nitzsch Praep. indag. p. 85 ff., woselbst er die Ueberlieferung von Solon ganz verwarf, dabei aber an der Identität der Ausdrücke ἐξ ὑποβολῆς und ἐξ ὑπολήψεως festhielt, sie freilich in einem anderen als dem von Diogenes angegebenen Sinne fasste. Später hat er jedoch diese Ansicht Melett. II p. 134 zurückgenommen, und ist allmälich zu derjenigen gekommen, welche wir vorhin mitgetheilt haben.

Andre dagegen, die gleichfalls an der Identität beider Ausdrücke festhalten, geben zu Gunsten der Diogenesstelle über Solon die Ueberlieferung über Hipparch auf. So noch Sengebusch, Hom. dissert. II p. 107 ff. Doch habe ich mich von der Richtigkeit seiner Darlegung nicht überzeugen können. Der Verfasser des Platonischen Hipparch hat für Sengebusch keine Glaubwürdigkeit. Seine Erzählung von Hipparch widerspricht der Ueberlieferung über die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus. Seine Angabe über die Ursache von Hipparchs Ermordung widerspreche der gewöhnlichen Ueberlieferung über diesen Vorfall. Die Angabe, Hipparch habe den Homer zuerst nach Athen gebracht, sei eine Nachbildung der Ueberlieferung, wonach

Hipparch den Anakreon und Simonides an seinen Hof berufen hat; was er aber von den Rhapsoden sage, das sei einfach von Solon auf Hipparch übertragen. Dieses Räsonnement gegen die Glaubwürdigkeit der Hipparchstelle ist aber unglaublich schwach und hinfällig. Zugegeben, dass der Dialog nicht von Plato herrührt, so stammt er doch aus Voralexandrinischer Zeit und ist doch wohl im Kreise der Sokratiker in Athen entstanden. Nun können wir die Tradition über die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus in Voralexandrinischer Zeit nicht nachweisen, ja man kann bei dem sonst über diesen für die Ehre Athens so wichtigen Punkt unerklärlichen Schweigen der Autoren zuversichtlich behaupten, dass eine derartige Tradition nicht existirt hat. Diese selbst, in ihren Einzelheiten, wie wir alsbald sehen werden, sehr schwankend, beruht aller Wahrscheinlichkeit nach lediglich auf der Interpretation einer auf einer angeblichen Statue des Pisistratus befindlichen Inschrift. Nun ist es richtig, die Hipparchstelle widerspricht der Tradition von der Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus. Aber dadurch kann sie nicht an Glaubwürdigkeit verlieren. Sondern umgekehrt, die Hipparchstelle aus Voralexandrinischer Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach in Athen geschrieben, beweist, dass man damals das Epigramm, wenn es als solches auf einer Bildsäule des Pisistratus wirklich existirt hat (beiläufig bemerkt, war dies nicht der Fall), nicht in dem Sinne interpretirt hat, als es später der Fall war. Ferner stimmt die Hipparchstelle mit ihrer Nachricht über die Ursachen von Hipparchs Ermordung nicht mit der gewöhnlichen Ueberlieferung über diesen Vorfall. Diese gewöhnliche Ueberlieferung geht aber bekanntlich auf Thucydides zurück I, 20. VI, 54. Dieser Autor bemerkt aber ausdrücklich an beiden Stellen, dass seine Mittheilung des Sachverhalts mit der gewöhnlichen Ueberlieferung der Athener in Widerspruch steht. Danach hielt man allgemein den Hipparch für den ältesten der Pisistratiden, ganz wie dies auch der Verfasser des Platonischen Dialogs thut. Wenn aber Thucydides an der zweiten Stelle ausdrücklich hervorhebt, dass eine Liebesangelegenheit der Grund zur That des Harmodius und Aristogiton gewesen sei, durch deren ausführliche Erzählung er den Beweis liefern

will, dass die Athener über ihre Tyrannen und den Vorfall selbst nichts genaues berichten, so ist es wohl möglich, dass auch über die Veranlassung der That von der Thucydideischen Darstellung ganz abweichende Berichte in Umlauf waren. Einen solchen giebt uns der Verfasser des Platonischen Dialogs, nicht ohne deutlich merken zu lassen, dass ihm wenigstens ein Umstand der von Thucydides bevorzugten Darstellung bekannt war, aber unglaubwürdig, oder, wie er sagt, einfältig vorkam. Seine Abweichung von der sogenannten gewöhnlichen Ueberlieferung giebt also blos ein Argument für das hohe Alter und den Attischen Ursprung des Dialogs ab, durchaus aber kein Argument für die Unglaubwürdigkeit dessen, was er sonst über Hipparch berichtet. Wenn nun Sengebusch weiter schreibt: *iam cordi fuisse Hipparcho poetica studia ascivisseque eum Anacreontem et Simonidem in Atticam terram lubenter concedo* (im Dialog selbst nämlich wird dies behauptet, aber erst hinter der Notiz über die Homerischen Gedichte), *Homerum autem asciscere nequivit; is enim dudum aderat. finxisse fabulam de Homero ascito dialogi auctorem patet ad similitudinem Simonidis et Anacreontis ascitorum* — so weiss man nicht, was man zu einer derartigen Behauptung eigentlich sagen soll. Man höre! Der Verfasser hat seine Fabel von dem ins Land bringen der Homerischen Gesänge nach der Analogie dessen gebildet, was er selbst einige Zeilen weiter über die ins Land gebrachten Simonides und Anakreon sagt! Dabei heisst es: ἐπ' Ἀνακρέοντα τὸν Τήϊον πεντηκόντορον στείλας ἐκόμισεν εἰς τὴν πόλιν, Σιμωνίδην δὲ τὸν Κεῖον ἀεὶ περὶ αὐτὸν εἶχε μεγάλοις μισθοῖς καὶ δώροις πείθων. Dass aber die Angabe über die von Hipparch hinsichtlich der Rhapsoden getroffene Anordnung von Solon auf diesen übertragen sei, ist wieder eine ganz leichtfertige Behauptung. Als ob wir über das Alter und die Glaubwürdigkeit der Angabe von Solon auch nur das allergeringste wissen könnten!

Elftes Capitel.

Dass die Homerischen Gedichte zum allererstenmale durch Pisistratus aufgezeichnet seien, hielt Wolf für unzweifelhafte geschichtliche Ueberlieferung. Prolegg. p. CXLII:

Historia loquitur. Nam vox totius antiquitatis et, si summam spectes, consentiens fama testatur, Pisistratum carmina Homeri primum consignasse litteris, et in eum ordinem redegisse, quo nunc leguntur. Hoc posterius Cicero, Pausanias et reliqui omnes, qui mentionem rei faciunt, iisdem prope verbis et ut vulgo notissimum perhibent. Und zwar soll Pisistratus die Homerischen Gesänge aus dem Munde der Rhapsoden gesammelt haben. Als Belegstellen werden angegeben Cic. de orat. III, 34. Paus. VII, 26. Ioseph. c. Ap. I, 2. Ael. V. H. XIII, 14. Liban. in Iul. T. I p. 170. Suid. v. Ὅμηρος. Eust. p. 5. Anon. apud Allat. de patria Homeri p. 93. Diomed. Villois. Anecd. Gr. T. II p. 182 sqq. Die Iosephusstelle wird von Wolf, wie schon Welcker hervorgehoben hat, willkürlich auf Pisistratus bezogen. An sämmtlichen andern Stellen wird in der That von Pisistratus und seiner Sammlung der Homerischen Gedichte gesprochen. Ausdrücklich wird durch Wolf die Vorstellung einiger Neueren, als habe Pisistratus aus den seit alter Zeit vorhandenen Handschriften einzelner Rhapsodien ein Corpus zusammengestellt und nicht sowohl eine neue Ordnung derselben entworfen, als nur die alte ächte wiederhergestellt, von der Hand gewiesen.

Nach Wolf ist also eigentlich Pisistratus derjenige, der das, was man gegenwärtig Homer nennt, und im ganzen Alterthum darunter verstanden hat, nämlich Ilias und Odyssee, gemacht hat. Dieser Ansicht ist auch Lachmann: „die schriftliche Ueberlieferung der Homerischen Gedichte im Griechischen Alterthum beruhte einzig auf der Arbeit des Pisistratus und seiner Gefährten.“ „Ich komme mir bald lächerlich vor, wenn ich noch immer die Möglichkeit gelten lasse, dass unsere Ilias in dem gegenwärtigen Zusammenhange der bedeutenderen Theile, und nicht blos der wenigen bedeutendsten, jemals vor der Arbeit des Pisistratus gedacht worden sei.“[1]) Schon Hug sprach es aus, dass diese Ansicht Wolfs unmöglich richtig sein könnte. Er nahm daher die von diesem abgewiesene Ansicht der sogenannten Neueren wieder in Schutz, ihm geht die Thätigkeit des Pisistratus auf Herstellung eines guten Exemplars für

1) Lachmann Betracht. über Homers Ilias S. 31. 76. Vgl. oben S. 202 f.

Attische Zwecke, seine Arbeit sei eine mehr oder minder philologische gewesen. Payne-Knight theilte im Grunde dieselbe Ansicht (S. 170). Wenn die Erzählung von der Redaction durch Pisistratus nicht ganz und gar zu verwerfen sei, so könne sie sich höchstens auf die Herstellung eines Attischen Exemplars beziehen. Für Hug lag der Hauptgrund der Opposition gegen Wolfs Ansicht von der Thätigkeit des Pisistratus in seiner Ueberzeugung von dem früheren Gebrauch der Schreibkunst in Griechenland: für Payne-Knight in dem unerklärlichen Stillschweigen der Attischen Autoren, insbesondere der Redner und Geschichtschreiber. Die meisten Philologen schlossen sich dieser modificirten Auffassung an. Wenn die Arbeit des Pisistratus mehr als eine private Redaction zum Zweck der Rhapsodenvorträge an den Panathenäen oder seiner Bibliothek, im weiteren für die Zwecke des Schulunterrichts und der Lesewelt betrachtet würde, die für die Oeffentlichkeit in und ausserhalb Atticas mehr secundärer Art gewesen sei, glaubte man das Stillschweigen des eigentlichen Alterthums über die Thätigkeit des Pisistratus sich erklären zu können.

Merkwürdig, ja auffallend bleibt es, dass man an eine Verificirung der Thatsache, von welcher Wolf ausging, nicht gedacht hat. Eine Nachricht, die uns zuerst bei Cicero entgegentritt, von der wir gerade an den Stellen nichts vernehmen, wo wir sie recht eigentlich zu erwarten berechtigt sind, also in den Attischen Autoren und in den Scholien der Alexandriner, kann doch nicht als *vox totius antiquitatis*, als *consentiens fama* bezeichnet werden. Auch ist in der Polemik gegen Wolf noch ein andrer, nahe liegender Einwand übersehen worden. Wenn Pisistratus die Homerischen Gesänge aus dem Munde der Rhapsoden hätte aufschreiben wollen, so würden diese sich natürlich geweigert haben, das Geheimniss ihrer Schule oder Zunft aus den Händen zu geben. Das mussten sie doch alsbald merken, dass, wenn man erst ihre Gesänge schriftlich hatte, es alsdann mit ihrer Zunft und ihrem Broderwerb, ja sogar mit ihrem Ansehn vorbei war! Dann konnte ja jeder Rhapsode werden, und wenn das auch nicht, so konnte doch jeder leidliche Vorleser und Declamator sie um ihr Brod bringen. Wenn aber Brodneid und Eigennutz irgendwo in der Welt zu

Hause gewesen sind, so gewiss in Griechenland, und hier wieder in Athen nicht minder als in Sparta. Wo in aller Welt hätte wohl jemals eine Zunft, das sollen ja die Rhapsoden nach Wolfs Ansicht gewesen sein, gutwillig auf ihr Privilegium und Monopol verzichtet? Abringen und abtrotzen musste man es ihnen stückweis, nach langen und harten Kämpfen. Und gab es etwa ein Mittel, sie zur Herausgabe ihres köstlichen Schatzes zu zwingen, den sie doch eben blos im Kopfe mit herumtrugen?

Nitzsch hat für die Aufhellung der Ueberlieferung über Pisistratus weniger geleistet, als man erwarten sollte. Er hält sich zunächst an die von Athenäus und Gellius bezeugte Gründung einer Bibliothek durch Pisistratus. Diese Nachricht zu bezweifeln, liege kein Grund vor. Hier konnte wahrscheinlich Jedermann von den vorhandenen Litteraturwerken Abschrift nehmen. Die Wolfsche Vorstellung, dass durch Pisistratus die Homerischen Gedichte zum erstenmale aufgeschrieben seien, sei schlechterdings aufzugeben. Die Rhapsoden mögen aber sehr ungleiche und unvollständige Exemplare der Homerischen Gedichte gehabt haben. So war es denn Aufgabe des Pisistratus durch Vergleichung der Homere, deren er habhaft werden konnte, eine ordentliche Ausgabe zu besorgen. Sie war für die Zwecke der Attischen Feste bestimmt. Soll doch Pisistratus die grossen Panathenäen eingerichtet haben (Schol. Aristid. p. 106), an denen schon lange vor Einrichtung eines ἀγὼν μουσικός Rhapsodenvorträge üblich waren, die wohl eben in seine Zeit hinaufreichen mögen.

Diese Ansicht aber, wonach die Thätigkeit des Pisistratus in der Herstellung einer möglichst correcten Ausgabe bestanden hat, ist nicht ohne grosse Bedenken. Sicherlich konnte sich diese Thätigkeit nicht in die Formel der Ueberlieferung kleiden, Pisistratus habe die zerstreuten Gesänge Homers gesammelt. Denn wenn auch manche Rhapsoden nicht im Besitz des ganzen Homer sein mochten, und sehr schlechte und lückenhafte Exemplare besassen, so kann man doch eine Vervollständigung dieser Exemplare kein Sammeln der in ihnen enthaltenen Gedichte nennen, auch waren ja die Rhapsoden nicht die einzigen Leute, die den Homer kannten und lasen. Dass man in Ionien und an andern

Orten, in denen Homerische Poesie seit lange heimisch war, vollständige Exemplare haben musste, leuchtet ein. Da müsste doch aber Pisistratus ein rechter Tropf gewesen sein und traurige Rathgeber gehabt haben, wenn er es vorgezogen hätte, sich aus den mangelhaften Ausgaben in den Händen Attischer Rhapsoden eine neue machen zu lassen, statt eine gute aus Kleinasien oder sonst woher zu beziehen. Wenn aber Pisistratus eine Ausgabe besorgte, oder besorgen liess, wie geht es zu, dass sie nicht als die älteste der ἐκδόσεις κατ' ἄνδρα erwähnt wird? Blos deshalb, weil man sie nicht mehr hatte? Aber ist es wohl überhaupt denkbar, dass man schon damals auf den Gedanken einer kritischen Ausgabe gekommen sei, während doch erst die Anfänge grammatischer Thätigkeit sich im Sophistischen Zeitalter zeigen?

Für die Anhänger der Wolfschen Ansicht, und als solche können bei der vorliegenden Frage alle diejenigen bezeichnet werden, welche irgendwelche wichtige Thätigkeit des Pisistratus für die Homerischen Gedichte als ausgemachte Ueberlieferung des Alterthums betrachten, war es nun von grosser Wichtigkeit, dass das Stellenmaterial, welches der Ueberlieferung über Pisistratus zur Grundlage diente, allmälich vervollständigt wurde. Jedes neue Zeugniss gab derselben in ihren Augen ein neues Gewicht, und die Allgemeinheit der Ueberlieferung konnte, so schien es, um so weniger bezweifelt werden. Eine derartige Vervollständigung erhielt man in der 1812 durch Hermann veröffentlichten Exegese des Johannes Tzetzes zur Ilias. Sie gab eine ausführlichere Relation dessen, was man aus Villoison Anecd. Gr. T. II p. 182 ff. wusste. Viel wichtiger aber war ein Plautinisches Scholion, welches in einem Codex des Collegium Romanum aus dem 15. Jahrhundert zwischen Poenulus und Mostellaria mitten inne steht und mit den Worten beginnt: *ex Caecio in commento comoediarum Aristophanis poetae in Pluto quem possumus Opulentiam vocare.* In ihm erfuhr man von vier Genossen, welche den Pisistratus bei seiner Thätigkeit des Sammelns und Ordnens der Homerischen Gedichte unterstützt hatten. Die erste Notiz dieses Scholions erhielt man durch Osann, welcher es zuerst bei seiner Anwesenheit in Rom entdeckt hatte, in einer Abhandlung über die cyklischen Dichter im Hermes 1828 B. 31

S. 202. Bruchstücke nach Osanns Mittheilungen wurden bekannt gemacht durch Meineke Quaestt. scen. III 1830 p. 3. Ein mehreres gab Parthey 1838 in einem Nachtrag zu seiner Schrift über das Alexandrinische Museum nach der von Ritschl genommenen Abschrift. In demselben Jahre wurde es durch Ritschl selbst in seiner Schrift: „die Alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolemäern und die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus", vollständig veröffentlicht und erläutert[1]). Dass unter dem Namen des Caecius Niemand anders als Tzetzes verborgen sei, hat zuerst W. Dindorf gesehen. Nachdem nun zuerst Cramer Anecd. Paris. I p. 3 sqq. einen fast ganz mit dem Plautinischen Scholion übereinstimmenden Tractat eines anonymen Grammatikers περὶ κωμῳδίας bekannt gemacht hatte, wurde die eigentliche Quelle in einem Aristophanescommentar des Tzetzes wirklich in einer Mailänder Handschrift durch H. Keil aufgefunden und im Rhein. Mus. 1847 p. 108 ff. 243 ff. veröffentlicht. Das Verhältniss des Pariser Tractats zum Mailänder Commentar, über welches verschiedene Ansichten aufgestellt sind, kann hier füglich auf sich beruhen.

Die auf die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus bezüglichen Erläuterungen zum Plautinischen Scholion, welche Ritschl gegeben hat, waren für die Homerische Frage von grosser Bedeutung. Nach Ritschl ist Pisistratus nicht als der Schöpfer der epischen Einheit im Wolf-Lachmannschem Sinne, sondern als der Wiederhersteller der ursprünglichen Einheit oder Ordnung zu betrachten, welche durch rhapsodische Vereinzelung sich allmälich gelöst hatte. Dass diese Wiederherstellung von den nachfolgenden Schriftstellern nicht besonders hervorgehoben wird, dass diese also überhaupt von den Verdiensten des Pisistratus nicht sprechen (dass dieses Stillschweigen bei der Wolfschen Annahme auffällig sei, wie dies zuerst Payne-Knight, dann Nitzsch und Welcker bemerkt hatten, giebt Ritschl bis auf einen gewissen Grad zu) könne weiter nicht befremden. Die uranfängliche Existenz der Einheit war ja im allgemeinen Helle-

1) Jetzt in Ritschelii Opusc. philol. I p. 1 ff. Werthvolle Recension der Ritschlschen Schrift von Bernhardy in Berlin. Jahrb. 1838 Th. II S. 821 ff.

nischen Bewusstsein stillschweigend anerkannt. Auf die Wiederherstellung einer derartigen Ordnung, meint Ritschl, gehen sämmtliche von dem Geschäft des Pisistratus gebrauchten Ausdrücke. Den Gedanken dagegen, als habe es sich blos um eine einfache Textesrevision, um die Herstellung eines leidlich correcten Exemplars der Ilias zum Panathenäengebrauch gehandelt, also um eine politisch-administrative Massregel, weist Ritschl zurück. Wie konnte man dann des Pisistratus Leistung als etwas grossartiges, als ein opus divinum bezeichnen, wie sie im Plautinischen Scholion genannt wird? Wozu dann, wenn es sich blos um einen so unbedeutenden Zweck handelte, die Commission von vier gelehrten Dichtern und Kennern der Poesie? Und wo bleibt dann die Odyssee, da man doch an den Panathenäen höchst wahrscheinlich blos die Ilias vorgetragen hat? Vielmehr hängt des Pisistratus Thätigkeit mit der Gründung seiner Bibliothek zusammen, es handelt sich dabei um die Beschaffung redigirter Abschriften. Darauf gehe auch die Notiz bei Plut. v. Thes. 20, wonach Pisistratus einen Vers in den Hesiodischen Dichtungen gestrichen hat, bei deren Redaction doch die Rücksicht auf Athenische Festfeier kein mitwirkender Beweggrund sein konnte. Die Combination O. Müllers Proleg. zur Mythol. S. 399, wonach der Milesier Cercops von Pisistratus als Redactor der Hesiodischen Gedichte bestellt sei, empfehle sich in hohem Grade.

Gegen die Annahme einer durch Pisistratus unternommenen Anordnung der Ilias und Odyssee, fährt Ritschl fort, gebe es nun dreierlei Bedenken. Am leichtesten wiege dasjenige, welches aus dem von Nitzsch geführten Nachweis einer zur Zeit des Pisistratus weitverbreiteten Kenntniss des Homer mittelst schriftlicher Exemplare sich ergebe. „Nicht nur wird bei der Anwendung dieses Satzes ein so ungehemmter Verkehr, eine so allseitige Verbindung Griechischer Landschaften unter einander vorausgesetzt, wie sie für jenes Zeitalter nicht wohl gestattet ist; sondern es wird auch Kenntniss des Homer mittelst schriftlicher Exemplare und die Existenz, ja die Häufigkeit vollständiger Handschriften des ganzen Homer ohne weiteres als identisch gesetzt.“ Das letztere aber sei blos angenommen, aber so wenig erwiesen als zu erweisen.

Am schwersten scheine der Einwurf zu wiegen, der auf dem Stillschweigen der Folgezeit über das Athenische Exemplar beruht. Die Attischen Exemplare aber, meint Ritschl, hätten die Grundlage gebildet für die Kritik der Alexandriner. Sie sei zwar durch Zuziehung anderer Autoritäten im einzelnen vielfach modificirt worden, für die Anordnung im Ganzen aber als feste Norm betrachtet. Der Pisistrateische Text sei gleichsam zur Vulgata geworden, und so habe die Veranlassung zu wiederholter namentlicher Anführung derselben gefehlt. Ausserdem konnte es den Alexandrinern nicht verborgen bleiben, dass zwischen abgeleiteten Quellen und dem Original in Bezug auf Zuverlässigkeit ein grosser Abstand eintritt. Da ihnen nun das Pisistrateische Original fehlte, so mussten sie Bedenken tragen aus den vorhandenen Vulgathandschriften Rückschlüsse auf das Original zu machen. Berufungen auf die Vulgatcodices als die κοιναί, κοινότεραι oder δημώδεις ἐκδόσεις sind dabei gar nicht selten[1]). Diese ersetzten eben den Alexandrinischen Kritikern das verloren gegangene Original. Daraus erkläre es sich auch, dass sie auf Ueberlieferungen von eigenmächtigen Aenderungen des Pisistratus weiter keine Rücksicht nehmen. Sie blieben einer Beurtheilung der überlieferten Pisistrateischen Anordnung durchaus fremd.

Der dritte Einwurf sei herzunehmen aus der Nachricht, welche wir über das Verhältniss Solons zu den Homerischen Gedichten haben. „Wer die Nachricht des Geschichtschreibers Dieuchidas als gerechtfertigt gelten lässt“, sage Welcker S. 388, „für den fällt das Sammeln und Ordnen des Pisistratus von selbst weg“. Dieser Einwurf werde aber entkräftet durch ein genaueres Eingehen auf den Begriff des ἐξ ὑποβολῆς ῥαψῳδεῖσθαι, der sich als verschieden von dem durch Hipparch angeordnetem Vortrag ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς herausstelle (s. oben S. 309). „Hipparch giebt der Solonischen Verordnung diejenige Ergänzung, die nach des Vaters Leistung nahe genug lag. Die Rhapsoden mussten sich nicht nur an den geschriebenen Text einzelner Gesänge halten,

1) Dass unter den κοιναί, κοινότεραι, δημώδεις ἐκδόσεις die Nachalexandrinischen Vulgatcodices zu verstehen sind, ist zuerst von Nitzsch gezeigt worden und wird jetzt wohl allgemein zugestanden.

sondern auch an den nunmehr schriftlich vorhandenen Zusammenhang aller; sie mussten sie in vollständiger und ununterbrochener Folge (ἐφεξῆς), sich selbst unter einander ablösend und einer des andern Vortrag aufnehmend (ἐξ ὑπολήψεως) recitiren.“

Gegen diese Ritschlsche Auffassung von der Thätigkeit des Pisistratus lassen sich aber noch ganz andere Bedenken geltend machen, als er selbst geglaubt hat. Bedenklich ist erstens die Annahme, die ursprüngliche Einheit der Homerischen Gesänge habe durch rhapsodische Vereinzelung sich soweit auflösen können, um eine gelehrte Arbeit zu ihrer Wiederherstellung nöthig zu machen. Von einer wirklichen Einheit der Homerischen Gesänge kann man doch vernünftigerweise erst von der Zeit an reden, wo sie schriftlich fixirt waren. Waren aber schriftliche Exemplare dieser Gesänge von Anfang an, oder wenigstens vor Beginn der Olympiaden vorhanden, wie hätten diese wohl bei dem regen Interesse für Homerische Poesie und der eingehenden Bekanntschaft mit derselben, die wir vom achten Jahrhundert an nachweisen können, spurlos verschwinden sollen? Wenn die Rhapsoden banausisch genug waren, statt sich Abschriften des ganzen Homer zu verschaffen, sich blos die Partien abzuschreiben, die sie vortragen wollten, wohl auch einzelne Partien in einer andern als der vom Dichter beliebten Ordnung zu verknüpfen, und ungebildet genug waren diese Verknüpfung besonders zu Papiere zu bringen, so wird man doch die Griechen zu einer Zeit, wo es Dichter und Dichterfreunde in Hülle und Fülle gab, nicht für so einfältig halten können, sich durch derartige Chrestomathien oder Centonen die Originale verdrängen zu lassen, noch den Pisistratus oder seine Genossen, wenn sie einen zuverlässigen Text haben wollten, für so unwissend, statt sich an die lüderlichen Exemplare der Rhapsoden zu halten, sich nach zuverlässigen Originalen der Poesien in ihrem Heimathlande umzusehen. Ob Ritschl Rhapsodenschulen im Wolfschen Sinne statuirt, ist nicht ersichtlich. Derartige Schulen haben doch aber nur Sinn, wenn diejenigen, die sich zu Rhapsoden ausbilden wollten, mit den Homerischen Gedichten in ihrer Totalität bekannt gemacht wurden, die schulmässige Tradition des ganzen Homer musste doch aber

stets von neuem gegen die lediglich aus Bequemlichkeit und Nachlässigkeit entstehende Verballhornisirung der Homerischen Gedichte durch einzelne der Schule entwachsene Rhapsoden ein Correctiv bilden. Ausserdem waren doch aber die Rhapsoden nur ein Bruchtheil der Leute, welche die Homerischen Gedichte besassen, kannten und lasen. Ist man nun aber durch das im vorigen Capitel gesagte überzeugt, dass es Rhapsodenschulen nicht gegeben hat, dass die Rhapsoden überhaupt aller Wahrscheinlichkeit nach sehr spät aufgetreten sind, dass ihr Einfluss auf die Veränderung des Homerischen Textes, wenn er überhaupt stattgefunden hat, sehr gering anzuschlagen ist, so wird dieses angenommene Auseinandersingen der ursprünglich vorhandenen Einheit zur reinen Chimäre. Die Häufigkeit vollständiger Homerhandschriften vor Pisistratus lässt sich allerdings nicht erweisen. Aber das ist auch nicht nöthig. Denn es lässt sich so viel erweisen, dass die Annahme, dass Homers Gedichte ursprünglich nicht geschrieben seien, auf so viele Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten stösst, dass sie sich als unhaltbar herausstellt. Waren sie aber schriftlich abgefasst, dann wurden sie auch schriftlich weiter verbreitet, gerade so vollständig, als sie aus der ursprünglichen Redaction des Dichters hervorgegangen waren. Dass die Kenntniss der Homerischen Gedichte seit Beginn der Olympiaden in Griechenland eine weitverbreitete war, ist Thatsache. Sich diese Kenntniss blos aus dem Anhören rhapsodischer Vorträge zu erklären, ist unmöglich. Aus Poesien, die man blos gelegentlich zu hören bekommt, kann man sich schwerlich genau den Umfang des Ganzen und den Inhalt der Theile, noch weniger einzelne Verse und Wendungen zur eignen Benutzung und Nachahmung merken. Sollte aber nicht schon in den ältesten Zeiten jeder Dichter, sobald er erfuhr, welch kostbarer Schatz von Poesie im Besitz der Rhapsoden war, alsbald alles daran gesetzt haben, gleichfalls in den Besitz dieses herrlichen Schatzes zu gelangen, und wenn er nicht schriftlich vorhanden war, da er selbst schrieb, ihn sofort durch die Schrift zu fixiren und allgemein zugänglich zu machen? Damit sollten die Dichter und Freunde der Dichtkunst drei Jahrhunderte gewartet haben? Trotz einer so staunenswerthen Reihe von Epikern

aber, trotz der Iambographen, Elegiendichter und Meliker, die, man kann es nicht oft genug wiederholen, die eingehende Bekanntschaft mit Homer voraussetzen, sollte man es sich haben gefallen lassen, dass Rhapsoden die ursprüngliche Einheit womöglich bis zur Unkenntlichkeit auseinandersangen, und Niemand vor Pisistratus, kein einziger Dichter sollte sich veranlasst gefühlt haben, diesem Unwesen zu steuern, um so mehr, wenn, wie Ritschl selbst sagt, die ursprüngliche Existenz der Einheit im allgemeinen Hellenischen Bewusstsein stillschweigend anerkannt war?

Das Schweigen der Autoren über das Verdienst des Pisistratus ist zwar bei Ritschls Auffassung desselben nicht ebenso befremdlich als bei der Wolfschen, derzufolge ja Pisistratus als der thatsächliche Schöpfer des Homer zu betrachten wäre, aber befremdlich bleibt es noch immer. Wer da behauptet, dass Pisistratus die eine Zeit lang abhanden gekommene Einheit der Homerischen Gesänge wiederhergestellt hat, der muss zugleich erklären, wie es zugegangen ist, dass alle übrigen Griechen sich diese Wiederherstellung als den ächten Homer gefallen liessen, und ihr vor jeder andern Ordnung, oder dem, was sie an Homerischer Poesie besassen, den Vorzug gaben, und zwar so sehr, dass nicht die geringste Spur von andersgeordneten oder unvollständigen oder ganz ungeordneten Exemplaren zur Kenntniss der späteren Zeit gekommen ist[1]). Der ächte Homer wäre ja denn doch immer für Griechenland von Athen ausgegangen, und keiner seiner Autoren erwähnt davon eine Silbe? Allerdings schweigen sie auch von des Pisistratus Bibliothek, wohl aus dem einfachen Grunde, weil sie von einer solchen nichts wissen konnten, sie schweigen auch von dem für die damalige Zeit so charakteristischen Orphikertreiben, und doch schweigen sie nicht ganz davon, denn unsre Kenntniss desselben geht doch eben auf Herodot und andere Attische Schriftsteller zurück, aber lässt sich damit auch nur entfernt ein für Athens Ehre so wichtiges Ereigniss vergleichen,

1) Denn in den Nachrichten, welche einige Verse im Homer auf Attische Interpolation durch Solon, Pisistratus, Onomakritus zurückführten, kann man diese Spuren nicht finden. Was von diesen Nachrichten zu halten sei, zeigt Lehrs Aristarch. S. 445 ff.

wie die Thätigkeit des Pisistratus, die ja immer ein opus divinum bleiben soll, auch nur nach Ritschls Auffassung es ist?

Wenn nun Ritschl sagt, auf die Wiederherstellung einer derartigen Ordnung gehen sämmtliche von dem Geschäft des Pisistratus gebrauchten Ausdrücke, so ist das zu viel gesagt. Gerade derjenige, der, wie wir noch sehen werden, sich als der älteste, allen andern zu Grunde liegende herausstellt, geht nicht darauf, sondern lediglich auf eine Anordnung, die mit dem Vortrag (ἀείδειν) der Homerischen Gedichte vorgenommen wurde, und hat mit dem Vorhandensein vollständiger und unvollständiger Exemplare nicht das mindeste zu schaffen. Endlich aber ist zu sagen, dass es mit der Annahme eines Zusammenhangs zwischen des Pisistratus Thätigkeit für Homer und für die Gründung seiner Bibliothek sehr misslich steht. Denn die ganze Notiz von der Gründung einer Bibliothek durch Pisistratus ist bedenklich. In der Einleitung seiner Deipnosophisten preist Athenäus den Reichthum, die Vornehmheit und Gelehrsamkeit des Römers Larensius, in dessen Hause eben die gelehrten Schmausereien, über die er im weiteren berichten will, stattfanden. Er erwähnt auch, dass er einen grösseren Schatz alter Hellenischer Bücher zusammengebracht habe, als irgend einer, der sonst wegen einer derartigen Sammlung bewundert worden, wie Polykrates, Pisistratus, Euklides aus Athen, Nikokrates aus Cypern, die Könige von Pergamum, Euripides, Aristoteles und Neleus [1]). Danach könnte die Bibliothek des Pisistratus doch wohl nur eine Privatbibliothek gewesen sein, und warum sollte er nicht als reicher Mann zu seinem Vergnügen und eigner Belehrung die Bücher gesammelt haben, die es damals gab, also die Werke der Dichter, und sich zu dem Ende immerhin eine gut geschriebene Ausgabe des Homer haben besorgen lassen? Dasselbe mag denn auch sein Zeitgenosse Polykrates gethan haben. Aber des Pisistratus Bibliothek soll ja eine öffentliche Bibliothek, eine grossartige, liberale Einrichtung gewesen sein, und sie muss das in der That gewesen sein, wenn die consentiens totius antiquitatis fama von seinem Homer als einem

1) Athen. I p. 3 A.

opus divinum mit seiner Bibliotheksthätigkeit in Verbindung stehen soll.

Eine öffentliche Bibliothek kann man nun aus der angeführten Stelle des Athenäus, trotz der daselbst erwähnten Könige von Pergamum, mit Bestimmtheit nicht entnehmen. Zu einer solchen kommen wir allerdings auch durch die Aeusserung des Tertullian im Apologet. c. 18 nicht, wo es heisst Ptolemäus Philadelphus habe in seiner Liebhaberei für Bibliotheken dem Pisistratus nachgeahmt — Tertullian entnahm seine Notiz einem Bericht über die 72 Dollmetscher — wohl aber durch den Bericht des Gellius. Er sagt N. A. VII, 17, 1: *libros Athenis disciplinarum liberalium publice ad legendum praebendos primus posuisse dicitur Pisistratus tyrannus. deinceps studiosius accuratiusque ipsi Athenienses auxerunt; sed omnem illam postea librorum copiam Xerxes Athenarum potitus urbe ipsa praeter arcem incensa abstulit asportavitque in Persas. eos porro libros universos multis post tempestatibus Seleucus rex, qui Nicanor appellatus est, referendos Athenas curavit*[1]). Hier haben wir in der That eine öffentliche Bibliothek, aus welcher Bücher, wenn auch nicht zum nach Hause nehmen, so doch zum lesen an Jedermann verliehen wurden. Zwar vermag Niemand zu sagen, was das wohl für *libri disciplinarum liberalium* gewesen sein mögen, die Pisistratus seiner Bibliothek einverleibt hatte, zu einer Zeit, wo es wohl Dichter, aber so gut wie keine Prosaiker, folglich auch keine disciplinas liberales gab. Auch muss man sich sehr wundern, warum die Athener, wenn sie bis zu den Perserkriegen eifrig und sorgfältig diese Bibliothek vergrössert hatten, nicht alsbald nach den Perserkriegen die verloren gegangene durch eine neue ersetzten, warum nicht wenigstens der hochgebildete Perikles, der doch so manche andre gemeinnützige Bestrebung des Pisistratus wiederaufgenommen und fortgesetzt hat, auf diesen Gedanken kam.

1) Aus Gellius schöpfte Isidor. Orig. VI, 3, oder beide aus einer gemeinsamen Quelle. Die von Düntzer Homer und der epische Cyklus S. 46 erwähnte Stelle des Rabanus Maurus de rerum naturis et verborum proprietatibus V, 4, in welcher die Bemühungen des Pisistratus und der Alexandriner in ganz gleicher Weise wie im Plautinischen Scholion in Verbindung gesetzt sein sollen, ist mir leider nicht zugänglich.

Noch mehr muss man sich wundern, dass, wenn diese Bibliothek wirklich durch Seleucus den Athenern zurückgestellt wurde, von einer Benutzung dieses unschätzbaren Kleinods in der Folgezeit auch nicht die mindeste Spur vorhanden ist[1]). Am meisten aber befremdet es uns, dass der Mittheilung des Gellius eine Stelle des Strabo direct widerspricht. Bei diesem Schriftsteller heisst es nämlich XIII p. 608: Ἀριστοτέλης — τὴν ἑαυτοῦ (βιβλιοθήκην) Θεοφράστῳ παρέδωκεν, πρῶτος ὧν ἴσμεν συναγαγὼν βιβλία καὶ διδάξας τοὺς ἐν Αἰγύπτῳ βασιλέας βιβλιοθήκης σύνταξιν. Das schliesst natürlich nicht aus, dass einzelne Leute schon vor Aristoteles sich für ihre Zwecke einen grösseren oder kleineren Büchervorrath angeschafft hatten, aber wenn Strabo so schreiben konnte, so muss er von dem Vorhandensein einer Pisistrateischen Bibliothek nie das geringste gehört haben, ebensowenig von deren Zurückgabe durch Seleucus Nicanor. Hier steht also Nachricht gegen Nachricht, und da der gelehrte Strabo in Sachen der Griechischen Litteraturgeschichte gewiss mehr Autorität beanspruchen darf als der allerdings auch gelehrte Gellius, der übrigens hier nur einem *dicitur* zufolge berichtet, so wird man zugestehen müssen, dass es mit der Gründung einer öffentlichen Bibliothek durch Pisistratus sehr misslich steht, und dass es sehr gewagt ist, in der Homerischen Frage davon wie von einer ausgemachten, nicht weiter zu bezweifelnden Thatsache zu sprechen, und sie zur Stütze anderweitiger Combinationen heranzuziehen.

Dass die von Ritschl gegebene Beseitigung des ersten Bedenkens doch nicht ganz ausreicht, ist bereits im obigen gezeigt worden. Noch ist aber darauf hinzuweisen, dass wir durch nichts berechtigt sind, den Verkehr und die gegenseitige Verbindung Griechischer Landschaften unter einander in der älteren Zeit uns weniger lebhaft und allgemein zu denken als in der späteren. Das Delphische Orakel war ja schon von den ältesten Zeiten an ein politisch-religiöser Mittelpunkt für das gesammte Griechenland, einen weiteren Anlass zu regem Verkehr gaben die grossen Nationalspiele und weshalb der Verkehr in den nächsten Jahrhunderten nach den grossen Wanderungen und den Aus-

1) Vgl. Bergk Griech. Litt. I S. 215.

sendungen zahlreicher Colonien ein weniger lebhafter hätte sein sollen, ist nicht recht abzusehen. Was aber das vom Stillschweigen der Folgezeit über das Athenische Exemplar hergenommene Bedenken anbetrifft, so wird dasselbe durch Ritschls Annahme, dass der Vulgattext der Alexandriner der Pisistrateische gewesen sei, und deshalb für diese keine Veranlassung vorgelegen habe, ihn noch besonders namhaft zu machen, nicht erledigt. Wenn Pisistratus der erste war, der durch eine besondere Commission einen vollständigen Homertext schaffen liess, und dieser Text nach der Ansicht der Alexandriner die Grundlage der Vulgata bildete, so begreift man nicht, warum sie vor dieser Vulgata keinen grösseren Respect hatten, und warum sie sich veranlasst fühlten, so häufig von dieser Vulgata abzuweichen und anderweitige Textesquellen zur Verbesserung heranzuziehen. Davon, dass sie die Städte-Ausgaben, über deren Alter und Ursprung sich absolut nichts wissen und sagen lässt, für bessere Repräsentanten des Vulgattextes gehalten hätten, findet sich doch keine Spur. Wie konnten sie ihnen aber überhaupt Autorität beimessen, wenn sie überzeugt waren, dass die Vulgatcodices alle aus einer und zwar vorzüglichen Quelle geflossen seien, denn als solche musste ihnen der Pisistrateische Text unbedingt gelten, wenn sie wussten, dass er aus einer der ihrigen verwandten bibliothekarischen Thätigkeit hervorgegangen war und auf den besonderen Arbeiten einer für diesen Zweck eingesetzten litterarischen Commission beruhte? Und wie ist es denn zu erklären, dass sie nicht mit der grössten Sorgfalt die Homerischen Lesarten der verschiedenen Attischen Autoren berücksichtigten, die ja dem verloren gegangenen Archetypus näher stehen mussten, als alle Vulgatcodices ihrer Zeit? Nun stimmt zwar Aristarchs Lesart in vielen Fällen mit den Lesarten bei Plato[1]), aber nie finden wir, dass er zur Em-

1) S. Sengebusch Diss. Hom. I p. 123. Wenn es daselbst heisst: *versus intextos dialogis Platonicis tractavisse Ammonius Aristarcheus eo consilio censendus est, ut examinaret* πῶς Πλάτων προφέρεται *i. e. quo modo ille legisset eos,* τίνας γραφὰς *vel praeoptasset vel novisset solus* — so wüsste ich nicht, womit sich eine derartige Behauptung belegen liesse. Es kann doch überhaupt nur die Schrift des Ammonius περὶ τῶν ὑπὸ Πλάτωνος μετενηνεγμένων ἐξ Ὁμήρου in Betracht kommen. Aus ihr

pfehlung seiner Lesart auf diesen Umstand besonders aufmerksam gemacht hätte. Und bei unbefangener Ueberlegung muss man gewiss sagen, wenn die Alexandriner wussten, dass die Vulgatcodices den Pisistrateischen Text, wenn auch in abgeleiteter Form, gaben, und dass dieser Pisistrateische Text einen besonderen Werth beanspruchte, so ist es absolut unerklärlich, dass in den Scholia Veneta der Name des Pisistratus auch nicht ein einzigesmal vorkommt, und dass die Alexandrinischen Kritiker auch mit keiner Silbe ihr Streben verrathen, gerade den Pisistrateischen Text in seiner Reinheit wieder herstellen zu wollen. Einen andern Zweck konnte ja ihre Kritik vernünftigerweise gar nicht haben[1]. Wenn aber Pisistratus durch eine besondere Ausgabe zunächst für Athen und dessen öffentlichen Gebrauch bei Festen und in Schulen eine von seinem Sohne noch dazu staatlich sanctionirte Textgestalt des Homer geschaffen hatte, wie will man es erklären, dass diese Text-

---

wird in den Schol. Ven. zu Il. I 540 die Lesart ἔρεζεν statt ἔρδεσκεν angeführt. Aber der betreffende Vers selbst kommt bei Plato nicht vor. Dass die Schrift allgemeinen Inhalts war, geht aus Longin. de sublim. 13, 3 hervor. Und wenn Sengebusch es im weiteren für wahrscheinlich hält, dass die Schrift des Trypho περὶ τῆς ἀρχαίας ἀναγνώσεως eine Zusammenstellung sämmtlicher von den alten Griechischen Schriftstellern angeführten Homerverse behufs Feststellung der früheren Lesart enthielt, so erscheint mir das sehr unwahrscheinlich. Die Scholien zu Γ 122 und Ε 299 geben dieser Ansicht auch nicht die geringste Stütze. Unter der ἀρχαία ἀνάγνωσις ist wohl die Lesart der Alexandrinischen Grammatiker, besonders des Aristarch zu verstehen, welche Trypho durch grammatische Bemerkungen und Belege zu rechtfertigen suchte.

1) Lehrs Aristarch (2) S. 449: „Warum wird in den Quellen des Aristarchus nie auf Lesarten des Pisistratus zurückgegangen? Ritschl fand die wahrlich gute Auskunft: das Pisistratische Exemplar war nun einmal die Grundlage aller Vulgata, die man hinnehmen musste, da das Pisistratische Exemplar selbst verloren war. Allein ein Bedenken ist es doch immer, wenn sie bestimmt wussten, alle unsre Texte gehen auf eine Redaction des Pisistratus zurück, ob denn bei so ausgebildetem Zurückgehen auf die Lesarten sich nicht gar zu natürlich der Gedanke einstellen musste, dies oder jenes trage den Stempel jenes Ursprungs an sich, zumal da Aristarch den Homer für einen Athener hielt und die Atticismen im Homer beobachtete. Und doch also finden wir wenigstens in den Aristarchisch kritischen Nachrichten, soweit sie uns erhalten sind, bei den Lesarten eben so wenig als bei eingeschobenen Versen die Vermuthung eines Pisistratischen διασκευαστής".

gestalt in Athen selbst so wenig respectirt wurde, dass z. B. Plato und Aristoteles so sehr ungleiche Texte des Dichters haben konnten, als wir dies noch jetzt zu erkennen im Stande sind?

Was endlich den dritten Einwurf anlangt, so sind die Ritschlschen Aufstellungen über die Thätigkeit des Solon bereits besprochen worden. Sehr merkwürdig bleibt es aber, wenn Ritschl hierbei gegen Welckers Satz polemisirt: „Wer die Nachricht des Geschichtschreibers Dieuchidas als gerechtfertigt gelten lässt, für den fällt das Sammeln und Ordnen des Pisistratus von selbst weg.“ Welcker meint ja, wie der Zusammenhang seiner Worte aufs deutlichste zeigt, nur das Sammeln und Ordnen im Wolfschen, keineswegs im Ritschlschen Sinne. Allerdings will Welcker von einem Auseinandersingen der ursprünglichen Einheit durch Rhapsoden nichts wissen, oder richtiger gesagt, dieser Gedanke ist ihm auch entfernt nicht in den Sinn gekommen, aber den Pisistratus anlangend, so behauptet auch er, Pisistratus habe den Homer (Ilias und Odyssee) vollständig aufgeschrieben (und zwar vollständiger und besser als von irgend einem vor ihm) öffentlich in Athen niedergelegt, sowie dass die Nachricht, Pisistratus habe gleich dem Polykrates Bücher gesammelt, Abschriften besorgt, den Grund zu der Bibliothek von Athen gelegt, sich nicht bezweifeln lasse. Hierdurch erhalte auch das πρῶτος ἐκόμισε im Hipparch erst Sinn.

Bei der Frage nach der Thätigkeit des Pisistratus ist es nun sehr merkwürdig, und eigentlich kaum zu begreifen, dass weder Wolf, noch Nitzsch, Welcker, Ritschl sich zu einer kritischen Prüfung der zu Grunde liegenden Stellen veranlasst gesehen haben, die zwar alle über eine Thätigkeit des Pisistratus berichten, aber über das wie derselben ganz merkwürdig auseinandergehen. Woher kommt diese Verschiedenheit und welche Darstellung verdient denn nun vor den anderen den Vorzug? Das *Homeri libros confusos antea sic disponere, ut nunc habemus* des Cic. de orat. III, 34, 137 ist doch beispielsweise etwas ganz andres als dasjenige, was der Scholiast in Bekkers Anecd. II p. 766 ff. berichtet, ganz davon zu geschweigen, dass die Namhaftmachung der Genossen des Pisistratus bei seiner Thätigkeit sich blos an einer Stelle und deren Varia-

tionen findet, und an einer zweiten von Genossen überhaupt die Rede ist. Aber von einer Prüfung der betreffenden Stellen ist bei Wolf keine Rede. Er führt sie, soweit sie ihm bekannt waren, in den Anmerkungen zu der Stelle seiner Prolegomena einfach an, wo er die Behauptung hinschreibt: *vox totius antiquitatis et, si summam spectas, consentiens fama testatur Pisistratum carmina Homeri primum consignasse litteris et in eum ordinem redegisse, quo nunc leguntur.* Das letztere steht bei Cicero, das erstere aber höchstens in dem Scholion in Villoisons Anecd. II p. 182, wo es heisst: ἦν γάρ, ὥς φασιν, ἀπολόμενα τὰ τοῦ Ὁμήρου· τότε γὰρ οὐ γραφῇ παρεδίδοντο, ἀλλὰ μόνῃ διδασκαλίᾳ, ὡς ἂν μνήμονι φυλάττοιντο. Πεισίστρατος δὲ ἠθέλησε τὴν Ὁμήρου ποίησιν ἔγγραφον διαφυλάττεσθαι. Und nun wird erzählt, Pisistratus habe einen öffentlichen Agon veranstaltet, durch Herolde allen denen, die Homerische Poesie kannten und vortragen wollten, sicheres Geleit (ἄδειαν) verkündet, für jeden Vers als Preis einen Obolus festgesetzt, auf diese Weise den gesammten Wortlaut (ὁλοσχερεῖς τὰς λέξεις) zusammengebracht und ihn weisen und verständigen Männern übergeben — ὡς καὶ τὸ ἐπίγραμμα αὐτοῦ δηλοῖ. Nun, das Epigramm kennen wir. Wenn der Grammatiker für seine Nachricht keine andre Quelle als dieses hatte, dann steht es schlecht damit. Von alledem weiss nämlich das Epigramm absolut gar nichts. Alle andern Stellen aber, welche von der Thätigkeit des Pisistratus handeln, wissen wieder davon nichts, dass durch ihn Homers Gedichte zum erstenmal aufgeschrieben seien, während sie früher gar nicht schriftlich existirten, sie berichten überhaupt eine jede über diese Thätigkeit sehr verschieden. Das zweite Scholion bei Villoison betrachtet die Thätigkeit des Pisistratus fast ganz im Sinne Ritschls. Es spricht von der Ordnung der Gesänge, weil durch sporadische und zufällige Lectüre derselben mit der Zeit ihr Gefüge auseinandergegangen sei: λέγεται, ὅτι συνεγράφησαν ὑπὸ Πεισιστράτου τοῦ τῶν Ἀθηναίων τυράννου τὰ Ὁμήρου ποιήματα. καὶ κατὰ τάξιν συνετέθησαν τὰ πρὶν σποράδην καὶ ὡς ἔτυχεν ἀναγιγνωσκόμενα διὰ τὴν ἁρμογὴν αὐτῶν τῷ χρόνῳ διασπασθῆναι. Nach dem ersteren Scholion existirten also die Gedichte vor Pisistratus überhaupt nicht schriftlich, nach diesem dagegen existirten sie schriftlich und wurden

gelesen, vielleicht vorgelesen, nur nicht in ihrer ursprünglichen Verbindung. Das ist nun doch aber ein himmelweiter Unterschied. Sieht man genauer zu, so giebt jeder Bericht die Thätigkeit des Pisistratus in einer anderen, mindestens subjectiv gefärbten Auffassung. Aus allen zusammen ergiebt sich blos, dass über eine gewisse Thätigkeit des Pisistratus allerdings eine Tradition vorhanden war, keineswegs aber über das wie derselben, dass die hierauf bezüglichen Angaben vielmehr alle auf subjectiver Interpretation der wie es scheint etwas unbestimmten, oder vieldeutigen Ueberlieferung beruhten. Man hat nun offenbar nicht das mindeste Recht einer Interpretation vor der andern den Vorzug zu geben, und sie für die Homerische Frage zu verwenden, so lange nicht ermittelt ist, worin eigentlich die allen Angaben zu Grunde liegende gemeinschaftliche Tradition bestanden hat. Eine derartige Ermittlung haben aber früher weder die Anhänger noch die Gegner Wolfs angestellt. Sie ist vielmehr erst neuerdings, wenn auch nur in allgemeinen Andeutungen, durch Nutzhorn in seiner Schrift über die Entstehungsweise der Homerischen Gedichte, Leipz. 1869, S. 15 ff. versucht worden, dessen Prüfung mit den daraus hervorgehenden Ergebnissen um so schwerer ins Gewicht fällt, als der grosse Madvig mit dem vollen Gewicht seiner Autorität für dieselbe eingetreten ist.

So brauchen wir uns denn nicht zu wundern, dass noch bevor Ritschl mit seiner Darlegung hervorgetreten war, auf Grund der vorhandenen Stellen eine andre Ansicht von der Thätigkeit des Pisistratus aufgestellt worden war, die sich von der Auffassung Wolfs und Nitzschs gleich weit entfernte. Schon Pausanias VII, 26, 6, oder vielmehr dessen localer Gewährsmann, lässt den Pisistratus „oder einen seiner Genossen" bei der Sammlung der zerstreuten Homerischen Gedichte in der Behandlung von B 573 einen Fehler begehen. Das zuerst durch Osann bekannt gewordene Plautinische Scholion gab nun bestimmt die Namen dieser Genossen an. Pisistratus sei nämlich bei seiner trefflichen Leistung durch die Bemühung von 4 Männern unterstützt worden: *Concyli, Onomacriti Atheniensis, Zopyri Heracleotae et Orphei Crotoniatae.* Hier war der Name Concyli verschrieben und die Gelehrten machten alsbald die allererdenklichsten Besserungs-

vorschläge, natürlich ohne jeden positiven Anhalt. Nicht lange, so stellte es sich heraus, dass bereits in der Quelle des Scholions ein Fehler vorhanden war. Sowohl der Cramersche Tractat als der von Keil herausgegebene Commentar des Tzetzes sprechen von den vier Genossen. Bei ersterem lesen wir: οἱ δὲ τέσσαρσί τισι τῶν ἐπὶ Πεισιστράτου διόρθωσιν ἀναφέρουσιν, Ὀρφεῖ Κροτωνιάτῃ, Ζωπύρῳ Ἡρακλεώτῃ, Ὀνομακρίτῳ Ἀθηναίῳ καὶ καγ ἐπὶ κογκυλω. Bei letzterem: τὰς Ὁμηρείους δὲ (βίβλους) — συντέθεικαν σπουδῇ Πεισίστρατος (die Handschrift hat Πεισιστρά, mit einem τ über dem letzten Buchstaben) παρὰ τῶν τεσσάρων τούτων σοφῶν· ἐπὶ κογκύλου, Ὀνομακρίτου τε Ἀθηναίου, Ζωπύρου τε Ἡρακλεώτου καὶ Κροτωνιάτου Ὀρφέως. Nun steht in der Pariser Handschrift, aus welcher der Cramersche Tractat geschöpft ist, neben Ὀνομακρίτῳ — κογκυλω am Rande Ἀθηνοδώρῳ ἐπίκλην Κορδυλίωνι. Hase glaubte, dass der Schreiber diesen Athenodorus Kordylion für den im Text verschriebenen vierten Genossen des Pisistratus gehalten habe. Richtiger jedenfalls vermuthete Cramer, Athenodorus Kordylion, ein Pergamenischer Grammatiker des zweiten Jahrhunderts v. Chr., sei nicht als Genosse des Pisistratus, sondern als Quelle für die Nachricht überhaupt an den Rand gesetzt. Den Namen selbst liess er auf sich beruhen. In ἐπὶ κογκυλω aber stecke sicherlich ἐπικὸν κύκλον oder ἐπικῷ κύκλῳ.

So lag es denn nahe, die Homerische Redaction des Pisistratus mit der des epischen Cyklus in Zusammenhang zu bringen, oder gar zu identificiren. Schon vor Cramer war Ulrici auf diesen Gedanken gekommen und hatte in seiner Gesch. der Hellen. Dichtkunst I S. 403, allerdings etwas versteckt in einer Anmerkung, die Vermuthung ausgesprochen, dass die Sammlung der Cykliker zu einem Corpus von Pisistratus ausgegangen sei, und dass sie gerade das war, was demselben später zum besonderen Verdienst angerechnet wurde, indem damit allerdings auch eine Redaction der Ilias und Odyssee verbunden sein musste[1]). Es ist nun nicht zu leugnen, dass diese Ansicht schon darum etwas bestechendes hat, weil, wenn sich einerseits Wolfs Deutung der Ueberlieferung über Pisistratus von dem zum

1) Derselbe in Berliner Jahrb. 1836 S. 927.

erstenmale aufgeschriebenen Homer als unhaltbar herausstellt, andrerseits bei Nitzschs Deutung derselben von der Besorgung eines correcten Exemplars für die Attischen Feste des Pisistratus Thätigkeit doch so unbedeutend erscheint, dass man nicht begreift, weshalb das Alterthum, wie wir doch glauben sollen, soviel Aufhebens von ihr gemacht hat. Handelt es sich dagegen um die Herstellung des Epischen Cyklus, der den Homer mit umfasste, so ist das freilich etwas ganz andres, wovon zu reden es sich schon eher der Mühe verlohnte.

Ritschl erwähnt zwar in seiner Schrift S. 56 Ulricis Auffassung, aber nur um sie in etwas vornehmer Art als ungerechtfertigt von der Hand zu weisen. In seinem, Bonn 1840, erschienenen *corollarium disputationis de bibl. Alex. et Pisistrato*[1]) geschieht Ulricis zwar keine Erwähnung, aber die Sache selbst kommt jetzt Ritschl gar nicht mehr unwahrscheinlich vor. Er lässt nämlich die Randbemerkung, welche den Namen des Athenodorus Kordylion giebt, auf sich beruhen. In den verdorbenen Worten des Tractats καὶ καγ ἐπὶ vermuthet er καὶ κέρκωπι. Kerkops war der Genosse des Onomakritos, Orpheus und Zopyrus in der Verfertigung Orphischer Gedichte. In κογκυλω müsse natürlich der Heimathsort des Kerkops stecken. Dass der Pythagoreer Kerkops von dem älteren Milesier Kerkops, einem epischen Dichter, verschieden sei, habe Marckscheffel Comment. Hesiod. p. 158—166 scharfsinnig nachgewiesen. Aber auf das Vaterland dieses Kerkops zu rathen, sei albern, und so lässt Ritschl auch das κογκυλω auf sich beruhen. Cramer sei der Meinung gewesen, der Name des vierten Genossen stecke allein in καγ, die letzten Worte dagegen seien unzweifelhaft ἐπικὸν κύκλον oder ἐπικῷ κύκλῳ zu lesen, und Hase stimme dem bei. Er selbst nennt das jetzt ein *laudabile sane inventum*. Nur hätte gezeigt werden müssen, in welchem Constructions- und Gedankenzusammenhange diese Worte mit dem vorhergehenden gestanden haben. Ein Zusammenhang sei nur bei Annahme einer Lücke zu erdenken, und so vermuthet er: Ὀνομακρίτῳ Ἀθηναίῳ καὶ [. . . . τοῖς καὶ διαθεῖσι τὸν] καλ[ούμενον ἐπικὸν κύκλον. „*Quae*

1) Opusc. I p. 123 sqq.

coniectura si certiore fundamento nitatur, dici nequeat quam gravi iudicio quam gravis res ad liquidum ducatur: quippe quo in Pisistratea aetate collocetur, quam Alexandrinis praeter F. A. Wolfium plerique omnes tribuerunt, cycli epici compositio.“ Hier hätte neben F. A. Wolf Ulrici einen Ehrenplatz füglich erhalten können. Uebrigens stellt es Ritschl schliesslich dem Ermessen des Lesers anheim, welcher Vermuthung er den Vorzug geben wolle. Eine bestimmte Entscheidung lasse sich wohl erst dann treffen, wenn uns ein unverfehrteres Zeugniss zu Gebote stehe. Ein solches ist uns leider bis zur Stunde nicht zu Theil geworden.

Ohne von Ulrici, Cramer und Ritschls Aufstellungen im corollarium etwas zu wissen, veröffentlichte K. L. Roth 1850 einen kleinen Aufsatz über den räthselhaften Conchylus im Rhein. Museum N. F. VII p. 135 ff. „ein neues Zeugniss über den epischen Cyklus“. Roth geht von der Bemerkung aus, dass aus der zweimaligen Erwähnung bei Tzetzes ἐπι Κογκύλου und 'Επικόγκυλος sich mit Sicherheit ergebe, dass das ἐπί ein wesentlicher Bestandtheil des Eigennamens, d. h. desjenigen Wortes sein müsse, das Tzetzes und sein Lateinischer Uebersetzer für einen Eigennamen angesehen haben. Da nun einzig dieser 'Επικόγκυλος kein gentile hinter sich habe, wie doch jeder der drei andern, aber gerade ein so verschollener Name dieses Beisatzes am meisten bedurfte, so schliesst Roth, dass wir hier gar keinen Eigennamen zu suchen, sondern uno tenore ΕΠΙΚΟΝΚΥΛΟΝ d. h. ἐπικὸν κύκλον zu lesen haben. Das zum Satze gehörige transitive Verbum sei bei Tzetzes an beiden Stellen συνθεῖναι. Denke man sich nun in seiner Quelle, die er ein altes Buch nennt, ungefähr folgenden Satz: συντεθείκασιν ἐπὶ Πεισιστράτου τὸν 'Ομήρου ἐπικὸν κύκλον 'Ονομάκριτος κτλ. und darin den Schreibfehler Ὅμηρον ἐπικονκυλον, natürlich alles in Majuskelschrift, so lässt sich leicht denken, wie er lesen und verstehen konnte: συντεθείκασιν ἐπὶ Πεισιστράτου τὸν Ὅμηρον 'Επικόγκυλος, 'Ονομάκριτος κτλ. Das τέσσαρες ἄνδρες σοφοί gab er dann natürlich de suo. Hinsichtlich der Quelle des Tzetzes habe man auf Asklepiades Myrleanus gerathen, der wenigstens von Orpheus dem Krotoniaten als einem Zeitgenossen des Pisistratus gehandelt hatte. Man könnte allenfalls auch an Proklus denken, von dem Photius

sagt: λέγει καὶ τὰ ὀνόματα καὶ τὰς πατρίδας τῶν πραγματευσαμένων τὸν ἐπικὸν κύκλον. Gerade diese Bemerkung Roths erscheint mir sehr zutreffend. Er schliesst übrigens seinen Aufsatz mit den Worten: „Besonders wichtig würde dieses Zeugniss dann sein, wenn die Bemühungen der Pisistratiden um den Homer in dem Sinne zu verstehen sein sollten, dass Homer mit dem Epischen Cyklus synonym wäre.“

Dieser in den Schlussworten Roths enthaltene Gedanke ist nun in Sonderheit von Bergk aufgenommen worden. Noch neuerdings hat er sich in seiner Griechischen Litteraturgeschichte mit aller Entschiedenheit für die Auffassung der Thätigkeit des Pisistratus im Sinne einer durch Onomakritus besorgten Redaction des Epischen Cyklus erklärt. Diese Auffassung habe sich auch in dem Bericht gefunden, den Tzetzes und der Anonymus ausschrieben, indem hier die Thätigkeit des Onomakritus auf den epischen Cyklus, oder auch auf Homer und den epischen Cyklus bezogen war; weil man dies nicht recht verstand, glaubten die Abschreiber und Ausschreiber in dem ἐπικὸς κύκλος den Namen eines vierten Mitgliedes der Commission zu finden. So hält denn auch Bergk die Vierzahl in den Berichten für eine erst auf Grund dieses Misverständnisses eingetretene Corruptel. Ursprünglich seien gewiss blos drei Mitglieder genannt. Was übrigens aus dem verdorbenen καὶ κατ werden soll, giebt Bergk nicht an. Er geht von der Ansicht aus, dass der Name Homers in alter Zeit, d. h. vor Plato und Aristoteles ein schwankender und unbestimmer Begriff war, der bald mehr, bald weniger umfasste. Lange habe man mit diesem Namen den ganzen Schatz epischer Dichtungen, soweit sie der Ionischen Schule angehörten, bezeichnet. Diesen ganzen Nachlass epischer Poesie, die in der herrschenden Meinung des Volkes für Homerisch galt, zusammenzustellen, sei Onomakritus mit seinen Genossen beauftragt worden. Die Beschränkung seiner Thätigkeit blos auf Ilias und Odyssee sei ein Misverständniss älterer und neuerer Zeiten. Selbstverständlich sei die Aufgabe des Onomakritus keine geringe gewesen. Es genügte nicht blos die Gedichte zu sammeln, sondern auch sie zu ordnen und zu revidiren, die Ueberlieferung des Textes, welche vielfach entstellt war, auf eine reinere Gestalt zurückzuführen, wobei gerade Ilias und

Odyssee am meisten der Nachhülfe bedurften. Er musste, wo verschiedene Bearbeitungen vorlagen, eine Entscheidung treffen, wo der Zusammenhang gestört, die richtige Ordnung aufgelöst war, so gut es ging, Abhülfe bringen, er musste auffallende Widersprüche ausgleichen und überall, wo es Noth that, bessernde Hand anlegen. „Es war dies eine äusserst schwierige Aufgabe, und es ist wohl möglich, dass mit den Hülfsmitteln, welche dem Onomakritus zu Gebote standen, in Zeiten, die reifere Erfahrung in der Handhabung der Kritik besassen, sich vielleicht mehr hätte leisten lassen; aber man wird dem Onomakritus das Zeugniss nicht versagen, dass er, wenn auch vielleicht nicht überall mit besonderem Geschick, doch mit lobenswerther Entsagung und grosser Schonung sich seines Auftrages entledigt hat."

In diesen Bergkschen Aufstellungen ist nun haltloses und willkürliches, ja rein unmögliches, mit möglichem und wahrscheinlichem auf das wunderbarste vermischt. Gerade bei ihm macht sich der gerügte Mangel einer Kritik der vorhandenen Angaben über die Thätigkeit des Pisistratus am empfindlichsten fühlbar. Bergk schreibt frischweg auf S. 505: „die Tradition lässt den Onomakritus mit Hülfe der Rhapsoden, welche die Homerischen Gedichte auswendig wussten, seine Aufgabe lösen." Eine derartige Tradition existirt aber in Wirklichkeit nicht. Nirgends wird Onomakritus mit den Rhapsoden in Verbindung gesetzt, und wo von den Rhapsoden etwas erwähnt wird, ist nirgends von Onomakritus die Rede. Ebenso grundlos heisst es auf S. 507: „die alte Ueberlieferung kennt zunächst nur ein Sammeln der Homerischen Gedichte durch Onomakritus; der einfachste Ausdruck dieser Tradition liegt uns in dem Epigramm auf Pisistratus vor, wo eben dieses Verdienst, welches sich der Gewalthaber Athens um die Nationallitteratur erwarb, hervorgehoben wird." Eine alte Ueberlieferung über das Sammeln der Homerischen Gedichte durch Onomakritus hat nicht existirt. In Voralexandrinischer Zeit finden wir keine Spur davon; die Alexandriner selbst haben nichts von einer solchen Ueberlieferung gewusst. Erst in Nachalexandrinischer Zeit werden Stimmen laut, welche von einer Thätigkeit des Pisistratus sprechen. Diese Stimmen wissen wieder nichts von Onomakritus. Dieser taucht erst

in später Byzantinischer Zeit auf. Dass die betreffende Notiz auf Athenodorus Kordylion, oder auf Asklepiades von Myrlea zurückgeht, ist eine ganz entfernte Möglichkeit. Ausserdem ist die Notiz uns in fehlerhafter Gestalt überliefert. Dass in ἐπικουκυλω eine Erwähnung des epischen Cyklus steckt, ist meines Erachtens eine so evidente Vermuthung, dass sich dagegen gar nicht aufkommen lässt. Sehr wahrscheinlich ist es auch, dass die Stelle etwa so zu ergänzen ist, wie dies Ritschl vermuthet hat. Nun ist es aber doch sehr die Frage, und es ist dies von der allergrössten Wichtigkeit, ob Athenodorus oder Asklepiades einfach überliefert hatten, dass Onomakritus mit seinen Genossen den epischen Cyklus zusammengestellt habe, eine Ueberlieferung, gegen deren Richtigkeit sich nichts einwenden lässt, oder ob auch sie bereits diese Notiz mit der zu ihrer Zeit schon bekannten Ueberlieferung oder Sage von der Thätigkeit des Pisistratus verbunden hatten. Dies kann ja auch erst der Gewährsmann des Anonymus und des Tzetzes gethan haben, so dass eben erst ein Byzantiner, in der Absicht die ihm unverständliche Ueberlieferung über Pisistratus sich zurechtzulegen, die ihm anderweitig bekannte Notiz über den epischen Cyklus mit Pisistratus in Verbindung gebracht hat. Es drängt sich uns also hierbei eine Frage auf, zu deren endgültiger Beantwortung wir völlig ausser Stande sind. Nur wird man zugeben, dass wenn bereits Athenodorus oder Asklepiades über die gemeinsame Thätigkeit des Pisistratus und Onomakritus in der Weise berichtet hätten, wie wir dies bei Tzetzes und dem Anonymus lesen, es ganz unbegreiflich bleibt, wie dieser Bericht Jahrhunderte lang bei Grammatikern und Litteratoren so gar völlig hat unbeachtet bleiben können. Dagegen konnte eine blos bibliographische Notiz über den Verfasser des epischen Cyklus, für den man sich weniger interessirte, ganz gut in der uns erhaltenen Litteratur unbeachtet bleiben. Auch ist es gewiss möglich, dass sie sich in der Chrestomathie des Proklus, da wo er über den epischen Cyklus und dessen Verfasser, oder Zusammensteller handelte, gefunden hat. Es ist demnach wahrscheinlicher, dass erst in Byzantinischer Zeit diese beiden Notizen mit einander verbunden sind. Wie kann

man aber von dem Epigramme, in welchem Pisistratus von sich selbst sagt ὃς τὸν Ὅμηρον ἤθροισα σποράδην τὸ πρὶν ἀειδόμενον, behaupten, es hebe das Verdienst hervor, welches sich der Gewalthaber um die Nationallitteratur erwarb, Homer und Nationallitteratur sind doch keineswegs congruente Begriffe, selbst dann nicht, wenn man mit Bergk Homer als Träger des gesammten Ionischen Epos auffasst, und wie kann man ferner behaupten, in diesem Epigramm liege der einfachste Ausdruck des Sammelns der Homerischen Gedichte durch Onomakritus? Durch Pisistratus wohl, aber durch Onomakritus, der in dem Epigramm mit keiner Silbe genannt wird?

Nun vindicirt aber Bergk dem Onomakritus eine Thätigkeit, die so viel kritisches, speciell philologisches Verständniss erfordert, wie es wohl selbst ein Aristarch nicht besass, eine Thätigkeit, die allem, was wir über die litterarischen Zustände zur Zeit des Pisistratus wissen und anzunehmen berechtigt sind, diametral widerspricht. Es beruht dies wieder auf der stillschweigenden Voraussetzung von der Anlage einer öffentlichen Bibliothek durch Pisistratus und der ausgedehnten Sammlung von Handschriften. Wie misslich es mit dieser Voraussetzung steht, ist schon gezeigt worden. Nach unsrer früheren Auseinandersetzung war der epische Cyklus ein Buch, welches bereits in Altattischer Zeit vorhanden war. Wer es zusammengestellt hat, ist uns nicht überliefert. Die Angabe, dass es Onomakritus mit einigen Freunden gewesen, wäre, wenn sie wirklich aus dem Alterthum zu uns gekommen wäre, durchaus glaublich. Onomakritus, der sich mit alter Poesie viel zu schaffen machte, wäre wirklich die geeignete Person dafür. Vergessen wir vorläufig nicht, dass uns eine solche Angabe thatsächlich aus dem Alterthum nicht vorliegt, sondern dass wir in eine unverständliche Angabe erst durch allerdings höchst wahrscheinliche, man darf wohl sagen evidente Conjectur dieselbe hineingelegt haben. Wenn aber Onomakritus den epischen Cyklus zusammengesetzt hat, so war dies eine Arbeit, zu welcher kritische und philologische Kenntniss auch nicht im mindesten erforderlich war, sondern blos Fingerfertigkeit und ein wenig Menschenverstand und Geschmack, um nämlich die hexametrischen Gedichte verschiedener Verfasser

äusserlich mit einander zu verkitten, und etwa doppelt, oder verschieden erzählte Partien in einfacher Gestalt abzuschreiben. Wenn dann Onomakritus auf die relative Unbekanntschaft seiner Zeitgenossen mit den cyklischen Gedichten speculirend, sowie auf den Umstand, dass bereits das eine oder andere derselben für Homerisch galt, seinen ganzen Cyklus als ein Werk des Homer ausgab, so hätte er damit etwas gethan, was seinem anderweitig bekannten Charakter als litterarischer Falschmünzer entspräche, aber, wie gesagt, wir bewegen uns hier auf dem Gebiete reiner Vermuthungen. Ein Mann aber, der eigne Gedichte unter dem Namen des Orpheus in Umlauf setzte, der die Orakel des Musaeus fälschte und sich dabei ertappen liess, der war sicherlich nicht geeignet, den Homer und die cyklischen Gedichte in der Weise zu redigiren, wie Bergk es sich denkt und uns glaubhaft machen möchte.

Wenn er ferner von der Ansicht ausgeht, dass der Name Homeros in alter Zeit, d. h. vor Plato und Aristoteles, ein schwankender und unbestimmter Begriff war, der bald mehr, bald weniger umfasste, wenn er sagt, lange habe man mit diesem Namen den ganzen Schatz epischer Dichtungen, soweit sie der Ionischen Schule angehörten, bezeichnet, so sind das wieder Annahmen und Behauptungen, die völlig haltlos in der Luft schweben. Dessen mag sich vielleicht Bergk selbst nicht recht bewusst gewesen sein, da er hier eine Welckersche Behauptung einfach wiederholt, Welcker aber hatte diese Behauptung von Zoëga, und sie hängt bei ersterem mit den Ansichten zusammen, welche mehrere Anhänger Wolfs über die eigentliche Bedeutung des Namens Homeros sich gebildet hatten.

Wolf liess, wie wir gesehen haben, die historische Existenz des Homer unbeanstandet. Er hielt ihn für einen herumziehenden Aöden, wie es deren viele gegeben habe. Wie es nun aber gekommen, dass gerade dieser eine Aöde alle andren verdunkelt hat, dass allein sein Name als der des grössten Dichterfürsten auf die Nachwelt gekommen ist, während er doch im Grunde nicht mehr und nichts anderes gethan, als andre Aöden auch, auf diese Frage giebt Wolf keine Antwort. Dass hier eine Lücke, oder vielmehr ein ungelöster Rest in Wolfs Aufstellungen sei, hat wohl zuerst

Hermann ausgesprochen[1]). Andre haben dies aber gefühlt, und daher die dichterische Persönlichkeit Homers wo nicht geradezu geleugnet, so doch in Frage gestellt, und seinem Namen eine blos symbolische Bedeutung zugestanden.

So findet sich denn die Erklärung des Namens Homer als zusammengesetzt aus ὁμοῦ und ἄρειν schon bei Ilgen praef. ad Hymn. Homeri p. X. Ihm ist Homeros ein einfaches Appellativum, welches den Dichter schlechthin bezeichnet: *Homeri nomen, si recte video, derivandum est ex* ὁμοῦ *et* ἄρω, *unde* ὁμηρεῖν *et* ὁμηρεύειν, *occinere, succinere i. q.* ὑπαείδειν. *Apud Hesiodum certe Theog.* 39 *legimus:* φωνῇ ὁμηρεῦσαι. *Et Hesychius* ὁμηρεῦσαι *interpretatur* ὁμοφωνεῦσαι, ὁμοῦ λέγουσαι, *et* ὁμηρεύειν, συμφωνεῖν. Ὅμηρος *ergo est, ut cum Ovidio loquar, per quem concordant carmina nervis, poeta, cantor, qui citharam pulsans* ὑπὸ καλὸν ἀείδει. Ohne Ilgen zu erwähnen, nahm Heyne diese Erklärung an, und nach ihm andere, aber ein neuer Inhalt wurde mit derseben erst bei Welcker Ep. Cykl. I S. 114 ff. verbunden. Ihm ist Homeros ein Kunstname, der Zusammenfüger. Indem er es an Wolf mit Recht tadelt, dass dieser den im Wesen der dichterischen Entwicklung selbst begründeten Fortschritt vom einfachen, epischen Lied zum zusammengesetzten grösseren Ganzen, gleichsam das Naturgesetz des Epos, nach Ausdehnung und Zusammenhang hinzustreben, „worin im Fortschritt eine ganz neue Kunst des Planes, der Einheit, der Verhältnisse und Bezüge der Theile erwächst, und zuletzt die Idee eintreten kann mit einer allen Stoff, alle Eindrücke und alle Künste der Gestaltung und Darstellung überwiegenden Kraft und Thätigkeit“ übersehen habe, eine Umwandlung im Epos, die er sinnreich mit der in der Gesellschaft vergleicht, wenn aus Höfen und Flecken Städte, aus Städten landschaftliche Staaten, aus vielen Landschaften Reiche hervorgehen, so dass dann Wolf sich einbildete, dass die kunstmässige Einheit vieler einzelner Lieder rein von selbst, d. h. eben ganz zufällig, beiläufig sich eingefunden habe, stellt er dagegen den Satz auf, dass ein künstlerisches Individuum, dem man von seiner Thätigkeit den Beinamen Homeros gegeben habe, zuerst

1) Opuscula VI S. 70 ff. besonders S. 87.

grössere epische Ganze, also einheitliche Epopöen geschaffen habe, dessen Beispiel bald andere Dichter sich anschlossen. Die Zeitgenossen übersahen das geniale der neuen Kunstleistung keineswegs und bezeichneten von ihrer Schönheit ergriffen nun alle derartigen Epen, d. h. ausser Ilias und Odyssee die cyklischen, als Homerische Dichtungen. Erst später lernte man mit Benutzung alter Ueberlieferungen, die sich erhalten hatten (doch spricht sich Welcker über diesen Punkt nicht klar aus), die Werke der Cykliker von Ilias und Odyssee unterscheiden, bei diesen aber, bei denen ein besonderer Verfasser nicht bekannt war, liess man den Namen Homeros bestehen, bis erst die Chorizonten, wenn auch nicht mit durchgreifendem Erfolge darauf aufmerksam machten, dass auch diese Gedichte verschiedenen Dichtern beizulegen seien.

Dass dieser Welckersche Gedanke eigentlich von Zoëga aufgenommen ist, haben wir bereits mehrfach angedeutet. Man stösst jedoch bei seiner Durchführung auf erhebliche sachliche Schwierigkeiten, obenein beruht er auf einer falschen Etymologie. Die Cykliker erstrecken sich, wie wir gesehen haben, über beinahe drei Jahrhunderte. Dass man in vorattischer Zeit ihre Gedichte für Homerische gehalten und als solche bezeichnet habe, dafür fehlt es an allem und jeglichem Anhalt. Blos die Thebais wurde bereits von Kallinus, also möglicherweise um Ol. 18 für Homerisch gehalten, wenn anders der Name dieses Dichters bei Pausanias IX, 9, 5 richtig hergestellt ist. Aber ihr wahrer Verfasser war überhaupt unbekannt, und das Gedicht scheint in der That an dichterischer Bedeutung den Homerischen gleichgekommen zu sein. Wenn man aber späterhin in Attischer Zeit auch andre cyklische Gedichte und wohl den ganzen Cyklus dem Homer beilegte, so wurde man dazu durch den wirklich vorhandenen Cyklus, der ja möglicherweise von seinem Zusammensetzer als Homerisch bezeichnet sein konnte, verführt, und der Widerspruch gegen derartige Ansichten liess nicht lange auf sich warten. Hätte man aber von Anfang an alle einheitlichen Epen als Homerische Gedichte bezeichnet, so würde es doch ganz unerklärlich sein, wie nach Jahrhunderten die nach Zeit und Ort geschiedenen Namen ihrer vermeintlichen, oder wirklichen Verfasser hätten auf-

tauchen können, ohne dass je einer derselben, sowiel wir sehen können, als Homeride, oder auch nur als Rhapsode bezeichnet worden wäre, während blos für die berühmtesten, für Ilias und Odyssee der wahre Verfasser sich nicht hätte ermitteln lassen. Und wenn ferner der Ausdruck Homerische Poesie von Anfang an einheitliche, organisch gegliederte Epen bezeichnete, so ist es wieder nicht zu begreifen, wie man später hartnäckig dabei bleiben konnte diesem vermeintlichen Dichterindividuum, dem Verfasser von Ilias und Odyssee, nicht blos Hymnen, die doch im günstigsten Falle blos als epische Einzellieder zu betrachten sind, sondern auch Epigramme und kleine volksthümliche Scherzgedichte beizulegen, die doch nicht das mindeste von organischem Epos an sich haben, auch keineswegs so vollkommene Poesien sind, dass man sie trotzdem dem Homer, als dem Ideal des vollendetsten Dichters hätte beilegen können.

Was aber die von Welcker zu Grunde gelegte sprachliche Etymologie anbetrifft, er leitet Ὅμηρος ebenso wie Ilgen von ὁμοῦ und ἄρω ab. (schon Vico hatte an ὁμοῦ und εἴρω gedacht, Payne-Knight aber ein ὁμαείρω angenommen, um daraus den späteren Sammler eines corpus poematum zu gewinnen) und betrachtet ihn als den Ahnherrn der Zusammenfüger, so ist dieselbe sprachlich unhaltbar, wie dies von G. Curtius de nomine Homeri commentatio Kil. 1855, dazu das corollarium Kil. 1856, nachgewiesen ist. Denn abgesehen davon, dass man in diesem Falle den Accent Ὁμηρός erwarten müsste, ein Bedenken, über welches sich bei einem Eigennamen allenfalls hinwegkommen lässt, so kann durch ὁμοῦ nur ursprüngliches zusammensein, aber nicht wie durch σύν nachträgliches zusammenkommen bezeichnet werden. Andrerseits können Formen vom Stamme ᾱρ, wenn sie nicht reduplicirt sind, oder mit dem Aoristus sigmaticus zusammenhängen, nur intransitive Bedeutung haben. Curtius hat bekanntlich selbst eine andere Erklärung des Namens Ὅμηρος versucht. Er acceptirt nämlich eine Ansicht Müllenhoffs, wonach ὅμηρος ursprünglich so viel wie Geselle, Gehülfe bezeichnet habe, ein Wort, mit welchem die Dichter des Deutschen Mittelalters sich begrüsst hätten, und meint, anfänglich habe man mit einander in Verbindung stehende Dichter ὅμηροι genannt, diese hätten

darauf eine Art Gilde oder Zunft gebildet und nachdem dies geschehen den Patronymischen Namen Ὁμηρίδαι erhalten, woraus dann später nach Sitte bürgerlicher Geschlechter ein Eponymos Ὅμηρος aufgestellt sei, der fingirte persönliche Ahnherr der betreffenden Innung. Aehnlich seien die εὔμολποι, gute Sänger, zu Eumolpiden, angeblichen Nachkommen eines Eumolpus geworden, und Boeckh habe bereits ganz richtig die Aithaliden, Eupyriden, Pambotaden und ähnliche angebliche Geschlechter ebenso erklärt. So sei denn Homer der angebliche Ahnher der Sängerinnungen.

Wer vom Lachmannschen Standpunkt aus, der ein Dichterindividuum Namens Homer nicht brauchen kann, in die Versuchung kommt, den Namen Homer um jeden Preis zu einem Appellativum, oder noch besser zum Namen einer rein fingirten Person zu machen, der mag an dieser Erklärung von Curtius, der man den Vorwurf sprachlicher Gewaltthätigkeit sicherlich nicht machen kann, vielleicht Gefallen finden. Aber wer wird im Ernst glauben können, dass eine doch jedenfalls bedeutende Dichterinnung — dass eine solche überhaupt nicht anzunehmen sei, ist bereits gezeigt worden — nicht von einem irgendwie auf ihre Thätigkeit oder ihren Beruf bezüglichem Worte (wie dies doch bei den Eumolpiden und andern der Fall sein würde), sondern von einer so allgemeinen Bezeichnung irgendwelcher Zusammengehörigkeit ihren Namen erhalten habe, so dass es hinterher als ein reiner Zufall erscheint, dass Homer der Ahnherr der Ionischen Dichtergesellschaften und nicht etwa der Griechischen Barbiere oder Schuster geworden ist? Immerhin hat Curtius das Verdienst, ausser der Welckerschen noch bodenlosere Erklärungen des Namen Homer zurückgewiesen zu haben. So die von Holtzmann[1]), welcher Homer sprachlich mit einem fingirten Sanskritischen Samâsas identificirt, während das Sanskrit in der That nur das Appellativum samâsas zur Bezeichnung einer Art Compendien kennt. Ferner die ungeheuerliche Etymologie von Sengebusch und E. Hoffmann, welche Ὅμηρος mit Θάμυρις identificiren.

Wozu aber alle diese falschen und künstlichen Bemühungen, den Namen Homer zu einem Appellativum zu

1) Zeitschr. für vergleich. Sprachforschung I S. 483 ff.

machen und symbolisch zu verflüchtigen, wenn sich einerseits zeigen lässt, dass die Entstehung der Homerischen Epen ohne Annahme eines genialen Dichterindividuums, das doch einen Namen gehabt haben muss, gar nicht erklärt werden kann, andrerseits Homer sich auch sonst als Griechischer Eigenname findet, in Fällen, wo kaum anzunehmen ist, dass die Träger desselben ihn zu Ehren oder mit bewusster Anspielung auf den berühmten Homonymos geführt haben? Denn ausser den von Suidas genannten Homeren, einem Tragödiendichter zur Zeit des Ptolemaeus Philadelphus, und einem Dichter und Grammatiker Ὅμηρος Σέλλιος, kennen wir noch verschiedene einfache Homere aus Inschriften, wie im C. I. I n. 672 und die weiteren Beispiele bei Bergk Griech. Litteratur I S. 447. Man mag nun aber den Namen Homers ableiten wie man will, man mag an seiner historischen Existenz festhalten oder nicht, zu einer Behauptung, dass man in alter Zeit alle oder doch fast alle cyklischen Gedichte als Homerische bezeichnet, der Name Homers also bald mehr, bald weniger bedeutet habe, sind wir durch kein positives Zeugniss berechtigt. Erst seitdem der epische Cyklus in der Zeit des Pisistratus, aller Wahrscheinlichkeit nach durch Onomakritus und seine Genossen zusammengestellt war, liessen sich manche durch dieses nunmehr vorhandene Buch eine Zeit lang verführen, entweder alle, oder doch bald dieses, bald jenes der in ihm ausser Ilias und Odyssee enthaltenen Gedichte dem Homer beizulegen. Daraus folgt aber nicht, dass dies schon in der früheren Zeit der Fall gewesen sei, bevor diese Gedichte mit Homer zu einem Corpus vereinigt waren. Aus der ganzen Zeit vor Pisistratus können wir, wie bereits gesagt, nur ein einziges Beispiel anführen, dass man ein cyklisches Gedicht, nämlich die Thebais, für Homerisch gehalten habe, und dieses Beispiel beruht obenein auf Conjectur, deren Richtigkeit zu bezweifeln, mir übrigens nicht in den Sinn kommt.

So ergiebt sich denn bei genauerer Prüfung auch Bergks Ansicht von der Homerischen Thätigkeit des Pisistratus als eben so wenig stichhaltig als irgend eine der früher besprochenen. Auch sie beruht wie jene auf unerwiesenen und darum unhaltbaren Voraussetzungen. Es gilt daher

einen andern Versuch den wahren Gehalt und womöglich die älteste, ursprüngliche Fassung der aus dem Alterthum uns überkommenen Nachricht über die Homerische Thätigkeit des Pisistratus zu ermitteln. Sehen wir uns dazu die einzelnen Nachrichten über diese Thätigkeit etwas genauer an.

Der älteste Zeuge ist Cicero. Er sagt de orat. III, 34: *sed ut ad Graecos referam orationem — septem fuisse dicuntur uno tempore, qui sapientes et haberentur et vocarentur. Hi omnes praeter Milesium Thalen civitatibus suis praefuerunt. Quis doctior eisdem illis temporibus aut cuius eloquentia litteris instructior fuisse traditur quam Pisistratus? qui primus Homeri libros confusos antea sic disposuisse dicitur, ut nunc habemus.* Wenn es nun schon eine seltsame Uebertreibung ist, den Pisistratus als den gelehrtesten Mann und den wissenschaftlich durchgebildetsten Redner seiner Zeit zu bezeichnen, davon dass Pisistratus ein grosser Redner gewesen sei, erinnere ich mich sonst bei keinem Schriftsteller etwas gelesen zu haben, so ist die weitere Angabe, einem „man sagt“ zufolge habe Pisistratus zuerst die vorher in Verwirrung gerathenen Bücher Homers so geordnet, wie wir sie jetzt haben, noch viel seltsamer. Wenn nun Wolf in den Vorlesungen zur Ilias S. 16 behauptet, bei Cicero de orat. III, 34 dürften die Worte *confusos antea* nicht erklärt werden, die in Unordnung gerathen, sondern die nie geordnet waren, — so ist diese Behauptung einerseits völlig willkürlich, andrerseits giebt sie eine doch wohl sprachwidrige Erklärung der betreffenden Worte. Denn was niemals eine Ordnung gehabt hat, kann wohl nicht durch *confusus*, sondern höchstens durch *indigestus*, *incompositus* bezeichnet werden. Es ist nun zunächst klar, dass von einer Sammlung zerstreuter Gesänge an dieser Stelle keine Rede ist, noch weniger von einem aufschreiben bis dahin blos mündlich vorhandener Lieder aus dem Munde der Rhapsoden, sondern hält man sich genau an Ciceros Worte, wie sie dastehen, so gab es schon vor Pisistratus Exemplare von Ilias und Odyssee allerdings von sonderbarer Beschaffenheit. In ihnen stand beispielsweise die sechzehnte Rhapsodie vor der zwölften, die funfzehnte nach der zwanzigsten, oder wie man sich die in ihnen vorhandene Unordnung sonst

vorstellen will. Erst Pisistratus stellte dagegen die Reihenfolge der Bücher so her, wie sie seitdem alle anderen Herausgeber und Abschreiber des Homer beibehalten haben. Dass es nun aber vor Pisistratus, dem Ordner Homers, solche Exemplare mit libri confusi gegeben habe, ist eine geradezu unsinnige Angabe, die Cicero unmöglich so in einer Griechischen Quelle kann gefunden haben. Wie leichtfertig und oberflächlich aber Cicero vielfach zu Werke ging, wenn er Griechische Quellen benutzte, ist bekannt. Um so eher konnte es ihm begegnen etwas verkehrtes mitzutheilen, wo er sich rein auf sein Gedächtniss verliess, wie dies doch wohl hier der Fall gewesen ist. Denn an dieser ganzen Stelle giebt Cicero ganz eigne, selbständige Gedanken, und er wird sich gehütet haben, die Paar Notizen, die er zum Beleg seiner Ansichten aus Griechischer Geschichte und Litteratur einstreute, erst noch sorgfältig womöglich im Original nachzuschlagen und zu verificiren. Gerade die rhetorischen Schriften lehren es aufs unzweideutigste, wie harmlos Cicero mit seinen Griechischen Autoritäten, die er gelegentlich anführt, ja deren Ansichten er bekämpft, verfahren ist. Wer weiss also, was ihm irgendwo bei seiner Lectüre oder im persönlichen Verkehr mit gelehrten Griechen für eine Notiz über Pisistratus einmal aufgestossen war, die er hier in so wunderlichen, unglaublichen Worten wiedergiebt.

Aber nicht doch, — Cicero benutzte eine gute Quelle, belehrt uns Herr Düntzer in einem Aufsatz „Pisistratos und Homeros" in Jahns Jahrb. 1865 S. 729 ff.[1]), keinen andern als Dicaearch im βίος Ἑλλάδος, und auf diesen gewichtigen Autor gehen alle uns erhaltenen Nachrichten über die Thätigkeit des Pisistratus zurück. Und der Beweis für diese Behauptung? Ja, der Beweis ist sonderbar genug. Herr Düntzer schreibt: „Bei Cicero geht der Stelle über Pisistratus unmittelbar vorher: *sed ut ad Graecos referam orationem, — septem fuisse dicuntur uno tempore, qui sapientes et haberentur et vocarentur. Hi omnes praeter Milesium Thalen civitatibus suis praefuerunt.* Man hat bemerkt, dass dem Cicero hier Dicaearch vorschwebte. Denn Diog. Laert. I, 40 lesen wir: ὁ δὲ Δικαίαρχος οὔτε σοφοὺς οὔτε φιλοσόφους

1) Homer. Abhandlungen S. 1—23.

φηcὶν αὐτοὺc γεγονέναι, cυνετοὺc δέ τιναc καὶ νομοθετικούc, und er führt gleich darauf seine genauere Angabe über ihre Namen und die in Bezug darauf hervortretenden Abweichungen an. Sollte nun nicht auch das folgende aus Dikaiarchos stammen? Wir glauben dies behaupten zu dürfen." Ich weiss nun nicht, wer da bemerkt hat, dass dem Cicero hier Dicaearchus vorschwebte. Aber das weiss ich, dass der betreffende etwas ganz verkehrtes bemerkt hat. Denn wenn Cicero schreibt, dass es zu einer Zeit bei den Griechen sieben Leute gegeben habe, die für Weise gehalten und so genannt wurden, und dass diese sämmtlich mit Ausnahme des einen Thales in ihrem betreffenden Vaterlande eine bedeutende politische Rolle spielten, so schwebte ihm bei einem derartigen truism wahrscheinlich Niemand vor, so wenig als einem modernen Litteraten etwa Jemand vorschwebt, wenn er von den sieben Königen Roms oder den drei Punischen Kriegen spricht, oder sonst eine landläufige Notiz aus dem Alterthum anführt. Sicherlich aber schwebte dem Cicero dabei nicht Dicaearch vor, welcher behauptet hatte, die sieben Weisen seien weder Weise noch Philosophen (man beachte dies, weil davon im Cicero nichts steht), sondern verständige Männer und Gesetzgeber gewesen, und der dann im weiteren neben vier allgemein zugestandenen Namen dieser Männer noch sechs andere zur beliebigen Auswahl aufstellt. Und ob dies Dicaearch im βίοc Ἑλλάδοc oder einer anderen Schrift gesagt hat, wissen wir auch nicht. Immerhin hat Dicaearch irgendwo über die sieben Weisen gesprochen. Weshalb soll aber die bei Cicero folgende Notiz über Pisistratus aus Dicaearch sein? Weil Cicero, sagt Herr Düntzer, nach Ausweis der Briefe an Atticus in den Jahren 694, 704, 709 Schriften von Dicaearch, darunter m ö g l i c h e r weise den βίοc Ἑλλάδοc, gelesen hatte. „Wissen wir nun, dass des Dikaiarchos βίοc Ἑλλάδοc eins der anerkanntesten und verbreitetsten Werke für Litteraturgeschichte und besonders für die Attische war" — beiläufig gesagt, wissen wir das doch eigentlich nicht — „so müsste es wunderbar zugegangen sein, wenn Cicero zu den i. J. 700 geschriebenen Büchern de oratore nicht gerade dieser Quelle bei seinen auf die Griechische Litteratur bezüglichen Darstellungen sich bedient hätte. Die Schrift

konnte ihm unmöglich unbekannt geblieben sein, sie war in dieser Beziehung ein Hauptwerk, und wenn Cicero von der Anordnung des Peisistratos als von einer allgemein anerkannten Thatsache spricht, so musste er sie auch hier gefunden haben. Wir wissen noch insbesondere, dass ein Abschnitt des Werkes Παναθηναϊκός hiess, wo also von den Rhapsodenvorträgen an den Panathenaeen die Rede sein musste. Ist aber Dikaiarchos Ciceros Gewährsmann, so haben wir zugleich die Quelle von allen Berichten über die Vorsorge des Solon und Peisistratos über Homer."

Derartigen Deductionen, in denen die Logik denn doch gar zu kurz kommt, sehe ich mich jedoch ausser Stande auch nur die allergeringste Bedeutung, geschweige Beweiskraft beizulegen, sie enthalten für mich blos nichtiges, luftiges Gerede. Trotz Herrn Düntzer und Dicaearch muss ich dabei bleiben, dass uns bei Cicero eine völlig unglaubliche Nachricht über eine angebliche Homerische Thätigkeit des Pisistratus vorliegt, die wohl nur einem Misverständniss irgend welcher ihm gelegentlich vorgekommenen Notiz ihren Ursprung verdankt, oder die, wenn sie wirklich so in einem Griechischen Werke sich vorfand, auch hier keinen andern Ursprung als den eines Misverständnisses gehabt hat [1]).

Der Zeit nach folgt unter den Zeugnissen für die Thätigkeit des Pisistratus an zweiter Stelle Pausanias VII, 26, 13. Man erzählt, so berichtet er, dass auch Homer im Schiffskatalog die ehemals zum Gebiete der Sicyonier gehörige Stadt Donussa erwähnt habe, in dem Verse:

οἵ θ' Ὑπερησίην τε καὶ αἰπεινὴν Δονόεσσαν

und nun heisst es weiter: Πεισίστρατον δέ, ἡνίκα ἔπη τὰ Ὁμήρου διεσπασμένα τε καὶ ἄλλα ἀλλαχοῦ μνημονευόμενα ἤθροιζε, τότε αὐτὸν Πεισίστρατον ἢ τῶν τινὰ ἑταίρων μεταποιῆσαι τὸ ὄνομα ὑπὸ ἀγνοίας. Gegenwärtig, d. h. in dem Text, wie er durch die Bemühungen der Alexandriner dem Pausanias ebenso vorlag, wie er uns vorliegt, lesen wir nämlich Γονόεσσαν, und davon, dass je eine andre Lesart in diesem Verse gestanden habe, ist uns ausser bei Pausanias

1) Das bedenkliche der Cicerostelle, wenn auch nicht in seinem vollen Umfange, hat schon Welcker bemerkt Ep. Cykl. I S. 361.

nicht das mindeste überliefert. Dass diese Erzählung nichts weiter als die müssige Erfindung irgend eines Localgelehrten aus Pellene oder Sicyon ist, der auch der ehemaligen Nachbarstadt gern einen Platz im Schiffskatalog vindiciren wollte, wird kein vernünftiger bezweifeln. Immerhin könnte doch aber das, was hier über die Thätigkeit des Pisistratus berichtet wird, glaubwürdig sein. Pisistratus also, heisst es hier, sammelte mit etlichen Genossen die Homerischen Gedichte, welche zerrissen, d. h. doch wohl in unvollständigen Exemplaren vorhanden waren. Der Ausdruck διεσπασμένα wird erläutert durch den Zusatz καὶ ἄλλα ἀλλαχοῦ μνημονευόμενα, an dem einen Orte hatte man also nur Kunde von diesen, an dem andren Orte von jenen Gesängen, an keinem also besass man die Gedichte vollständig. Waren diese Gedichte zerrissen, so müssen sie ursprünglich in heiler Gestalt vorhanden gewesen sein. Wie sich nun Pausanias, oder sein Gewährsmann, die Thätigkeit des Pisistratus sowie die Vertheilung derselben auf ihn und seine Genossen bei dieser Sammlung gedacht hat, bleibt für uns völlig im unklaren. In seinen Worten ist absolut nichts davon zu finden, dass Pisistratus sie aus dem Munde der Rhapsoden gesammelt hätte, dass er sie zum erstenmale schriftlich fixirt habe, und dass sie vor seiner Zeit blos mündlich überliefert worden wären. Mit andern Worten, die Pausaniasstelle kann so wenig als die Cicerostelle als ein Beleg für Wolfs Ansicht von der Thätigkeit des Pisistratus verwandt werden.

Nicht viel besser aber, oder eigentlich schlimmer, steht es in dieser Hinsicht mit der Stelle aus dem nur noch im Auszug vorhandenen Theile der Variae Historiae des Aelian XIII, 14. Die Alten, heisst es hier, sangen Anfangs die Gedichte des Homer in auseinandergenommenen Theilen, ὅτι τὰ Ὁμήρου ἔπη πρότερον διῃρημένα ᾖδον οἱ παλαιοί. Sie sprachen also von einem Kampf bei den Schiffen, einer Dolonie, einer Aristie des Agamemnon u. s. w. Aelian nennt hier eine Reihe von Namen, die mehr oder weniger mit den in unsern Ausgaben vorhandenen Ueberschriften der einzelnen Rapsodien stimmen. Erst spät, fährt er fort, brachte Lykurg von seiner Reise nach Ionien die gesammte Homerische Poesie nach Griechenland. Noch später fügte sie

Pisistratus zusammen und gab ihr die Gestalt von Ilias und Odyssee, ὕστερον δὲ Πεισίστρατος συναγαγὼν ἀπέφηνε τὴν Ἰλιάδα καὶ Ὀδύσσειαν. Hiernach erscheint Pisistratus nicht als Sammler, sondern lediglich als Ordner und Redactor der Homerischen Gedichte. Denn wenn bereits Lykurg die gesammte Homerische Poesie aus Ionien mitgebracht hatte, so brauchte sie nicht erst in späteren Jahrhunderten gesammelt zu werden. Aber auch hier finden wir nichts von Rhapsoden, nichts von einem ersten aufschreiben, nichts von einer ursprünglich blos mündlichen Ueberlieferung der Gedichte. Die Nachricht von dem Vortrag und der Kenntniss blos einzelner Theile in der vor-Lykurgischen Zeit stimmt genau mit dem, was Plutarch im Leben des Lykurg erzählt (oben S. 239).

Der letzte eigentliche Autor endlich, der von der Thätigkeit des Pisistratus berichtet, ist Libanius an zwei Stellen. An der einen (T. I p. 385 R.) spricht er einfach von der Pisistrateischen Sammlung, aus der anderen (T. III p. 25) geht hervor, dass er sich diese Sammlung irgendwie mit einer kritischen Thätigkeit und Würdigung der als Homerisch überlieferten Verse verbunden dachte. Hier heisst ihm Pisistratus ὁ μάλιστα σπουδάσας περὶ τὴν Ὁμήρου ποίησιν.

Vier Autoren also berichten von einer Thätigkeit des Pisistratus für die Homerischen Gesänge und bezeichnen sie als ein Sammeln und Ordnen. Schon lange vor ihm waren sie vorhanden, und zwar schriftlich vorhanden, da das Gegentheil nicht bemerkt wird, aber ohne Ordnung, vereinzelt, in unvollständigen Exemplaren, sei es nun, dass sie eine Ordnung von Hause aus nicht gehabt hatten, oder dass diese im Laufe der Zeit verloren gegangen war. Von Rhapsoden ist an allen fünf Stellen keine Rede, nur berichtet Aelian, dass man die Homerischen Gedichte vor Alters in einzelnen Theilen gesungen habe, was freilich auch bei ihm nichts weiter als ein figürlicher Ausdruck sein kann. Auf welche Quelle diese von einander ganz unabhängigen Berichte zurückgehen, ist nicht ersichtlich. Cicero spricht von einem *dicitur*, Pausanias von einem φασί, Aelian giebt seine Erzählung wie eine geschichtliche Thatsache, Libanius setzt sie als bekannt voraus.

Zu diesen vier Zeugnissen aus 6 Jahrhunderten Nach-

alexandrinischer Zeit kommen nun mehrere Zeugnisse aus Byzantinischer Zeit, aus Suidas, Tzetzes, und zwar in doppelter Fassung, aus den Scholien zu Dionysius Thrax, aus Eustathius, endlich zwei Zeugnisse aus unbestimmter, aber jedenfalls auch sehr später Zeit in der vierten und fünften vita des Homer bei Westermann. Das wichtigste aus diesen späteren Zeugnissen ist bereits mitgetheilt worden. Ueberall ist die Rede von einem Sammeln und Ordnen der Homerischen Gesänge durch Pisistratus. Aber nirgends auch nur das mindeste von Rhapsoden, als Trägern der Homerischen Poesie, und der Benutzung ihrer Mittheilungen zur Fixirung eines schriftlichen Textes. Entweder heisst es einfach, Homer sei in den Städten herumgezogen und habe seine Gedichte gesungen, später habe sie Pisistratus zusammengefügt (συνήγαγε), oder sie seien 'sporadisch' vorgetragen und von Pisistratus zusammengestellt worden (συνέταξε). Oder nach einer andern Nachricht liess Homer die einzelnen Rhapsodien, sobald er eine fertig aufgeschrieben hatte, in den von ihm besuchten Städten zurück, darauf seien sie von vielen, namentlich von Pisistratus zusammengestellt worden. Oder es wird in ganz unsinniger Weise berichtet, Pisistratus habe sich zur Redaction des von ihm auf merkwürdige Weise zusammengebrachten Homer einer Commission von 72 Grammatikern, darunter auch Zenodot und Aristarch bedient. Diesen Unsinn schrieb Tzetzes geraume Zeit gläubig nach, bis er ihn als das erkannte, was er war, und nun unter groben Verwünschungen seines früheren Gewährsmannes, aus einer anderen Quelle die leidige litterarische Commission an die Stelle der 72 Grammatiker treten liess, welche auf Pisistratus Befehl den Homer aus den damals vorhandenen kleinen Stückchen (τεμαχίοις) zu ordentlichen Büchern zusammensetzten. Woher es aber gekommen, dass der arme Homer in so miserablem Zustande vorhanden war, um erst wieder zusammengeflickt zu werden, darüber finden sich bei den Byzantinischen Schwätzern wieder sehr verschiedene Faseleien. Seine Gedichte waren durch Feuersbrunst, Wassersnoth, Erdbeben bis auf winzige Reste zu Grunde gegangen, sagt der eine. Der arme Homer, meint ein andrer, der sich den Ionischen Dichterfürsten wahrscheinlich als lumpigen Bettelpoeten wie Manuel Hapluchir oder Theodorus Ptocho-

prodromus vorstellte, hatte sie von vornherein nur auf lose, halbverwitterte Blätter schreiben können, weil er zu arm war, sich dazu ein ordentliches Buch anzuschaffen, und diese losen Blätter waren natürlich in alle vier Winde zerstreut worden. Sie waren überhaupt nicht aufgeschrieben, sondern wurden blos im Gedächtniss überliefert, meint ein dritter. Sie waren zwar aufgeschrieben, belehrt uns ein vierter, aber ihre ursprüngliche Verbindung hatte sich mit der Zeit aufgelöst, und musste künstlich wiederhergestellt werden.

Worauf gehen denn nun aber diese späteren Angaben über Pisistratus im letzten Grunde zurück? Darauf können wir eine ganz bestimmte Antwort geben, da wir an vier Stellen (nämlich in der 4. u. 5. vita, bei Tzetz. exeg. Iliad. ed. Herm. p. 8 und in Bekk. Anecd. II p. 766 ff.) auf ein Epigramm verwiesen werden, das wir auch in der Anth. Pal. XI, 442 finden. Es lautet:

τρίς με τυραννήσαντα τοσαυτάκις ἐξεδίωξε
δῆμος Ἀθηναίων καὶ τρὶς ἐπηγάγετο,
τὸν μέγαν ἐν βουλῇ Πεισίστρατον, ὃς τὸν Ὅμηρον
ἤθροισα σποράδην τὸ πρὶν ἀειδόμενον·
ἡμέτερος γὰρ κεῖνος ὁ χρύσεος ἦν πολιήτης,
εἴπερ Ἀθηναῖοι Σμύρναν ἀπῳκίσαμεν.

In Bekkers Anecdotis wird es eingeführt mit den Worten: φέρεται δὲ ἐπίγραμμα εἰς τὸν Πεισίστρατον σπουδάσαντα συναγαγεῖν τὰ Ὁμήρου τοιοῦτον. In der fünften vita des Homer heisst es aber ausdrücklich, das Epigramm habe sich in Athen auf einer Statue des Pisistratus befunden.

Es ist nun eine scharfsinnige und höchst wahrscheinliche Vermuthung Welckers Ep. Cykl. I S. 361, dass nichts andres als dieses Epigramm als die eigentliche Quelle sämmtlicher aus dem Alterthum überlieferter Angaben über die Homerische Thätigkeit des Pisistratus zu betrachten sei. Unabhängig von Welcker hat auch Nutzhorn Entstehungsweise d. Hom. Ged. S. 63 dieselbe Vermuthung ausgesprochen. Mir scheint sie unzweifelhaft richtig. Daraus erklärt es sich dann eben, dass für die Thätigkeit des Pisistratus nirgends ein alter Schriftsteller, oder ein namhafter Grammatiker citirt wird. Daraus erklärt es sich ferner, dass von den Zeiten Ciceros ab eine consentiens fama, nur nicht eine consentiens fama antiquitatis, allerdings von einer

sammelnden oder ordnenden Thätigkeit des Pisistratus für Homer berichtet, dass aber trotz dieser fama über das nähere dieser Thätigkeit, ihre Veranlassung und ihren Verlauf die allerverschiedensten Ansichten aufgestellt werden konnten. Denn davon stand eben im Epigramm nichts darin, der hier gebrauchte Ausdruck war nicht ganz klar, und, wenn einmal misverstanden, sehr verschiedener Deutungen fähig, eine andere Quelle gab es nicht, so war denn eben jeder bei mangelnder Ueberlieferung auf subjective Muthmassungen angewiesen.

Der Gedanke nun, als habe es wirklich zu Athen in irgend einer Zeit eine Statue des Pisistratus mit dieser Inschrift gegeben, muss als völlig unstatthaft von der Hand gewiesen werden. Dass weder der Tyrann Pisistratus sich selber, noch seine Söhne ihrem Vater eine Statue mit einer Inschrift setzen konnten, in welcher von seiner dreimaligen Vertreibung die Rede war — thatsächlich ist Pisistratus blos zweimal vertrieben worden — leuchtet ein. Ferner, um von der seltsamen Wendung, Pisistratus sei gross im Rathe gewesen, zu schweigen, so ist es eine ganz späte, entschieden nach-Herodoteische Vorstellung, Smyrna für eine Kolonie der Athener, oder auch nur der Ionier im weitesten Sinne zu halten, ein Umstand, auf welchen, wenn auch in andrem Zusammenhange, Düntzer die Homer. Fragen S. 40 hingewiesen hat. Dass man aber im späteren demokratischen Athen nicht daran gedacht haben wird, dem Tyrannen Pisistratus eine Statue zu setzen, dass dergleichen auch in der Zeit der oligarchischen Umwälzung und unter der Herrschaft der Dreissig Niemand wird in den Sinn gekommen sein, liegt auf der Hand. Das Epigramm ist vielmehr rein epideiktischer Art, in Alexandrinischer Zeit, wo die Abfassung von Epigrammen auf Dichter und hervorragende Persönlichkeiten der Vergangenheit etwas gewöhnliches war, entstanden, und als solches wird es ganz richtig in den angezogenen Worten in Bekkers Anecdotis bezeichnet[1]).

Es bleibt nun blos noch zu ermitteln, was das Epigramm

---

1) Es ist merkwürdig, dass ein Mann wie Welcker a. a. O. S. 360 schreiben konnte: „das Epigramm — wovon mir nicht ausgemacht scheint, dass es nur epideiktisch sei“.

eigentlich von Pisistratus sagt, und mit welchem Rechte sein uns unbekannter Verfasser zu seiner Aussage gekommen ist. Pisistratus also, heisst es, sammelte den zerstreut gesungenen Homer. Offenbar geht ἀείδειν lediglich auf den Vortrag der Homerischen Gedichte, und daran ist unter allen Umständen festzuhalten. Gesungen wurde Homer, wenigstens Stücke aus ihm, in alter Zeit von Citharöden. In den Zeiten des Perikles war dies, soviel wir wissen, nicht mehr der Fall. Damals trugen Rhapsoden die Homerischen Gesänge vor, und misbräuchlich konnte auch ihr Vortrag als Gesang bezeichnet werden. Sie trugen den Homer sporadisch vor, d. h. natürlich nicht an verschiedenen Orten, denn das thaten sie immer, und daran hat Pisistratus nichts geändert, sondern stückweis, nicht in seiner Totalität. Diesem stückweisen Vortrage machte Pisistratus ein Ende, indem er die Gedichte in der natürlichen Reihenfolge ihrer Theile und im ununterbrochenen Zusammenhang vortragen liess. Dies ist das vom Dichter gebrauchte ἀθροίζειν. Wir haben oben gesehen, dass nur in Athen an den Panathenaeen von Staats wegen die Homerischen Gedichte zum Vortrag kamen, und dass sich die Athener auf diese specifisch Athenische Einrichtung nicht wenig zu gute wussten. Den eigentlichen Urheber dieser Einrichtung scheint man nicht gekannt zu haben, doch bezeichnete man in schwankender Tradition den Hipparch oder Solon als solchen. Da man aber im allgemeinen der Ansicht war, Pisistratus habe die grossen Panathenaeen eingesetzt (Schol. Aristid. p. 106), so konnte man leicht auch ihn als Urheber dieser Einrichtung ansehen, wie dies der Verfasser des Epigramms wirklich gethan hat, sei es nun, dass er hierin einer alten Ueberlieferung folgte, oder dass er sich für berechtigt hielt, dem Pisistratus diese Einrichtung zuzuschreiben. Wer aber ohne dieser Einrichtung an den Panathenaeen sich zu erinnern, oder ohne von ihr zu wissen, an die betreffenden Worte des Epigramms herantrat, der konnte leicht die eigentliche Bedeutung des ἀειδόμενον übersehen, und dann im weiteren Misverständniss in dieselben einen Sinn hineinlegen, der ihnen ursprünglich ganz fremd war. Dies ist denn im späteren Alterthum mehr als zu viel geschehen. Wohl selten ist durch ein halbes Dutzend mittelmässiger Verse Jahr-

hunderte hindurch soviel unnützer Staub aufgewirbelt worden, als gerade durch diese.

Mit der obigen Besprechung der von der vermeintlichen Ordnung und Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus handelnden Stellen hat die Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena ihr vorläufiges Ende errreicht. Denn Wolfs Ansichten über die Thätigkeit der Diaskeuasten für weitere Abrundung und Ausfeilung der Homerischen Gedichte in der Zeit nach Pisistratus bis in die Periode der Alexandrinischen Grammatiker hinein sind längst als irrig nachgewiesen und werden gegenwärtig von Niemand mehr vertreten. Recapituliren wir schliesslich den Gang der Untersuchung und ihre Ergebnisse, so erweisen sich Wolfs Aufstellungen sämmtlich als unhaltbar. Sie beruhen zunächst auf einer unerwiesenen, unerweisbaren und höchst unwahrscheinlichen Annahme. Weiterhin leiden sie an einer ungerechtfertigten Misachtung und Verwerfung historischer Ueberlieferung wie nicht minder an einer Ueberschätzung und unrichtigen Auffassung zweifelhafter Zeugnisse zu Gunsten einer vorgefassten Meinung. Der Gebrauch der Schreibkunst in Griechenland für litterarische Zwecke um die Zeit der beginnenden Olympiadenrechnung muss als unwiderlegliche Thatsache zugegeben werden. Es ist aber kein einziger triftiger Grund vorhanden, der uns abhalten könnte, diesen Gebrauch, falls wir uns sonst dazu veranlasst sehen, noch ein Paar Jahrhunderte früher hinaufzurücken, es ist folglich kein Grund vorhanden, ihn der Homerischen Zeit und dem Homer selbst abzusprechen. Wir sind ferner durch nichts berechtigt, uns die Art der Verbreitung der Homerischen Gedichte anders als bei jedem andern Dichter der alten Zeit, d. h. als in erster Linie auf Abschriften und Lectüre beruhend vorzustellen. Die Schilderungen, die uns Homer von den Aöden der Heroischen Zeit giebt, mögen dazu benutzt werden können, um Aufschlüsse über ein primitives Anfangsstadium Griechischer Poesie in vor-Homerischer Zeit zu gewinnen, nimmermehr aber dürfen wir den Homer, den uns die einstimmige Tradition des Alterthums als Dichter von Ilias und Odyssee bezeichnet, selbst für einen Aöden halten. Was uns über die Thätigkeit der Homeriden auf Chios für Pflege und Verbreitung der Homeri-

schen Poesie berichtet wird, ist äusserst dürftig und zum Theil von zweifelhafter Glaubwürdigkeit. Von einer Thätigkeit der Homeriden ausserhalb Chios, oder von dem Vorhandensein sonstiger Homeriden- und epischer Sängerschulen ist uns nicht das mindeste überliefert. Die Annahme ihres Vorhandenseins beruht auf reiner Willkür. Die Identificirung aber der Homeriden mit den Homerischen Aöden verbietet sich ganz von selbst. Die Rhapsoden als Declamatoren Homerischer Poesien erscheinen für uns zuerst in der Zeit des Klisthenes, kurz vor Solon. Gewichtige Gründe nöthigen uns, den Anfang ihrer Thätigkeit überhaupt nicht viel weiter zurückzudatiren. Dass sie mit den Homeriden auf Chios in keinem Zusammenhang stehen, überhaupt nur in uneigentlichem Sinn als Homeriden bezeichnet werden, ist ausdrücklich bezeugt. Davon, dass die Rhapsoden in früherer Zeit ihre Kunst zunftmässig und in besonderen Schulen gelehrt hätten, ferner davon, dass sie selbst Dichter gewesen und einen wesentlichen Einfluss auf die Gestaltung und Erweiterung der Homerischen Gedichte ausgeübt hätten, ist uns wieder nicht das mindeste überliefert. Ihre Thätigkeit beschränkte sich mit ganz geringen Ausnahmen auf den Vortrag der Gedichte des Homer und Hesiod. Sie als Depositäre der gesammten poetischen Litteratur der Griechen in Vorsolonischer Zeit zu betrachten, sind wir nicht berechtigt. Auch lassen sich keine agonistischen Vorträge der Homerischen Gedichte, im Sinne eines geordneten, zusammenhängenden Totalvortrags derselben an öffentlichen Festen, ausser in Athen nachweisen. Hier bestanden sie allerdings als eine alte, gesetzliche Einrichtung am Feste der Panathenaeen. Als Urheber dieser Einrichtung wurden Hipparch, Solon, auch Pisistratus selbst bezeichnet. Auf die Anordnung eines zusammenhängenden, geordneten Vortrags der Homerischen Gedichte gehen genau besehen auch alle diejenigen Angaben aus Nachalexandrinischer und Byzantinischer Zeit zurück, welche in irreführender Weise von einer Sammlung und Ordnung derselben durch Pisistratus sprechen, oder doch zu sprechen scheinen.

Sollte aber die hier gegebene Kritik der Wolfschen Ansichten richtig sein, und als richtig anerkannt werden, so würden ihre Ergebnisse von nicht unwesentlichem Einfluss

auf die fernere Behandlung der esoterischen Seite der Homerischen Frage sein. Es möge mir zum Schluss verstattet sein, über diesen Punkt einige Andeutungen zu geben, die natürlich nur als subjective Ansichten betrachtet sein wollen. Die Homerische Frage mit ihren beiden Grundproblemen und die den Gedichten entlehnten Thatsachen, auf denen das zweite sich aufbaut, bleiben natürlich nach wie vor bestehen. Aber die bisherige Deutung und Erklärung dieser Thatsachen verliert grösstentheils ihre Berechtigung. Jetzt fehlt es uns nämlich in der That an jeder Veranlassung durch äussere, d. h. auf geschichtliche Zeugnisse und Ueberlieferung sich stützende Gründe, uns den Ursprung und die Schicksale der Homerischen Gedichte anders vorzustellen als die irgend eines andern alten Autors, und wir sind hinsichtlich der Homerischen Frage lediglich auf die Gedichte selbst angewiesen. Wiederum sind wir durch keine historischen Gründe veranlasst, überhaupt durch nichts berechtigt, an die Erscheinungen, die sich uns hier darbieten, einen andern Massstab der Beurtheilung anzulegen, als dies bei andern dichterischen Erzeugnissen der erzählenden Gattung der Fall sein würde. Es liegt aber auf der Hand, dass es, um aus den Gedichten selbst den Beweis ihrer allmälichen Entstehung und ihrer schliesslichen Vereinigung aus den Werken verschiedener Verfasser und verschiedener Zeiten zu geben, ganz andrer Indicien und Beweisgründe bedürfen würde als derer, die man bis jetzt dafür aufgestellt hat. Denn wenn schon Wolf in den Prolegomenen sich mehrfach hat den Fehler zu Schulden kommen lassen, oder vielleicht richtiger gesagt, sich den Kunstgriff erlaubt hat, schwachen historischen Indicien durch Verweisung auf den in petto behaltenen Beweis aus dem Innern eine grössere Bedeutung zu verleihen, als ihnen in der That zukommt, so ist ein analoger Fehler bei denen, die sich mit der inneren Seite der Homerischen Frage beschäftigt haben, in noch viel stärkerem Grade begangen worden. Vielfach haben hier ganz schwache und für sich betrachtet völlig werthlose Indicien blos dadurch einen Werth erhalten, dass man sie als nachträgliche Bestätigung zu angeblich feststehenden Ergebnissen der voraufliegenden historischen Untersuchung betrachtet und sie dann zu weiteren

Schlüssen verwerthet hat. Mit Wegnahme der Unterlage, auf welche sie sich stützen, fallen sie selbst in sich zusammen. Wenn nämlich Ilias und Odyssee von Anfang an als grosse planmässig angelegte Epopöien schriftlich vorhanden waren und durch genommene Abschriften vervielfältigt und verbreitet wurden, so waren sie auch allen den Verderbnissen ausgesetzt, von deren Vorhandensein wir in den Texten andrer alten Autoren uns überzeugen können, also der Verschlechterung der ursprünglichen Lesart, der Störung in der ursprünglichen Aufeinanderfolge der Verse, dem Einreissen von Lücken, ungeschickten Versuchen solche Lücken wieder zu beseitigen und auszufüllen, so gut es eben gehen wollte, endlich kleinen und grösseren Interpolationen der verschiedensten Art. Derartige Verderbnisse nachzuweisen und möglichst zu beseitigen, wäre nun eben die Aufgabe der Homerischen Kritik. Unmöglich aber können die Interpolationen so gross und umfangreich gewesen sein, als es diejenigen glauben, welche sich für berechtigt halten, eine tief eingreifende Thätigkeit der Rhapsoden an Gedichten anzunehmen, die in Folge ihrer blos mündlichen Ueberlieferung Jahrhunderte lang gleichsam in stetem Flusse begriffen waren. Man wird deshalb mit der Annahme von Interpolationen auch nie dahin kommen, die vorhandene, nicht wegzuleugnende Ungleichheit in Ton und Farbe der einzelnen Theile, die Anwesenheit matter Partien, noch weniger allerlei Widersprüche, die sich vorfinden, zu beseitigen. Daran aber, dass Ilias und Odyssee die nachträgliche Vereinigung ursprünglich selbständiger Gedichte verschiedener Verfasser aus verschiedenen oder gar denselben Zeiten seien, mag man sich nun unter diesen Gedichten mit Lachmann kleinere epische Lieder, oder mit Wolf grössere Continuationen und Rhapsodiencomplexe, oder endlich mit Grote und dessen Anhängern in sich abgeschlossne kleinere Epen vorstellen, hat man deshalb wohl noch nicht zu denken. Ilias und Odyssee, so wie sie uns vorliegen, sind trotz ihrer Mängel, ihrer Widersprüche, ihrer Unebenheiten und störenden Partien, immerhin grossartige Epopöien und unbestreitbare Kunstwerke ersten Ranges, und Griechen und Römer thaten Recht daran, sie als solche zu bewundern. Dass aber dichterische Kunstwerke auf dem Wege einer mehr oder minder

mechanischen Vereinigung ursprünglich disparater Theile von anderer Hand zu Stande kommen könnten, ist in der Geschichte der Litteraturen beispiellos, und in der That eine ganz unhaltbare Vorstellung. Die mittelalterlichen, insbesondere die Altfranzösischen Epen des Karlingischen Sagenkreises, geben uns in ihrer allmälichen Entstehung und stufenweisen Entwicklung werthvolle, zum Theil überraschende Fingerzeige, sobald es sich darum handelt, über die Vorstufen und Vorbedingungen der Homerischen Gedichte, die sicherlich in einer Art Volkspoesie zu suchen sind, bestimmte Vorstellungen zu gewinnen und wahrscheinliche Vermuthungen aufzustellen, für die Erklärung des zweiten Grundproblems der Homerischen Frage aber geben sie keinen Aufschluss, weil die Homerischen Gedichte, wie sie nun einmal sind, von vorn herein auf einer viel höheren Kunststufe stehen, als diejenige ist, zu welcher sich die mittelalterliche Epik irgendwie und irgendwo erhoben hat. Sollte man sich wirklich der Annahme nicht entziehen können, dass uns an mehreren Stellen der Homerischen Gedichte die nachträgliche Vereinigung ursprünglich selbständiger Stücke vorliege, dann müsste derselbe Homer, der zuerst eine Reihe nur lose oder gar nicht zusammenhängender Scenen aus dem Troischen Sagenkreis und dem Sagenkreis der Nosten möglicherweise im Anschluss an bereits vorhandene, ältere Vorlagen gedichtet hätte, diese Scenen im weiteren Verlauf seines dichterischen Schaffens auch zu grossen zusammenhängenden Epopöien vereinigt und umgedichtet haben, ohne dass es ihm gelungen, oder darum zu thun gewesen wäre, die übrig bleibenden Spuren dieser doppelten dichterischen Thätigkeit und der langsamen, allmälichen Entstehung seiner Werke zu verwischen. Die bereits im Alterthum aufgeworfene Frage endlich, ob Ilias und Odyssee als Werke desselben Verfassers zu betrachten sind, bleibt auch nach Beseitigung der Wolfschen Ansichten eine offene. Unstreitig aber fällt der Umstand, dass uns Ilias und Odyssee ganz dieselben kritischen Probleme darbieten, zu Ungunsten alter und neuer Chorizonten schwer ins Gewicht.

Register.




3 2044 037 136 975

